Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph, 1747-1810

Briefe über die Schweiz

Berlin 1784

BHS VI 72-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10709633-8
VD18 80215122-001

2 bänd ?

~~N. 116.~~

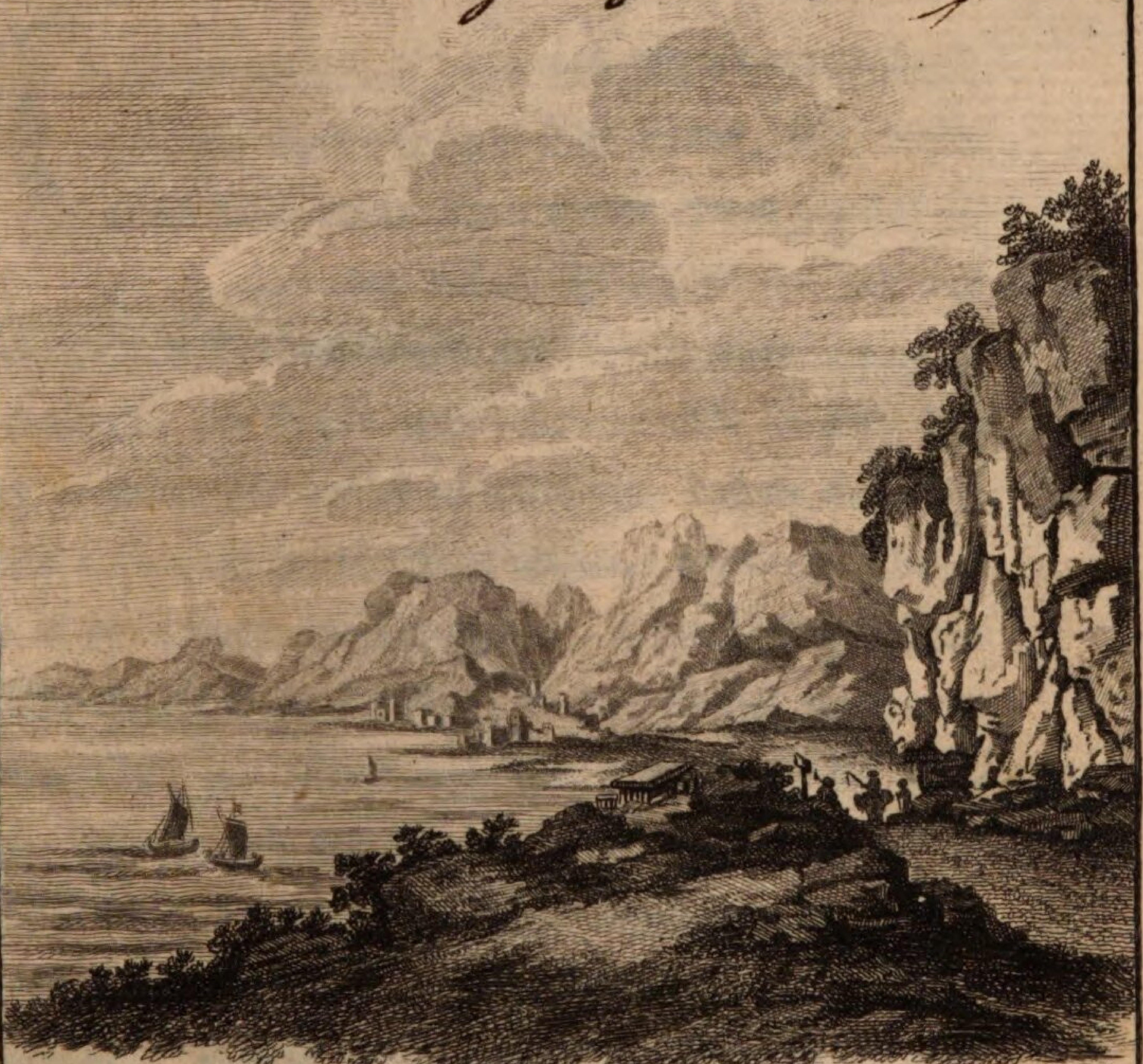
BHS VI 72-1

Bayerische Berg-, Hütten- und Salzwerke
Bibliothek:
Gruppe: VI
B Nr. 72
Aktiengesellschaft

Briefe über die Schweiz.

E Baader.

Vom Professor Meiners.
(Dieser starb im May 1810 zu Göttingen.)



der Neuenburger See — D. Berger Fecit 1784

Erſter Theil.

Berlin,
bey C. Spener 1784.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Als ich im vorletzten Jahre eine Reiſe in die Schweiz machte; dachte ich gar nicht daran, über dieſes ſo oft beſchriebene Land jemals etwas drucken zu laſſen. Als ich aber nach meiner Rückkunft die von mir aufgezeichneten Beobachtungen und Nachrichten durchlas, und ergänzte, um ſie für meine vertrauteſten Freunde lesbar zu machen, glaubte ich zu bemerken, daß ſie auch dem Publico nicht ganz unintereſſant ſcheinen würden. Unterdeſſen iſt der Hauptbewegungsgrund, warum ich die gegenwärtigen Briefe bekannt mache, dieſer: ſo viel in meinem Vermögen iſt, zur Ausrottung und Beſtreitung der Vorurtheile beyzutragen, welche einige nicht genug unterrichtete Schriftſteller wider die Schweiz zu verbreiten oder zu unterhalten ſuchen. Ich habe in der Schweiz ſo viel Vergnügen genoſſen, und ſo viele vortreffliche Menſchen kennen gelernt, daß ich mich der erſtern ſchämen, und der Freundſchafft der letztern unwürdig machen würde, wenn ich nicht alle meine Kräfte, und mein geringes Anſehen anwendete, ein Land, welches vor allen andern die Aufmerkſamkeit der

aufgeklärteſten Menſchen auf ſich zieht, gegen ungerechte Beſchuldigungen zu vertheidigen. Schweizeriſche Gelehrte würden dieſes ohne Zweyfel noch gründlicher thun können, als ich, allein ihre Schutzſchriften würden wahrſcheinlich bey einem größeren Werthe doch ein kleineres Gewicht haben, als die Erzählungen und Raiſonnements eines Ausländers, der ſchon bey manchen in dem guten Rufe ſteht, daß er ſich durch die ſeltenſten Verdienſte und Vorzüge großer Männer und ganzer Nationen nicht ſo ſehr blenden läßt, daß er nicht auch ihre Fehler bemerken, und wenn er Veranlaſſung dazu hat, freymüthig rügen ſollte.

Den gröſten Nutzen werden meine Briefe wahrſcheinlich jungen Leuten verſchaffen, die meiſtens unvorbereitet, ohne feſten Plan, ohne genaue Kenntniß des Landes, und ohne vorhergemachte Bekanntſchafften in die Schweiz reiſen, und ihre Zeit recht gut genutzt zu haben glauben, wenn ſie die vornehmſten Städte, einige der berühmteſten Männer, die Zeughäuſer, den Rheinfall, Staubbach, die Schneeberge, Gletſcher u. ſ. w. geſehen haben. Wo ſie auch hinkommen, überlaſſen ſie ſich blindlings der Führung ihrer Wirthe, Miethkutſcher, und Lehnbedienten, oder folgen höchſtens der Anweiſung eines, oder des andern neuern Reiſebeſchreibers. Wenn ſie irgendwo eine angenehme Bekanntſchafft machen, ſo bleiben ſie länger, als ſie ſollten, und laſſen ſich wohl gar verführen, in Gegenden mitzureiſen, wohin ſie zu gehen gar nicht die Abſicht hatten. Eine Folge hievon iſt, daß ihnen am Ende die Zeit zu

kurz wird, und daß ſie die wichtigſten Dinge unbeobachtet laſſen müſſen.

Selbſt alsdann, wenn ein junger Mann mit den gehörigen Kenntniſſen ausgerüſtet, und mit den nachdrücklichſten Empfehlungsſchreiben verſehen iſt, wird es ihm doch immer ſehr ſchwer, fremde Länder recht kennen zu lernen. Wenn Empfehlungsſchreiben nicht durch den Namen oder die Verdienſte deßjenigen, der ſie überreicht, mächtig unterſtützt werden, ſo ſind ſie in einem Lande, das häufig von Fremden beſucht wird, entweder von gar keinem Nutzen, oder ſie verſchaffen höchſtens ſehr entbehrliche Gefälligkeiten: nämlich eine oder mehrere Einladungen zum Eſſen und einen oder einige Gegenbeſuche. Weil junge Leute ſelten ſo viel Kenntniſſe, Erfahrung und reife Urtheilskraft beſitzen, daß ſie Männern von gewiſſen Jahren auf die Länge eine angenehme Unterhaltung gewähren, weil man ihnen überdem nicht immer ſo viel Klugheit oder Diſcretion zutraut, als zur Bewahrung von geheimen Nachrichten und Geſinnungen erfordert wird, ſo nähern oder eröffnen ſich ihnen gerade diejenigen Perſonen, an deren Hand allein man fremde Länder recht kennen lernt, ſelten ſo ſehr, daß ihr Umgang ihnen beſonders vortheilhaft werden könnte. Das jugendliche Alter iſt alſo dasjenige, wo man zwar die Zeit zu großen Reiſen am beſten entbehren, aber nicht, wo man dieſe am beſten nutzen kann.

Weil aber doch die meiſten Menſchen zu keiner andern Zeit, als in den letzten Jahren der Jugend oder in

den erſten des männlichen Alters reiſen können, ſo ſollte wenigſtens kein junger Mann eine große Reiſe antreten, bevor er nicht alles wichtige, was über die Länder, die er beſuchen will, geſchrieben worden, geleſen, bevor er ferner nicht die Abſichten, weßwegen er ſein Vaterland verläßt, genau beſtimmt, und einen ſo viel, als möglich, vollſtändigen Plan ſeiner ganzen Reiſe gemacht hätte. Einen ſolchen Plan hat man aber erſt alsdann entworfen, wenn man die Zeit, welche man zur Reiſe anzuwenden gedenkt, mit den Ländern und Oertern, die man ſehen will, verglichen, und überdem ſowohl die Entfernungen der Oerter, als die Zeit, welche zur Bewegung von einem Orte zum andern erfordert wird, und die für den Aufenthalt an einem jeden Orte übrig bleibt, erfahren hat. Wenn man mit dieſer Arbeit fertig iſt, ſo muß man noch forſchen, wie viel nach eines jeden Abſichten an einem jeden Orte merkwürdiges iſt, und alsdann erſt kann man beſtimmen, wie lange man ſich an einem jeden Orte aufhalten will. Alle dieſe ſchönen Vorſätze aber helfen wieder nichts, wenn man nicht Thätigkeit genug hat, ſie auszuführen, und Standhaftigkeit genug, ſich weder durch Vergnügungen und Höflichkeiten, die man irgendwo genießt, noch durch die Rathſchläge von Perſonen, die andere Abſichten haben, und andere Dinge merkwürdig finden, abwendig machen zu laſſen, ohne daß man die Zeit, die man irgendwo zugiebt, ſchon anderswo wieder zu gewinnen weiß. Wer nicht auf dieſe Art nach einem vorhergemachten Plane reiſt, der glaubt

in kurzer Zeit die halbe Welt durchſtreifen zu können, und ſieht am Ende doch viel weniger, als ein anderer, der gleich anfangs ſeine Wünſche nach dem Maaße ſeiner Zeit ordnete.

Für diejenigen, welche in die kleinen Cantone reiſen, iſt kein gefährlicherer Fallſtrick, als die mir nicht ganz erklärliche Begierde der meiſten Reiſenden, aus allen Kräften und ſelbſt über alle Kräfte zu eilen. Dies unruhige Vorwärtsſtreben muß ſehr allgemein und verführeriſch ſeyn, weil ich es ſelbſt in Perſonen bemerkt habe, die ſonſt über ſich und ihre Handlungen nachzudenken gewohnt waren. Sollte dieſe treibende Begierde etwa aus dem unangenehmen Gefühle der Beſchwerlichkeiten, die mit einer Reiſe durch die kleinen Cantone verbunden ſind, und aus dem geheimen Wunſche entſtehen, von dieſen Beſchwerlichkeiten, ſo bald als möglich, befreyt zu werden? Wenn man aber ſo zwecklos läuft, als viele zu thun pflegen, ſo ſetzt man ſich nicht bloß der Gefahr aus, ſeiner Geſundheit durch heftige Erhitzungen zu ſchaden, ſondern man beraubt ſich auch der ſüßeſten und dauerhafteſten Früchte der ganzen Reiſe. Gemeiniglich langt man alsdann bey den erhabenſten oder merkwürdigſten Gegenſtänden ſo erſchöpft an, daß man keine Kräfte für den Genuß, und keine Aufmerkſamkeit zum Beobachten übrig hat. Man verliert die Entzückungen, womit der Anblick der großen Werke der Natur unerſchlaffte Sinne würde überſtrömt haben, empfängt nur ſchwache Bilder von dem, was man geſehen hat, und kann alſo auch nicht einmal in der Folge durch die Einbildungs-

kraft das wieder nachholen, was man vor Ermüdung verſäumt und verloren hat. Demjenigen alſo, welcher einen Theil der Schweiz zu Fuß beſuchen will, kann man keine heilſamere Regel geben, als dieſe: ja nicht nach dem Ruhm zu ſtreben, mehr Stunden, als andere, an einem Tage gemacht zu haben, und noch weniger ſich durch das Drängen von Führern oder Begleitern, die ſich nach der Ruhe und dem Gaſthofe ſehnen, von der ruhigen Beobachtung ſeltener Phänomene abhalten, oder ſich darin unterbrechen zu laſſen. Zu ſolchen Wundern, als die Schweiz dem Wanderer darbietet, muß man nicht nur mit friſchen Sinnen und Kräften kommen, ſondern man muß ſich auch nicht einmal mit der erſten oder einer flüchtigen Ueberſicht begnügen. Man muß ſie vielmehr von allen Seiten betrachten, und die ganze Einbildungskraft gleichſam von ihnen ſo durchdringen laſſen, daß die empfangenen Abdrücke nicht ſo leicht durch die Länge der Zeit vertilgt werden können.

Den gegenwärtigen Zuſtand von Ländern, und lebende Freunde oder ganze Claſſen von Menſchen zu ſchildern, iſt eine viel ſchwerere Arbeit, als diejenigen ſich einbilden, die Reiſebeſchreibungen nur geleſen und nicht ſelbſt gemacht haben. Man iſt alle Augenblick in Gefahr, im Lobe oder Tadel zu viel zu thun, oder ſich doch den Schein davon zu geben. Ich bin mir zwar bewußt, daß ich nie wider meine Ueberzeugung gelobt, oder getadelt; doch geſtehe ich, daß ich öfter verdienten Tadel, als gerechtes Lob unterdrückt habe. Ich that dieſes allemal, wenn ich befürchten

muſte, daß ich durch Tadel nur allein kränken oder ärgern, aber nicht beſſern würde. Auch habe ich nie getadelt, um meine beleidigte Eitelkeit zu rächen, oder um meine Briefe dadurch zu würzen, oder um mir dadurch die Miene eines ſchwer zu befriedigenden Kenners zu geben. Wenn ich nicht loben konnte, ſo ſuchte ich meinen Tadel in die gelindeſten Worte einzukleiden, und ich hoffe deßwegen, daß ihn an manchen Stellen nur diejenigen, denen ich einen Wink geben wollte, bemerken werden. Bey aller dieſer Vorſicht werden ſich aber doch noch manche über die Freymüthigkeit oder Härte meiner Urtheile beklagen. Allein dieſe muß ich zu bedenken bitten, wie es am beſten ſey, daß Mißbräuche je eher, je lieber abgeſchafft werden, und daß dieſes am ſchnellſten zu geſchehen pflege, wenn man ſie öffentlich, und ohne Bitterkeit rügt. Wenn ich ohne Grund getadelt haben ſollte; ſo bin ich bereit zu wiederrufen, ſo bald man mir mein Unrecht zeigt. Nie aber werde ich mich der Ausflucht bedienen, daß mir ein unvorſichtiger Ausdruck entwiſcht ſey. Ich habe immer wohlbedächtlich, wiewohl ſtets in den wohlwollendſten Abſichten getadelt.

Faſt noch mehr als hämiſchen Tadel, haſſe ich die Treuloſigkeit, oder auch nur die kindiſche Unvorſichtigkeit, womit Reiſende bisweilen Geheimniſſe bekannt machen, wodurch diejenigen, von welchen ſie dieſelben empfangen haben, oft in die gröſte Verantwortung oder doch unangenehme Verlegenheit kommen. Wenn ich dem Publico alles das hätte mittheilen wollen, was man mir nicht als einem Rei=

ſenden, ſondern als Freunde anvertraut hat, ſo würde ich meine Briefe noch mit vielen intereſſanten Anekdoten oder brauchbaren Datis und Gedanken haben bereichern können. Allein fern ſey es von mir, Freunde oder Gönner oder auch nur ſolche Perſonen zu verrathen, die wegen ihrer unbegränzten Geſchwätzigkeit von Reiſenden nicht einmal Verſchwiegenheit fordern könnten, in deren Namen oder zu deren Beſten aber doch ein rechtſchaffener Mann Discretion und Klugheit auszuüben verpflichtet iſt. Nichts würde mich daher ſo ſehr beugen, als wenn ich hörte, daß ich auch nur einem entfernten Bekannten durch die eine oder andere Stelle Verdrießlichkeiten zugezogen hätte. Wenigſtens habe ich alles gethan, was in meinen Kräften war, um mich gegen einen Unfall zu ſichern, wo man ohne ſeine Redlichkeit zu verläugnen nicht einmal Genugthuung geben, oder Schaden erſetzen kann.

Wenn ich nicht ſchon ſeit langer Zeit allerley Zweyfel gegen die Glaubwürdigkeit auch der wahrhafteſten Reiſebeſchreiber gehegt hätte; ſo würde ich dergleichen gewiß auf meiner Reiſe aus eigner Erfahrung gefaßt haben. Es iſt mir nicht ſelten begegnet, daß ich ſowohl eigene Beobachtungen als Nachrichten von Perſonen, gegen deren Kenntniſſe und Aufrichtigkeit ich nicht den geringſten Argwohn hegen konnte, mehrmalen habe berichtigen müſſen, und ich hätte oft nur einen oder einige Tage weniger an einem Orte bleiben dürfen, um mit verſchiedenen falſchen Nachrichten und Bemerkungen wegzureiſen. Ich ſchmeich-

le mir alſo nicht, daß ich allenthalben lange genug geblieben bin, um die begangenen Fehler wahrzunehmen und zu verbeſſern; ich kann mir aber doch ſelbſt das Zeugniß geben, daß ich ſolche Fehler ſo viel als möglich zu verhüten geſucht habe. Ich begnügte mich nicht damit, das was ich ſelbſt ſah, ſorgfältig zu beobachten, die Erzählungen anderer, ſo viel es Zeit und Umſtände erlaubten, zu prüfen, und ſo wohl das Geſehene als Gehörte faſt immer an jedem Tage aufzuſchreiben; ich habe mich auch in der Folge bemüht, da wo ich im geringſten zweyfelhaft war, meine Ungewißheit durch genaue Erkundigungen zu heben und aufzuklären.

Vielleicht fällt es manchen Leſern, die mich kennen, und noch mehr ſolchen, die mich nicht kennen, auf, daß ich nicht nur die Empfindungen und Gedanken, welche der Anblick von gewiſſen Gegenſtänden in mir hervorbrachte, ſondern auch ſelbſt kleine Vorfälle erzähle, die uns auf unſerer Reiſe begegnet ſind. Damit man nun nicht glaube, daß ich die Abſicht gehabt habe, mich zum Helden eines Romans zu machen, ſo bemerke ich erſtlich, daß zwar nicht die einzige richtige, aber gewiß die einzige intereſſante und rührende Art Gegenſtände zu ſchildern, dieſe ſey, wenn man nicht bloß ihre Form, Größe, Breite u. ſ. w. ſondern hauptſächlich die Eindrücke darſtellt, welche ſie in einer geſunden, nicht empfindungsloſen und im Nachdenken nicht ungeübten Perſon erzeugt haben. Welche Leſer würden nicht unwillig werden, wenn z. B. ein Reiſebeſchreiber ihnen vom Rheinfall weiter nichts, als die Breite des Fluſſes, die Höhe der Fel=

ſen, die Maße des Waſſers, und die Tiefe und Geſchwindigkeit des Falls, ſelbſt mit der gröſten geometriſchen Schärfe angäbe? Wenn ich aber hin und wieder nicht bloß meine Empfindungen und Gedanken, ſondern auch Begegniſſe und beſonders gewiſſe mir ſehr erfreuliche Situationen berührt habe, ſo muß ich den Leſern, die mich nicht perſönlich kennen, offenherzig geſtehen, daß ich dieſe Briefe nicht bloß für ſie, ſondern auch für viele von meinen Freunden und Gönnern bekannt mache, denen ich wünſche, daß ſie die Stelle mündlicher Erzählungen vertreten möchten. Dieſen zu Gefallen habe ich nicht bloß Länder und Städte und Seen und Berge beſchrieben, ſondern auch hier oder dort angemerkt, wie ich mir in, oder auf denſelben gefallen habe. Mehrere meiner Freunde hatten entweder dieſelbige Reiſe, die ich gemacht habe, ſchon vollendet, oder werden ſie auch noch antreten, und dieſen wird es gewiß nicht unangenehm ſeyn, wenn ich ihnen an intereſſanten Orten gleichſam Spuren von mir zurücklaſſe. Wenigſtens würde mir meine Reiſe noch viel angenehmer geworden ſeyn, wenn ich einem meiner Herzensfreunde nachgereiſet wäre, und allenthalben gewußt hätte, daß ich mich jezt eben da freute, und eben das betrachtete, wo mein Freund ſich gefreut, und was mein Freund geſehen hätte. Auch diejenigen Leſer, die mich nicht als Menſch, ſondern nur als Schriftſteller kennen, werden, glaube ich, am Ende mit den ſeltenen Erſcheinungen des Reiſenden nicht unzufrieden bleiben Wenn dieſe Erſcheinungen nicht zu häufig, oder mit

eckelhaften Prahlereyen begleitet ſind, ſo bringen ſie allmälig eine gewiſſe Theilnehmung an der Perſon des Reiſenden hervor, wodurch ſich Reiſebeſchreibungen am meiſten von trockenen Topographien oder Geographien unterſcheiden, und auch viel anziehender als dieſe letztern werden.

Ehe ich dieſe Vorrede ſchließe, will ich meinen Leſern noch eine Frage vorlegen, die der Aufmerkſamkeit eines jeden Reiſenden werth iſt: woher es nämlich komme, daß alle Perſonen, die nicht zu ſchwächlich, oder ängſtlich, oder an eine zu einförmige gebundene Lebensart gewöhnt ſind, (denn dieſe ſind gemeiniglich Reiſehaſſer,) daß alſo die meiſten Menſchen ſo außerordentlich gern reiſen, ungeachtet man auf Reiſen unläugbar viele Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten entbehren muß, die man zu Hauſe genießt, und manchen Gefahren und Beſchwerlichkeiten ausgeſetzt iſt, die auch von den glücklichſten Reiſen unzertrennlich ſind? An ſtatt, daß man ſich zu Hauſe gegen Kälte und Hitze ſchützen, nach Belieben eſſen und trinken, ſchlafen und wieder aufſtehen, ruhen und arbeiten, allein oder in Geſellſchafft ſeyn kann; muß man auf der Reiſe oft alle Unbequemlichkeiten der Witterung, und bisweilen gar Hunger und Durſt ausſtehen. Man muß ſich gefallen laſſen, ſpät zu Bette zu gehen und früh wieder geweckt zu werden, ſchlecht oder doch zur ungewohnten Zeit, oder in langweiliger Geſellſchafft, und fern von ſeinen vertrauteſten Freunden zu ſpeiſen, und bey allem dem muß man ſich oft noch freuen, wenn man enge übelriechende Zimmer,

und verdächtige oder gar unreinliche Betten erhalten kann. Hiezu kommen noch die Qualen der Langenweile und Ungeduld, wovon lebhafte Perſonen befallen werden, wenn man ſie wider ihre Erwartung aufhält, die Grobheiten von Poſtbedienten, Wirthen, oder Aufwärtern, denen man auch mit der gröſten Sanftmuth und Höflichkeit nicht ganz ausweichen kann, die Beſorgniſſe, daß man in ſchlechten Wegen oder mit ſchlechten Pferden, und unerfahrnen Fuhrleuten umwerfen, oder ſtecken bleiben, oder etwas zerbrechen möchte, der Verdruß über das enge Beyſammenwohnen, und die daher entſtehende Unordnung, über das beſtändige Ein- und Auspacken, und über den Verluſt von Sachen, die entweder vergeſſen oder geſtohlen werden, endlich die Schmerzen des Abſchiedes von würdigen Menſchen, die man in ſeinem Leben wieder zu ſehen oft nicht hoffen kann u. ſ. w. Ich zweyfle ſehr, ob dieſe Unannehmlichkeiten von den Vergnügungen aufgewogen werden, um welcher willen man Reiſende am meiſten zu beneiden, und auch faſt ganz allein Reiſen zu unternehmen pflegt: durch die Vergnügungen neue und merkwürdige Oerter, Gegenden und Menſchen zu ſehen, und eine Menge angenehmer und nützlicher Kenntniſſe zu ſammlen, die man auf keine andere Art erlangen kann. Meiner Meynung nach liegt der gröſte und geheimſte Reiz des Reiſens in dem erhöhten Wohlbefinden des Cörpers und der ungewöhnlichen Heiterkeit des Geiſtes, die durch den beſtändigen Genuß einer freyen und geſunden Luft, durch anhaltende Bewegung

und Zerſtreuung und durch Entfernung von allen häuslichen Sorgen und anſtrengenden Geſchäfften hervorgebracht werden. Wenigſtens habe ich gefunden, daß Perſonen, auf deren Geſundheit, Bewegung und friſche Luft nicht die vortheilhaften Wirkungen hatten, die ſie gemeiniglich zu haben pflegen, aller Vergnügungen ungeachtet, die ſie genoſſen, doch bald des Reiſens überdrüßig wurden, und ſich nach Hauſe zu ſehnen anfingen. Diejenigen hingegen, die von einem feſtern Bau ſind, und gereiſt haben, werden geſtehen, daß ſie das Wonnegefühl einer vollkommnen Geſundheit des Leibes, und einer faſt gar nicht zu überwindenden guten Laune, nie in dem Maaße und ſo anhaltend, als auf Reiſen in ſich wahrgenommen haben. Dies beglückende Gefühl wird nicht einmal durch große Beſchwerlichkeiten unterdrückt. Wenn man auch noch ſo ſehr erſchöpft und ermüdet iſt, ſo bleibt man doch meiſtens heiter, und tröſtet ſich mit der Hoffnung einer baldigen Stärkung durch Ruhe, Speiſe und Trank, deren Süßigkeiten man auch nur auf Reiſen ganz empfinden kann. Freye Luft und beſtändige Bewegung ſchenken aber nicht bloß dauerhafte Geſundheit des Cörpers und Geiſtes, und die damit verbundene größere Empfindlichkeit gegen alles Gute und Schöne, und geringere Reizbarkeit gegen alles Unangenehme und Häßliche; ſie verſchaffen auch unmittelbar angenehme Empfindungen, deren man ſich bey einer geringen Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt bewußt werden kann. Es giebt gewiß nur wenig Menſchen, denen eine ſanfte und raſche Bewegung in ei-

nem bequemen Wagen, und auf einem guten Wege nicht ſo ſüße Gefühle erweckte, daß ſie dieſelben nur in der Stille genießen zu können glauben, und ſchon durch Geſpräche zu ſchwächen oder zu zerſtören fürchten. Auch werden nur wenige ſeyn, die nicht auf Reiſen an manchem kühlen und heitern Morgen die Luft mit einer ſolchen Gierigkeit eingeſogen hätten, als wenn ſie mit einem jeden Athemzuge einen vollen Freudenbecher oder gar den Trank des Lebens ausleerten.

Der zweyte und letzte Theil dieſer Briefe wird in der nächſten Meſſe erſcheinen, und die Beſchreibung meiner Reiſe durch die kleinen Cantone, und die Franzöſiſche Schweiz enthalten.

C. Meiners.

Erſter Brief.

Tuttlingen am 5ten Jun. 1782.

Liebſter Freund.

Da ich mich jetzo der Schweiz mit ſtarken Schritten nähere, und faſt ſchon ſchweizeriſche Luft einathme, ſo erinnere ich mich meines Verſprechens, Ihnen das Merkwürdigſte, was mir in dieſem Lande der Freyheit aufſtoßen würde, mitzutheilen, und fange gleichſam zur Vorübung an, die Beobachtungen niederzuſchreiben, die ich in einem Theile von Oberſchwaben gemacht habe, oder machen werde. Wir fuhren vorgeſtern von Stuttgart nach Tübingen ab, nachdem wir den Segen unſers verehrungswürdigen Großvaters, und die wärmſten Wünſche unſerer übrigen Freunde und Verwandten für die glückliche Fortſetzung unſerer Reiſe empfangen hatten. Wir hielten uns unterwegens eine gute Stunde in dem Flecken Echterdingen auf, um den berühmten Paſtor Hahn kennen zu lernen. Weil uns niemand vorbereitet hatte, ſo wunderten wir uns Anfangs über das, was uns in ſeinem Hauſe zuerſt in die Augen fiel, nicht wenig. In

dem Zimmer, in welches man uns hineinführte, und das einer Werkſtätte ähnlich ſah, ſaßen drey Schneider und eine Spinnerin in voller Arbeit. Aus dieſem Zimmer gingen wir durch eine offene Thür in ein kleines, nicht beſſer aufgeräumtes und unausmöblirtes Cabinet, oder Cämmerchen, wo der Herr Pfarrer neben ſeinen Pfarrkindern (denn für ſolche hielt ich die vorhergenannten Perſonen) ſtudirte. Sein Aeußeres entſprach vollkommen ſeiner Wohnung und Hausrath, und verrieth die Einfalt eines wahrhaftig großen Mannes, der ſich mit allem begnügt, wenn er ſeinen Gedanken nur ungeſtört nachhängen kann, und der vor den wichtigern Dingen, womit er ſich ſtets beſchäfftigt, keinen Augenblick für die Bemerkung übrig behält, daß er nicht mehr Bequemlichkeiten, als ſeine Bediente habe, oder daß Menſchen, die viel weniger werth ſind, als er, ſich ſchämen würden, wenn ſie Fremde in ſolchen Zimmern und in einem ſolchen Aufzuge annehmen ſollten. Die Art, wie wir empfangen wurden, war zwar nicht ſehr zuvorkommend; doch fand ſich auch keine Spur von angenommener virtuoſiſcher Sprödigkeit und Kälte darin, die durch Schmeicheleyen erweicht ſeyn will. In Herrn Hahn's Geſichte fand ich manche von den Zügen wieder, die ich ſo oft in den Mitgliedern von Brüdergemeinden mit ſo vielem Vergnügen beobachtet hatte. Am meiſten aber drückten ſich in ſeinen Mienen Frömmigkeit und innere Ruhe aus, wodurch auch das Feuer ſeiner ſchwarzen Augen, deren Strahlen unter den halbgeſchloſſenen Augenliedern beſcheiden hervorſchimmerten, auf eine merkliche Art gemildert wird. In ſeiner ganzen Perſon ſah man nicht die geringſte Zierlichkeit oder bemerkbare Sorgfalt für Anzug, aber

auch eben ſo wenig beleidigenden Schmutz. Er zeigte mir die Werkſtätte, wo er vormals vier, jetzt aber nur zwo Perſonen unter ſeiner Aufſicht arbeiten läßt. Unter ſeinen Werken zogen beſonders zwey meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Das erſte iſt ſeine Rechenmaſchine, mit deren Hülfe man alle Operationen mit den größten Zahlen bis auf zehn Millionen geſchwind und ohne Fehl vornehmen kann. Dieſe Maſchine muß auch einen jeden Nichtkenner in Erſtaunen ſetzen, weil man ſogleich ſieht, wie unendlich viele Combinationen gemacht und verworfen werden muſten, bevor der Erfinder diejenige traff, die in einem ſo kleinen Raume ſo vieles leiſtete, und ſo viele Abſichten vereinigte und erfüllte. Die ganze Maſchine iſt keinen halben Fuß hoch, und hat nicht viel mehr als einen Fuß im Durchſchnitt. Nicht weniger bewundernswürdig war eine Uhr, die alle Jahr nur einmal aufgezogen wird, und die gar nicht von Staub, oder Kälte und Froſt leidet, weil ſie ihren Staub ſelbſt abſchüttelt, und die Pendel nicht von Metall, ſondern von Holz iſt. Sowohl dieſe, als alle ſeine übrigen Werke, ſind bis auf die von ihm erfundene Waage, die in den umliegenden Gegenden faſt allgemein aufgenommen iſt, in ihrer Zuſammenſetzung ſo einfach, und in ihren Wirkungen ſo zuſammengeſetzt, wie die Werke der Natur, und gleichen den letztern auch noch darin, daß ſie eben ſo wenig nach Muſtern und Vorſchriften verfertiget ſind. Alle dieſe neuen Schöpfungen zeigt Ihnen der fromme Mann, als wenn es fremde Werke wären, mit einer Beſcheidenheit, die aus keiner andern Quelle, als aus der beſtändigen Gegenwart des Gedankens entſtehen kann, daß alle gute Gaben von oben herab kommen. Wohnte Herr Pfar-

rer Hahn in Paris oder London, oder hätte er nur einen kleinen Antheil von der erlaubten Klugheit der Kinder der Welt, und ihrer Kunſt ſich gelten zu machen, ſo würde er gewiß für das, was er iſt, für das erſte oder eins der erſten mechaniſchen Genies in ganz Europa gehalten werden. Merkwürdig iſt es, daß ſein Bruder, der vormals ein Wundarzt war, gleichfalls ein berühmter Uhrmacher iſt, und Uhren von eigenthümlicher Erfindung verfertigt. Wenn ich dieſe beyden Männer mit andern ihnen ähnlichen Künſtlern und Erfindern vergleiche; ſo fällt mir immer wieder die Bemerkung ein, die ich Ihnen, wenn ich nicht irre, ſchon ſonſt mitgetheilt habe, daß faſt keine Art von Genies mehr prädeſtinirt, oder zu gewiſſen Arbeiten mehr vorher beſtimmt zu ſeyn ſcheint, als die mechaniſchen, daß auch keine andere ſo ungünſtige Umſtände und ſo große Schwierigkeiten überwinden, und daß endlich auch keine ſo oft alles Unterrichts entbehren und alles ſo ganz allein aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen pflegen.

Mit tiefer Ehrfurcht für den Erfinder und ſeine Werke, die ich geſehen hatte, nahm ich, wie von den Freunden Abſchied, die mich von Stuttgart aus bis hieher begleitet hatten. Bey den ſchönen Wegen über die Berge, die zwiſchen Stuttgart und Tübingen liegen, und die man vormals bey ſchlechtem Wetter nicht ohne Lebensgefahr hinauf- und hinabfahren konnte, kamen wir noch bey hellem Sonnenſchein zu unſerm lieben Freunde, dem Herrn Profeſſor G., den ich ſchon vormals hatte kennen lernen. Gleich an dieſem erſten Abend erneuerte ich noch mehrere alte Bekanntſchafften, und machte einige neue nicht weniger intereſſante. Am folgenden Tage ſchien ſich das Wetter auf eine dauer-

hafte Art aufzuheitern, und ich ging deßwegen ſchon früh mit mehrern Freunden außerhalb der Stadt ſpazieren. Wir nahmen unſern Weg auf den Berg, von welchem man ſowohl das Ammer- als das Neckarthal überſieht. Der Rücken des Berges war wider meine Erwartung an den meiſten Stellen unfruchtbar und unbebaut; allein ohngefähr zwo Stunden von der Stadt öffnete ſich an einem Abhange deſſelben und den Gränzen eines Tannenwaldes, eine Ausſicht, mit welcher ich auf immer eins der Lieblingsfächer meiner Einbildungskraft ausgefüllt habe. Wir entdeckten mit einem Blick die zauberiſchen Windungen des Neckar, die lachenden und fruchtbaren Fluren und Wieſen, die dieſer Fluß durchſtrömt, und einen ganzen Haufen von Städten und Dörfern, die ſo nahe beyſammen liegen, daß es faſt ſcheint, als wenn das Land ſeine Einwohner nicht alle ernähren könnte. Nach Tiſche umging ich in einer angenehmen Geſellſchafft den Berg, der rechts von dem Thore weg liegt, in welches man von Stuttgart aus hineinfährt. Wir wandelten beſtändig in üppigen Wieſen, die gerade in dem Zeitpuncte ihrer größten jugendlichen Pracht waren, und bis an den Gipfel des Berges hinanſtiegen, eine Erſcheinung, die ich zuerſt in Schwaben ſah, und die mir ein Vorbild von dem war, was ich in der Schweiz zu ſehen hoffte. Die Gegend um Tübingen iſt ohne Vergleichung ſchöner, als die Stadt ſelbſt, wiewohl ſich auch die letztere ſeit einigen Jahren ſehr aufgenommen hat. Die Univerſität und das Kloſter ſind beyde ohngefähr noch in eben dem Zuſtande, in welchem ich ſie das erſtemal gefunden hatte.

Heute reiſten wir um 6 Uhr bey dem ſchönſten Wetter von Tübingen ab, und fanden auf den beyden

erſten Stationen bis Hechingen und Balingen nichts intereſſantes, als das Bergſchloß Hohenzollern, das Stammhaus des großen Königs von Preußen, an welchem der Weg nahe vorbey geht. Hätten Sie es mir wohl zugetraut, daß ich dies verlaſſene Bergſchloß ganze Stunden lang faſt unverwandt, bald mit bloßen Augen, bald mit einem Fernglaſe betrachtet habe, und daß ich, wenn ich meinen Blick nur auf einige Augenblicke wegwandte, immer fürchtete, etwas wichtiges verſäumt und überſehen zu haben? Wer aber könnte auch dieſe Gothiſchen Trümmer anſehen, ohne ſie mit der prächtigen Königsſtadt und den ſtolzen Palläſten des großen Friederichs zu vergleichen, und wem ſollte es hier nicht einfallen, daß eben der Held, deſſen Vorfahren vielleicht lange in den Thälern, wo ich jetzt fuhr, Reiſende und Kaufleute überfielen, nunmehr mit Hunderttauſenden zur Vertheidigung ſeines Volks und ſeiner Bundesgenoſſen ausziehen könne? Die regelmäßige Geſtalt und vorzüglich die Höhe des über alle ſeine Nachbaren ſtolz hervorragenden Berges, auf welchem Hohenzollern liegt, trugen nicht wenig zur Verſtärkung des Eindrucks bey, den ſein Anblick und die dadurch veranlaßten Gedanken in mir hervorbrachten. Nur auf ſolchen Höhen, als die von Hohenzollern ſind, und bey einer ſolchen Lebensart, als ihre erſten Bewohner führten, konnten Geſchlechter gegründet werden, die ſo viele Jahrhunderte durch unverdorben, und ohne Ausartung fortdauerten. Recht gern hätte ich während meines Aufenthalts in Stuttgart Hohenſtaufen beſucht; allein das ſchlechte Wetter, das faſt beſtändig fortdauerte, hielt mich ab, den Diis manibus der erſten gekrönten Aufklärer des weſtlichen Europa, und der

kühnen Gegner der unleidlichen Allgewalt des Römiſchen Hofes zu opfern.

Der Weg bis Balingen iſt gemacht; allein der von Balingen nach Aldingen war äußerſt ſchlecht, wie ich ihn hier gar nicht mehr erwartet hatte. Von dem letzten Orte bis Tuttlingen beſſerte er ſich wieder, ſo wie die Gegend an Schönheit und Fruchtbarkeit alle übrigen, durch die wir von Stuttgart aus gekommen waren, ſehr weit übertraff. Wir fuhren ſtets durch die fetteſten Aecker und Wieſen, die an beyden Seiten bis an den Fuß hoher Gebürge liefen, deren Häupter und Seiten mit dunkeln Wäldern bewachſen waren. In ganz Teutſchland habe ich nicht ſo ſchön gebaute Flecken und Dörfer, und in ganz Schwaben nicht ſo ſchöne Männer geſehen, als hier; die Weiber ſind aber deſto häßlicher, und machen ihre Häßlichkeit durch ihre Pelzmützen, durch ihre kurzen Mieder und Röcke nur noch auffallender. Ich konnte mich kaum von meinem Erſtaunen erholen, als ich in der Nachbarſchafft des Schwarzwaldes eine ſchönere Natur und glücklichere Menſchen, als im übrigen Schwaben antraff. Aus dieſen Gegenden, noch mehr aber aus dem eigentlichen Schwarzwalde ſind die Emigranten, die wir ſchon von Bamberg aus faſt alle Tage antraffen, die mit Weib und Kind nach Weſtpreußen ziehen, und deren Zahl ſich nach zuverläßigen Nachrichten ſchon auf mehrere Tauſende belaufen ſoll. Der Herzog von Würtemberg kann ſolche Auswanderungen vermöge der Landesgeſetze nicht verbieten oder hindern; allein man ſollte mit der größten Schärfe die Menſchendiebe aufſuchen, die leichtſinnige Perſonen verführen, ihr Vaterland, wo ſie Verwandte, Freunde, Credit, einen guten Namen

und die beſte Gelegenheit haben, ſich und ihre Familie zu ernähren, gegen eingebildete goldene Schlöſſer oder doch gegen ferne unbekannte Gegenden zu verlaſſen. Ich kann mir unmöglich vorſtellen, daß mehrere tauſende von Auswandernden aus nichtswürdigen Menſchen beſtehen ſollten, die in ihrem Vaterlande nichts zu verlieren hätten, und in einem jeden andern lande ſich beſſer, als in ihrem Geburtsorte zu befinden hofften. Sowohl das fruchtbare Oberſchwaben, als die weniger fruchtbaren Gegenden des Schwarzwaldes gewinnen viel durch die Nachbarſchafft der Schweiz. Das eine ſchickt den nichtackerbauenden Nachbaren ſeinen Ueberfluß von Früchten, und die andern ihren Ueberfluß von Menſchen zu, die kurz vor der Erndtezeit feierlich in alle Schweizer Städte, Flecken und Dörfer einziehen, wo ſie von den landleuten, die ihre Arme brauchen, auf eine gewiſſe Zeit gemiethet werden. Heute begegnete es mir zuerſt, daß ich mich einem Poſtillion gar nicht verſtändlich machen, und auch ihn nicht verſtehen konnte. Nicht weit vor Tuttlingen fuhren wir an einem ſchönen aber unbedeutend ſcheinenden Strömchen her, der uns aber bald wichtiger wurde, als wir hörten, daß dies die Donau ſey. Den Eifer, womit man in dieſen Gegenden das Feld baut, konnten wir aus den vielen ungeheuren Miſthaufen ſchließen, die ſelbſt in Tuttlingen vor den Häuſern aufgethürmt ſind.

Coſtanz am 7ten Junius.

Der geſtrige Tag war unſtreitig der ſchönſte und einer der rührendſten unſerer ganzen Reiſe. Schon um 3¾ Uhr brachen wir von Tuttlingen auf, und fuhren in der ſanften Dämmerung, die vor der Morgen-

röthe eines ſchönen Tages vorhergehet, den hohen Berg hinan, der ſich gleich hinter der Stadt erhebt. Wir ſahen bald den erſten Schimmer der Morgenröthe, der ſich mit jedem Augenblicke verſtärkte: dann die Scheibe der Sonne, wie auf dem Berge liegend, hinter welchem ſie hervorging, aber nicht glänzender, als der aufſteigende Vollmond zu ſeyn pflegt, und endlich den Sonnencörper in ſeinem vollen Glanze, der Wälder und Berge vernichtete, und das ganze unter uns liegende Thal in ein Feuermeer verwandelte, in welchem die geblendeten Augen lauter Wellen und Ströme von röthlichem Lichte erblickten. — Als wir die Höhe des Berges erreichten, zeigte man uns die Schneegebirge, aber in einer ſo großen und ungewiſſen Entfernung, daß wir ſie leicht für weißes Gewölke hätten halten können. Beym Hinabfahren kamen wir in einen Wald, und in dieſem Walde in einen gefährlichen Hohlweg, der an manchen Orten ſo ſteil war, daß wir der tiefen und mit großen Steinen angefüllten Gleiſe ungeachtet ein Rad ſperren muſten. Ich hielt es kaum für möglich, daß wir unſern Wagen unbeſchädigt aus dieſem gegen eine große Tiefe ſich neigenden Wege herausbringen würden. Nachdem wir aber einmal den Wald überwunden hatten, ſo wurden wir auch für unſere kleinen Aengſtlichkeiten durch die ſeltſamſte und romantiſchſte Fahrt belohnt. Wir kamen in das Bett eines Waldſtroms, das ganz mit kleinen Kieſeln und Grand gepflaſtert und von der Natur ſelbſt zu einer ebnern und feſtern Chaußee bereitet war, als Menſchenhände je gebaut haben. In dieſem ausgehöhlten Bette fuhren wir, wie in den Schachten oder Eingeweiden eines Berges, und waren oft von blühenden Geſträuchen,

die von beyden Seiten über den Weg hingen, ſo beſchattet, daß wir kaum über uns den heitern Himmel, und höchſtens die Spitzen der nahen Gebürge ſehen konnten. Von Engen aus reiſten wir durch viel fruchtbarere Fluren, als wir zwiſchen dieſem Orte und Tuttlingen angetroffen hatten, auch lagen faſt auf allen Bergſpitzen ehrwürdige Ruinen alter Ritterſchlöſſer vor uns. Unter allen dieſen zog aber keins unſere Augen ſo ſehr an ſich, als Hohentwiel, wo unſer verehrungswürdige Großvater manche kummervolle Jahre in dem härteſten Gefängniſſe zubrachte. Ich will gar nicht einmal verſuchen, Ihnen die mancherley Regungen von Mitleiden, Freude und andern Empfindungen zu ſchildern, die beym Anblicke des Hohentwieler Felſens von neuem, aber lebhafter als jemals, in uns erwachten. So etwas läßt ſich nicht allein nicht beſchreiben, ſondern auch nur einmal ganz empfinden. Als wir an den Fuß des Berges und zwar an die Stelle kamen, wo man hinauf zu gehen und hinauf zu fahren pflegt, ſtiegen meine Frau und ich aus, und ließen den Wagen nach Singen vorausfahren. Wir kletterten muthig die erſten Anhöhen oder Abſätze hinan, muſten aber doch wegen der großen Hitze einigemal Halte machen, und in einer dieſer Pauſen erblickten wir auf einmal den ganzen Bodenſee mit ſeinen reitzenden Inſeln. Selbſt in die untere Feſtung wurden wir nicht eher eingelaſſen, bis wir unſer Empfehlungsſchreiben, das wir von Stuttgart mitgebracht hatten, vorzeigten, und einen Soldaten mitnahmen, der uns in das Haus begleitete, welchem wir empfohlen waren. Unter der Leitung von eben ſo gefälligen als ſichern Führern gingen wir allenthalben hin, wohin es uns erlaubt war. Wir ſahen die von

mehrern Reiſebeſchreibern erwähnten und an Ketten hängenden Steine, die vormals Fürſten und Prinzen des Würtembergiſchen Hauſes mit eigener Hand herauf getragen hatten, und unter welchen einige ungeheure Stücke waren. Wir ſprachen den alten ehrlichen Gefangenwärter, der unſerm Großvater ſo lange und ſo treulich gedient hatte, und der ſich außerordentlich freute, eine Enkelin des ihm ſo theuren Herrn Conſulenten zu ſehen. Wir genoſſen endlich die entzückende Ausſicht, die der Herr von Moſer mit ſo vieler Wärme und Wahrheit in ſeinem Leben ſchildert, die wir aber noch unermeßlicher und prachtvoller würden gefunden haben, wenn nicht, wie es im Sommer auch bey dem heiterſten Wetter um die Mittagszeit immer geſchieht, ein dünner Nebel und der zu lebhafte Schimmer der Luft uns die nächſten Gegenſtände etwas verdunkelt, und die entferntern entzogen hätte. An einem hellen Tage aber muß es nicht lange nach dem Aufgange, oder gegen den Untergang der Sonne leicht ſeyn, den ganzen Lauf ſowohl der Schweizer- als Tyrolergebürge deutlich wahrzunehmen und zu unterſcheiden. Nachdem wir unſere Augen und Herzen genug geweidet hatten, gingen wir auf einem bequemen Fußſteige nach Singen hinunter, von woher der Herr von Moſer das Singen in der Kirche hören konnte. Dieſe ganze Seite des Berges war mit großen Felsſtücken und ganzen Haufen von Graus bedeckt, welche die Zeit vom Felſen abgeriſſen hatte. Die obere Feſtung liegt auf dem bloßen Felſen, der von allen Seiten, die einzige ausgenommen, von welcher man hinauf kommen kann, faſt ſenkrecht, und unerſteiglich abgeſchnitten iſt; doch glaubten wir hin und wieder die Stellen bemerken zu können, über welche einige für

ihre Freyheit alles wagende Gefangene heruntergekommen seyn könnten. Die Höhe dieſes majeſtätiſchen Felſens wage ich nicht nach bloßem Augenmaaße zu beſtimmen; allein man ſieht ſchon in einer Entfernung von mehrern Stunden, daß er ſich über alle ſeine Nachbaren, die mit ihm gleichſam den Vorgrund oder die Vorgebürge der nächſten Schneeberge ausmachen, ſehr weit erhebt. Ich begreife kaum, warum man Fremde nicht ohne ausdrückliche eigenhändige Erlaubniß des Herzogs auf die obere Feſtung läßt. Wenn Furcht vor heimlichen Unterhandlungen die Urſache davon wäre, ſo würde man auch gegen Soldaten, Bediente, und ſolche Perſonen, welche die Nothwendigkeiten des lebens auf die Feſtung bringen und am eheſten verdächtige Verbindungen unterhalten könnten, ſtrenger ſeyn müſſen, als man wirklich iſt. Gegenwärtig ſoll auf der obern Feſtung nur ein einziger Staatsgefangener, ein Herr von Knobelsdorf ſitzen, der ehemals in Preußiſchen Dienſten war, und vor etwa zwölf Jahren einige junge leute von der Herzoglichen Garde verführen wollte. Wahrſcheinlich hat der Kummer über ſein langwieriges Gefängniß und noch mehr die häufigen Anfälle von Wuth über die vereitelten Hoffnungen und Entwürfe ſeines Glücks, und über die in einem finſtern und ſchimpflichen Kerker wegſchleichenden ſchönſten Jahre ſeines lebens ſein Gehirn verrückt. Wenigſtens ſchreit er, der Sage nach, manchmal wie ein Beſeſſener, und ſtößt die gräßlichſten Schmähungen gegen den Herzog mit einer ſo furchtbaren Stimme aus, daß man ſie in großen Entfernungen hören kann.

Von Singen aus nahmen wir nicht den nächſten Weg auf Coſtanz, ſondern den längern und ſchönern

über Stein am Rhein, wo dieſer Fluß ſich in ein engeres Bett zuſammenzieht. Schon vor dieſer Stadt wurden die Gegenden vorzüglich ſchön; allein dieſe verſchwanden ganz aus unſerer Einbildungskraft, als wir uns nicht weit hinter Stein den Ufern des Rheins näherten und an ſeinem und nachher am Geſtade des Bodenſees fortfuhren. Was wir hier mehrere Stunden hinter einander ſahen, ging über alles, was unſere Augen bisher geſehen, und unſere Phantaſie zuſammengeſetzt hatte. Wenn wir nicht in den faſt zuſammenhängenden Städten, Flecken und Dörfern fuhren, ſo fanden wir uns immer unter prächtigen Alleen von Obſtbäumen, die das Ufer des Sees nicht nur verſchönern, ſondern auch befeſtigen. Dieſe Bäume ſind eben ſo ſehr, als der allenthalben ſichtbare Wohlſtand, ein Beweis der höchſten Cultur des Landes, und der ländlichen Induſtrie ſeiner Einwohner. Viele von ihnen ſenkten ihre Aeſte in den hellen See hinab, und wurden bisweilen von Stützen gehalten, die man im Grunde des Sees befeſtigt hat. Unter und neben dieſen Bäumen ſieht man entweder kleine niedliche Wieſen, oder Weingärten, oder Fruchtfelder, die bis an den äußerſten aufgemauerten Rand des Ufers laufen. Die Ausſicht wird durch die Bäume im geringſten nicht eingeſchränkt. Man ſieht vielmehr, ſo weit das Auge reicht, dem majeſtätiſchen Lauf des Rheins und den noch prächtigern Gewäſſern des Bodenſees nach, die in der Nähe mit bläulichen, in der Ferne aber mit weißlichen Streifen durchſchnitten, und von einem friſchen Winde mit einem angenehmen Geräuſche an unſere Füße geworfen wurden. Wir ſahen auf dem Rhein nur wenige, aber auf dem See deſto mehr Schiffe, die ſich mit großer

Geſchwindigkeit nach allen Richtungen hinbewegten. Die entgegengeſetzten Ufer waren gleich denen, an welchen wir herfuhren, mit blühenden Städtchen, Flecken und Dörfern, mit Capellen und Klöſtern, mit Landhäuſern und Schlöſſern bekränzt. Zu unſerer Rechten hatten wir meiſtens Weinberge oder Fruchtfelder, die ſich in abwechſelnden Höhen bis an den Fuß oder die Seiten von Bergen hinzogen, welche entweder mit Waldung bedeckt oder auch mit ſchönen Capellen und Landhäuſern beſetzt waren. Mitten in dieſen Wundern der Natur war es uns nicht möglich im Wagen zu bleiben. Unſere Freude war nicht ruhig und ſtill, dergleichen eine gewöhnlich ſchöne Natur zu gewähren pflegt, ſondern vielmehr ein unruhiges Entzücken, das unſer Herz und Blut merklich ſchneller bewegte, und ſich hervordrängen und mittheilen wollte. Gewiß alſo würde ich die Herrlichkeiten der Schöpfung noch inniger genoſſen haben, wenn ich ſie mit Ihnen und mit meinen übrigen Freunden und Freundinnen genoſſen hätte, denn es war mir immer, als wenn ich nicht alles mit meinen Sinnen faſſen könnte, oder als wenn ich vor allen meinen übrigen Freunden nicht werth wäre, ſolche Herrlichkeiten allein zu empfinden, als ich wirklich empfand. Wenn die Wege hin und wieder beſſer (denn an dieſer Seite des Rheins und des Bodenſees ſind ſie noch nicht gebaut,) und die Gebürge an der rechten Hand etwas entfernter geweſen wären; ſo würde ich zu der paradiſiſchen Landſchafft gar nichts hinzuzuſetzen, oder wegzuwünſchen gehabt haben. Gegen Abend wurde uns ein Theil des Vergnügens, was uns noch beſtimmt war, durch die elenden Pferde geraubt, die wir in Singen erhalten hatten. Dieſe wa-

ren ſo ausgemergelt, und abgetrieben, daß wir mit genauer Noth erſt um 9 Uhr in Coſtanz ankamen, und alſo volle acht Stunden auf einem Wege von drey Meilen zubrachten.

Coſtanz am 8ten Junius.

Geſtern Morgen beſuchte ich Herrn Pitzenberger, Profeſſor der Philoſophie, und den einzigen Schriftſteller in Coſtanz, der ſich durch mehrere ſchöne Werke rühmlich bekannt gemacht hat. In ſeiner und einiger ſeiner Freunde Geſellſchafft beſahen wir noch vor Tiſche den Hafen, oder Damm, die Domkirche und das Gebäude, in welchem das berühmte Concilium gehalten wurde. Der Saal, auf welchem die heiligen Väter ſich verſammleten, ſieht jetzo einem großen noch nicht lange aufgeräumten Magazin ähnlich, und wird auch wirklich in der Meßzeit von Kaufleuten zu einem Waarenlager gebraucht. Die Ausſicht auf den großen Bodenſee, an deſſen Ufer das Concilienhaus liegt, iſt entzückend; ich zweifle aber, ob die frommen Männer, die Hieronymus von Prag und Huß richteten, in ihren blutdürſtigen Verſammlungen für die Schönheiten der Natur Gefühl übrig behalten haben. Man zeigt noch die Stühle, auf welchen der Kaiſer und Pabſt geſeſſen haben ſollen. Dieſe ſind ſo einfach, daß jetzo vielleicht kein Haupt auch nur einer kleinen teutſchen Reichsſtadt die damaligen Häupter der Kirche und des Reichs darum beneiden würde. Die ehemalige Reſidenz der Biſchöffe ſieht einem Gefängniſſe ähnlicher, als einem Pallaſte. Die Domkirche iſt aber viel heller, reinlicher und weniger mit Zierrathen überladen, als Gothiſche Gebäude von gleichem Alter ſonſt zu ſeyn pflegen. Das

Chor iſt wirklich ſchön. Die Wände ſind mit Alabaſter ausgelegt, und alle Stuffen aus ſchwarzem oder grauem tyroliſchen Marmor gearbeitet. Vor der Kirche zeigt man den Stein, auf welchem Huß ſeiner prieſterlichen Würde entſetzt, und die Säule, unter welcher er zum Tode verurtheilt wurde. Die Statüe, welche man zur Schändung ſeines Andenkens unter einer Canzel im Dom errichtet hatte, iſt von eifrigen Katholiken durch Anſpeien und Verſtümmelungen auf eine grauſame Art gemißhandelt worden. Dies würde wahrſcheinlich jetzo nicht mehr geſchehen, da ſelbſt der Pöbel einzuſehen anfängt, daß man Huß ungerechter Weiſe verdammt, und daß ſeine Mörder den Verfall der Stadt hauptſächlich verurſacht haben. In einem Winkel des Doms war der Tod der Mutter Gottes vorgeſtellt, bey welcher traurigen Begebenheit mehrere Apoſtel in Mönchskleidern erſchienen.

Nachmittags machten wir in Geſellſchafft des Herrn Profeſſor Pitzenberger eine Spazierfahrt nach der Inſel Meinau, gewiß der reizendſten unter den kleinen Inſeln in unſerm Erdtheile. Während der ganzen Fahrt war der Himmel rein und unbewölkt: die Luft milde und ſtärkend, die ganze Landſchafft von dem hellſten Sonnenglanze erleuchtet, und der unabſehbare See ſo ruhig, als der Himmel, deſſen Bild aus ihm zurückſtrahlte. Während daß wir durch die ſanfteſte Bewegung auf der Spiegelhellen Fläche fortgetrieben und unſere Ohren durch ſchöne Melodien ergötzt wurden, (denn unſer Freund hatte eine Geſellſchafft von muſikaliſchen Studenten eingeladen,) gingen prächtige Klöſter, und Landhäuſer und Schlöſſer, oder glückliche Städte, Flecken und Dörfer, oder abwechſelnde ländliche Scenen vor unſern

ſern Augen vorüber. Ich genoß gewiß eben ſo viel Vergnügen, als vorgeſtern, aber dies Vergnügen war von einer ganz andern Art. Ich mochte nicht allein nicht reden, ſondern kaum reden hören, und ich war am ſeligſten, wenn ich mich recht in meinem Buſen freuen, und mein Entzücken ganz in mir verſchließen konnte. Zu dieſer ſtillen Freude trugen wahrſcheinlich die ſanfte gleichförmige Bewegung des Schiffs und der Ruder, die unbewegliche Heiterkeit des Himmels und Waſſers, welche ich über mir und um mich her ſah, und endlich der Anblick der feierlichen landſchaft nicht wenig bey, deren lauteſte Geräuſche nicht zu uns herüberdringen, und deren Gewimmel wir nicht genau unterſcheiden konnten. Als wir nach einer Fahrt von einigen Stunden an der bezaubernden Inſel an's land ſtiegen, wurden wir unter der Anführung unſers lieben Begleiters allenthalben auf das freundlichſte aufgenommen. Ungeachtet ein Commandeur des teutſchen Ordens, dem die ganze Inſel gehört, in dem ſchönen Pallaſte reſidirte, um eine Cur zu brauchen, ſo erhielten wir doch die Erlaubniß, alle Zimmer, Garten, Keller u. ſ. w. zu beſehen. Auf das ſchöne Schloß war ich nicht um der Zimmer und ihrer Möblen, ſondern vorzüglich um der Ausſicht willen neugierig, die ich mir daraus verſprach. Und in der That war ſie auch von dem Balcon des dritten Stocks ſo außerordentlich reich, daß ich mir kaum vorſtellen kann, in der Schweiz noch etwas ſchöners zu finden. An dem nähern Ufer ſah man Weinberge, Fluren und Wieſen, die biſchöfliche Reſidenz, mehrere alte Schlöſſer, und eine Menge von Dörfern und Flecken. Wenn man ſich aber ein wenig nach der rechten Hand wandte; ſo verlor ſich das Auge in den blauen

Gewäſſern des Sees, deſſen Gränze man nicht unterſcheiden konnte, und hinter welchem in kaum erreichbarer Ferne die beſchneyten Spitzen himmelhoher Berge hervorſtiegen. Die ganze Inſel, die etwa drey Viertel Stunden im Umfange hat, ſieht einem prächtigen Garten gleich, in welchem fette Wieſen und Aecker, bedeckte Gänge, ſtolze Weinberge, kurz alles was die Natur nur ſchenken und die Kunſt veredeln kann, in bald ſanfter, bald ſteiler über einander erhabnen Terraſſen verſammlet und vertheilt iſt. In den Kellern, die in den Felſen hineingehauen ſind, iſt eine ſo große Sammlung von Weinen, als ich vorher noch nie geſehen habe. Unter den alten Seeweinen (ſo nennt man diejenigen, die auf den Inſeln, und an den Ufern des Bodenſees gebaut werden,) waren mehrere, die mit den älteſten Rheinweinen hätten wetteifern können. Noch nie, glaube ich, hat ein Fremder dieſe glückliche und mir ewig unvergeßliche Inſel verlaſſen, ohne ſie zu ſegnen, und mit einem leiſen Seufzer der Sehnſucht zu wünſchen, daß es ihm doch möglich ſeyn möchte, in dieſem Elyſium bisweilen einen Theil der ſchönen Jahrszeit hinbringen zu können. Unſere Rückreiſe war eben ſo angenehm, als die Hinfahrt, und wir hatten noch das Vergnügen, daß ein friſcher Abendwind unſere Segel füllte, und uns ſchneller, als unſere Ruderer gekonnt hätten, in den Hafen von Coſtanz brachte.

Schaffhauſen am 10ten Junius.

Geſtern bin ich früh genug angekommen, um alles zu beſehen, was ich beſehen wollte, und ich würde daher wahrſcheinlich jetzo ſchon wieder auf dem Wege nach Zürch ſeyn, wenn nicht die Begierde, der Muſterung

oder wenigſtens dem Auszuge der Schaffhäuſer Cavallerie beyzuwohnen, mich zurück gehalten hätte. Die große Bewegung, welche dies militäriſche Feſt ſo wohl in der Stadt, als in unſerm Gaſthofe hervorbringt, hat mich ſchon eine Stunde nicht ruhen laſſen, und ich ſchreibe Ihnen dieſes früh um fünf Uhr. Meine Phantaſie iſt überdem noch ganz mit dem prächtigen Schauſpiel des Rheinfalls ausgefüllt, von dem ich mich gerne ſogleich mit Ihnen unterhalten möchte, wenn ich nicht noch einiges von Coſtanz nachzuholen hätte.

Vorgeſtern frühſtückten wir bey Herrn Profeſſor Pitzenberger, wo ich Herrn Pater Oberletter, einen gelehrten und aufgeklärten Auguſtiner, kennen lernte. Mit dem erſtern beſuchte ich noch einige andere Profeſſoren, und auch die öffentliche Bibliothek, die aber nur ein dürftiger und unbedeutender Reſt oder Ausſchuß der ehemaligen Bücherſammlung der Jeſuiten iſt. Nach Tiſch gingen wir zu den Dominicanerinnen, die unter der Aufſicht des Herrn Profeſſor Hauſer junge Mädchen im leſen, Schreiben und einigen weiblichen Arbeiten unterrichten. Dieſe Kloſterfrauen haben keine Clauſur, und ſie können daher Beſuche von Fremden annehmen, und auch ſelbſt außer dem Kloſter geben. So viel wir ihrer ſahen, hatten ſie alle eben ſo heitere, als unſchuldige Geſichter. Die erſten lehrerinnen ſind in Freyburg unterrichtet worden; ziehen aber jetzt ſelbſt ihre Nachfolgerinnen nach. Ihre Schülerinnen ſind in drey Claſſen abgetheilt. In der unterſten werden die Buchſtaben, in der zweyten das Buchſtabiren, in der dritten das leſen und Rechtſchreiben nach Herrn Felgers Methode gelehrt. Dieſe Anſtalt würde ich an einem jeden andern Orte mit Vergnügen beobachtet haben.

Noch viel mehr Freude aber machte ſie mir, da ich ſie in Coſtanz traff, einer Stadt, die außerordentliche Hülfsmittel braucht, wenn ſie nicht, wie bisher, weit hinter den übrigen Städten des Katholiſchen Teutſchlandes zurückbleiben will. Nachdem wir dem Unterrichte mehrerer Nonnen faſt zwo Stunden mit vieler Theilnehmung zugehört hatten, ſetzten wir uns ſogleich in ein Schiff und eilten, ſo geſchwind wir konnten, der Inſel Reichenau im kleinen Bodenſee zu. Dieſe Fahrt würden wir gewiß neu und bezaubernd gefunden haben, wenn wir nicht den Tag vorher die Reiſe nach Meinau gemacht hätten. So aber ſchien uns die erſtere eben ſo tief unter der letztern zu ſeyn, als Reichenau in Anſehung ihrer Lage unter ihrer kleinern Schweſter iſt. Der See, auf welchem man fährt, iſt viel ſchmaler. Die Ufer niedriger, weniger abwechſelnd und bebaut, und bisweilen ſumpfigt; und die Ausſicht nicht ſo groß und ausgebreitet. Gleich nachdem wir auf der Inſel angelandet waren, beſuchten wir den Herrn Decanus und deſſen Vicarius, und unter der Führung dieſer beyden gefälligen Männer erſtiegen wir die höchſte Anhöhe der Inſel, wo ein Crucifix aufgerichtet iſt, und wo man das ganze fruchtbare Eyland ſammt den nahen umliegenden Geſtaden überſehen kann. Die Inſel, die ohngefähr fünf viertel Stunden lang und eine halbe breit iſt, lag ganz, mit dem ſchönſten Frühlingsgrün bekleidet, im ruhigen See, der wie ein Lichtmeer ſchimmerte. Sowohl die Weinberge als Fruchtfelder ſind wie Gärten eingefaßt, und das Vieh läuft frey und ohne Hirten auf den Plätzen herum, die man zu Weiden hat liegen laſſen. Auf Reichenau ſelbſt wächſt der beſte Seewein, Schleitheimer genannt, den man uns mit der einneh-

mendſten Gaſtfreundlichkeit im Hauſe des — — — vorſetzte. Rebland iſt hier noch einmal ſo theuer als Ackerland. Ein Juchart von 36000 Quadratſchuh koſtet aber doch nur ohngefähr tauſend Gulden und würde gewiß vielmehr koſten, wenn Coſtanz einen beſſern Handel hätte, und die vortrefflichen Producte der benachbarten Gegenden vortheilhafter abſetzte. Als wir vom Spaziergange zurückkamen, wurden wir in den Dom geführt, ein altes, dunkles, dreyhundert Schuh langes Gebäude, wo man Reiſenden unter oder vielmehr vor allem andern den Zahn und das Grab Carls des Dicken, das Grab und die Gebeine des heiligen Marcus, und den berüchtigten von Carl dem Großen geſchenkten Smaragd zeigt. Man geſtand, daß es ſchwer halten würde, die Aechtheit der Gebeine des heiligen Evangeliſten zu beweiſen; allein man behauptete, und wie ich glaube, mit Recht, daß man auf Reichenau eben ſo gegründete Anſprüche, als in Venedig darauf mache, die Reliquien des heiligen Marcus zu beſitzen. Den angeblichen Smaragd hielt keiner von den Herren, die ihn zeigten, für ächt, und würde auch ich nach dem bloßen Anblick, ohne das mir bekannte Urtheil der Kenner, nicht dafür gehalten haben, ungeachtet ich nicht weiß, wie ein ächter Smaragd von gleicher Größe ausſehen würde. Die Maſſe ſoll etwa 28 Pfund ſchwer ſeyn. Sie iſt einige Zoll dick, etwa einen Fuß breit, und noch einmal oder etwas mehr als einmal ſo lang. Sie iſt ferner blaßgrün und durchſichtig, aber nicht rein, ſondern inwendig mit Spalten und Streifen durchſchnitten, dergleichen man in Stücken von geſpaltenem dicken Glaſe ſieht. Dies vormals ſo bewunderte Kleinod beſteht jetzo aus zweyen ungleichen Fragmenten,

in welche es wahrſcheinlich durch Unvorſichtigkeit einer Perſon, die es zeigte, oder ſich zeigen ließ, zerworfen worden. Die alte hölzerne Einfaſſung, wodurch dieſe Stücke nur ſehr unſicher zuſammengehalten werden, laſſen in der Folge abermals einen ähnlichen Unfall befürchten. Ungleich wichtiger, als der Domſchatz, iſt die Bibliothek des Kloſters, die außer den gedruckten Werken vierhundert zwey und ſiebenzig Manuſcripte, und zwar faſt die Hälfte auf Pergament geſchriebene, enthält. Dieſe Sammlung war vormals noch viel zahlreicher, allein die heiligen Väter auf der Kirchenverſammlung zu Coſtanz, haben oft ganze Ladungen wichtiger Handſchriften kommen laſſen, und faſt nichts wieder zurückgeſchickt. Unter den übrig gebliebenen ſind mehrere aus dem neunten und zehnten Jahrhunderte, die aber meiſtens durch Motten auf eine ſchreckliche Art zugerichtet ſind. Ich zweifle daran, ob die Manuſcripte vom Cicero de officiis, vom Perſius, Salluſt, Boethius und andern alten Autoren (zu denen man noch alte Ueberſetzungen des Ariſtoteles und Plato rechnen muß) ſchon gebraucht worden ſind. Ueber allen dieſen Merkwürdigkeiten verſpäteten wir uns ſo ſehr, daß wir erſt um zehn Uhr wieder nach Coſtanz kamen, und alſo in der Finſterniß der Nacht von unſern Freunden Abſchied nahmen.

Reichenau iſt eine von den unzähligen Gegenden in Teutſchland, die durch den Eifer frommer und arbeitſamer Geiſtlichen aus unzugänglichen und öden Wildniſſen in reizende Wohnſitze glücklicher Menſchen umgeſchaffen worden ſind, und um derentwillen man gern einen Theil des Mißbrauchs vergißt, welchen man in der Folge von den Früchten der von beſſern Vorfahren

bebauten und errungenen Beſitzungen gemacht hat. Die Abtey Reichenau, die ſchon im achten Jahrhundert geſtiftet wurde, erhielt in den erſten Jahrhunderten nach ihrer Stiftung unermeßliche Güter und Reichthümer, verarmte aber nachher durch die unſinnige Verſchwendung von Aebten ſo ſehr, daß zuletzt nur zween adeliche Capitularen übrig blieben, und die Abtey mit dem Bißthum Coſtanz vereinigt wurde. Der Biſchoff ſoll durch dieſe Vereinigung mehr an landesherrlichen Rechten und Hoheiten, als an Einkünften gewonnen haben. Er unterhält noch immer zwölf Patres, denen alles, was ſie brauchen und verlangen, ohne Einſchränkung und Vorſchrift gereicht wird, von welchen er aber doch ſolche, die ihm nicht gefallen, wegſchicken kann.

Coſtanz gehört zu den ödeſten Städten in Teutſchland, und vielleicht in Europa, und dies iſt um deſto trauriger, da ſie in Rückſicht auf Lage viel mehr, als die reichen und handelnden Städte St. Gallen, Zürch und Schaffhauſen begünſtiget iſt. Rund um ſich her, hat ſie die fruchtbarſte Natur: hinter ſich die eben ſo reichen Landſchaften an dem ganzen Umfange des Boden-Sees, und den ſchönen Ufern des Rheins, deren Producte ſie alle verſenden, und denen ſie wieder das, was ihnen abginge, zuſchicken ſollte. Die Haupt-Epoche ihres Verfalls war unſtreitig die Zeit der Kirchenverſammlung, welche, ſcheint es, auch eine arme Stadt auf mehrere Menſchenalter hätte bereichern müſſen. Durch das große Gedränge von Fremden aber, welches das Concilium hervorbrachte, wurden, ſagt die Ueberlieferung, alle Lebensmittel auf einen ſo ausſchweifenden Preis hinaufgetrieben, und Kaufleute und Handwerker ſo ſehr eingeſchränkt, vielleicht auch betrogen,

daß ſie ſich gezwungen ſahen, Schaarenweiſe auszuwandern. Nachdem Handel und Gewerbe einmal einen tödtlichen Stoß empfangen hatten, konnten ſie ſich nicht leicht wieder erholen. Beyde wurden durch alle Reize der Freyheit in die benachbarten Schweizeriſchen Städte gezogen, und in Coſtanz nicht allein nicht ermuntert, ſondern immerfort noch niedergedrückt: und zwar nicht durch Härte oder fehlerhafte Verfügungen der Regierung, ſondern durch Uebel, welche die Regierung vielleicht ſchon lange gern gehoben hätte. Allein wie konnte ſie bisher ganze Haufen betender Mönche zu nützlichen Arbeiten anhalten, oder die Verſchwendung von Domherren einſchränken oder zurückhalten, welche die Früchte des Landes (es giebt freylich immer Ausnahmen) unter fremden Völkern, oder doch in Producten eines ausländiſchen Luxus verſchwenden? Auch hier iſt der gemeine Mann mehr wider die reichen Pfründen der Domherren, als wider die Armuth der Klöſter, beſonders der Capuciner eingenommen, die oft Noth leiden, und ſchon ſeit geraumer Zeit, ohne daß man es ihnen unterſagt hätte, keine Almoſen mehr ſammlen. Den Verfall der Stadt kann man ſchon allein aus dem niedrigen Preiſe und der Miethe der Häuſer ſchließen. Man hat hier ein Haus, freylich ein kleines, für zwölf Gulden feil geboten. Für acht bis zehn Gulden miethet man ſchon anſehnliche Häuſer, und für funfzig bis ſechzig kann man die beſten Quartiere haben. Das Maaß von gewöhnlichen Seeweinen koſtet nur zween bis vier Creuzer; allein dieſer Wein iſt auch viel herber, als der Markgräfler oder Schaffhäuſer, ſo herbe, daß ich ihn nicht ohne Ueberwindung trinken konnte, wiewohl man mich verſicherte, daß er ſehr geſund ſey.

Die Sprache und Ausſprache iſt in Coſtanz der unſerigen viel ähnlicher, als die in Schwaben, und ſelbſt in einigen Gegenden von Franken; und dieſes iſt in der That zu bewundern, da die Einwohner der Stadt keine andere, als Andachtsbücher leſen, (denn nur ſolche kann man in den hieſigen Buchläden kaufen, andere Werke muß man von Zürch kommen laſſen;) und rund umher mit Menſchen umgeben ſind, deren Teutſch man verſucht wird für eine ganz fremde Sprache zu halten. Ehe ich Coſtanz verlaſſe, muß ich Ihnen doch noch erſt ſagen, daß ich eine Wallfahrt nach der heiligen Stätte vornehmen wollte, wo Huß verbrannt worden iſt; allein man weiß zwar, daß der Scheiterhaufen in dem ſogenannten Paradieſe errichtet worden; allein keiner kann genau den Platz angeben, wo dieſer Märtyrer der Wahrheit getödtet worden iſt.

Geſtern reiſeten wir früh über Zell und Singen nach Schaffhauſen ab. Dieſer Weg bis Singen iſt viel bequemer, als der von Singen über Stein nach Coſtanz, allein er iſt auch viel weniger angenehm. So lange man noch an dem Ufer des kleinen Bodenſees und an der Seite von Reichenau herfährt, iſt die Gegend freylich ſchön, aber die Ausſicht beſchränkter und einförmiger, als zwiſchen Stein und Coſtanz. Wir wurden an den Thoren von Schaffhauſen weder gefragt, wer wir wären, noch unſere Sachen viſitirt, und weder das eine, noch das andere ſoll in den übrigen Schweizeriſchen Städten geſchehen. Die große Menge von wohlgekleideten und gutgenährten Menſchen, beſonders von blühenden Kindern, die wir in allen Straßen erblickten, und die uns auf unſere Fragen höfliche, aber freymüthige und zuverſichtliche Antworten gaben,

ließen uns bald die angenehme Bemerkung machen, daß wir in einem glücklichen Lande der Freyheit ſeyen. Nachdem wir die berühmte Brücke über den Rhein, die vornehmſten Straßen der Stadt, und die Stadt ſelbſt von der Anhöhe, wo vormals eine Burg oder eine Feſtung war, beſehen hatten, ſo fuhren wir nach dem Rheinfalle, um ihn von der Zürcher Seite zu betrachten. Als wir bey dem Schloſſe Laufen ankamen, und auf die erſte Laube geführt wurden, wo man dies Schauſpiel der Natur überſieht, erſtaunten wir, nicht über die Größe der Erſcheinung, ſondern darüber, daß ſie ſo weit unter unſerer Erwartung war. Wir ſahen Ströme von weißem ſchäumenden Waſſer queer durchs ganze Bett des Fluſſes herabfallen, und hörten ein heftiges Getöſe; allein weder Augen noch Ohren wurden ſo gerührt, daß wir nicht einen heimlichen Unwillen gegen diejenigen empfunden hätten, die ſo viel Geſchrey über das, was wir jezo vor uns ſahen, machen könnten. Als wir aber an dem ſteilen Ufer des Rheins auf den kleinen hölzernen Treppen zu der Brücke oder hölzernen Gallerie hinabſtiegen, die an den Rand, und man kann ſagen, in den Katarrakt ſelbſt hineingebaut iſt, da, beſter Freund, hörten und ſahen wir Dinge, die unſere Ohren nie gehört, unſere Augen nie geſehen hatten, die keine menſchliche Zunge auszuſprechen, keine Kunſt zu erreichen vermag, die endlich ſolche Empfindungen hervorbringen, von denen man in Leſern, oder Hörern nicht einmal Annäherungen oder Anfänge erwecken kann. Ungeachtet wir alle Augenblicke, beſonders wenn ein Windſtoß die Dünſte auf uns zutrieb, mit ganzen Wolken von feinem Staubregen bedeckt wurden; ungeachtet der Boden, auf welchem wir ſtanden, auf ei-

ne ſo furchtbare Art zitterte, als wenn er von heftigen Erdbeben erſchüttert würde; ungeachtet wir ſtets in Gefahr waren, von einem Gewitterſchauer überfallen zu werden: ſo konnte ich mich doch nicht eher losreißen, als bis ich alles genoßen und gleichſam erſchöpft hatte. In den erſten Augenblicken ſtanden wir voll ſtummen anbetenden Erſtaunens da, und in der Folge konnten wir uns unſere Bewunderung nur durch Geberden, Mienen und Blicke zu verſtehen geben, weil Worte und Geſchrey ſelbſt vor dem Donnern des Waſſerfalls nicht würden gehört worden ſeyn. Als ich mich nachgerade von dem erſten betäubenden, nahe an Entſetzen gränzenden Erſtaunen erhohlte, und das, was ich ſah und hörte, und die in mir vorgehenden Bewegungen unterſcheiden konnte, verſuchte ich es, von dem erhabenen Schauſpiele, was mich ſo tief gerührt hatte, gleichſam eine ſchwache Zeichnung in Worten zu entwerfen, weil ich fühlte, daß, wenn ich es nicht gleich auf der Stelle thäte, ich eine Stunde nachher nicht den hunderſten Theil von dem, was ich jetzo mit meinen Sinnen wahrnahm, mit meiner Phantaſie wieder erreichen würde. Allein ich unterlag bald dieſen erſten Verſuchen, und fand, daß die Kunſt ihre eigenen Werke und auch die ſchönen Werke der Natur nachahmen könne, daß es ihr aber unmöglich ſey, erhabene Gegenſtände und Scenen in Worten oder andern Zeichen treu darzuſtellen, und dasjenige nur einigermaßen auszudrucken, was den Rheinfall zu einer der größten Erſcheinungen in der Natur macht. Denn gerade die eine jede andere ſichtbare Bewegung und ſelbſt die Schnelligkeit unſerer Gedanken überſteigende Geſchwindigkeit, womit man unaufhörlich Wellen über Wellen herſtürzen ſieht, als

wenn ſie von der Hand des Allmächtigen herabgeſchleudert würden, ferner die unglaubliche Kraft, womit dieſe Wellen die aus ihrem ſchon Jahrtauſende geſchlagenem Bett hervorragenden Felſen zerſprengen und ſich ſelbſt zernichten zu wollen ſcheinen, endlich die unendliche Mannigfaltigkeit von ganz neuen Tönen, Getöſen und Geſtalten, womit die Wellen in ſich ſelbſt hinein und wieder heraus ſtrudeln, gerade dieſes, alſo, was am meiſten Bewunderung und Erſtaunen hervorbringt, läßt ſich weder durch Worte, noch durch Zeichnungen, und durch dieſe noch weniger als durch jene ausdrücken. Zwar iſt kein Menſch im Stande, in Worten die Gröſſe deſſen, was er geſehen hat, nach Würden zu beſchreiben; allein man kann doch bemerken, was man nicht auszudrücken vermag, und einigermaßen andeuten, was man dabey empfunden hat. Dies alles kann der Mahler und Zeichner nicht, und es bleibt ihm weiter nichts übrig, als die umliegende Gegend des Rheinfalls, die Formen der Felſen, von und an welchen der Rhein herabſtürzt, die Geſtalt und Farbe der Wellen u. ſ. w. alſo nur das, was da ſeyn könnte, ohne den Rheinfall zu einem ſo ſeltenen Phänomen zu machen, in einem verſtümmelnden oder doch bis zur Unkenntlichkeit verkleinernden Bilde darzuſtellen. Auch die glücklichſten Zeichnungen liefern demjenigen, der nicht eben das was der Künſtler beobachtet hat, keine treue Darſtellung des hinreißenden Schauſpiels, ſondern nur einen ſchwachen Schattenriß, der höchſtens dazu dienen kann, das, was man vormals ſah, von Zeit zu Zeit zu erfriſchen und zu erneuern. — Schon eine halbe Stunde vor dem Fall, nämlich vor der prächtigen Rheinbrücke bey Schaffhauſen wird das Bett des

Rheins ſo abſchüßig, und der Fluß ſelbſt ſo reißend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müſſen. Nahe vor dem großen Sturze aber werden ſeine Gewäſſer durch unzählige theils verborgene, theils hervorragende Klippen in fürchterliche Strudel und ſchäumende Wellen zerſpalten, bis er endlich von einer Höhe von etwa fünf und ſiebenzig Schuhen an einer ſteilen aber unebenen Felswand herunter ſchießt. Gerade an der Stelle, wo die herabſtürzenden Fluthen ſich mit dem Fluße wieder vereinigen, ſteigen zween Felſen hervor, unter welchen der zweyte der gröſte, der erſte aber, den man von der Zürcher Seite ſieht, der kleinſte und gebrechlichſte iſt. Sein Fuß iſt durch die Gewalt der Wellen gröſtentheils verzehrt, und es ſcheint, als wenn eine jede ihn von neuem angreifende Waſſerſäule denſelben umwerfen könnte. Dieſer Fels macht, daß man nur einen Theil des Waſſerfalls, denjenigen nämlich überſehen kann, der zwiſchen ihm und dem Ufer iſt, auf welchem man ſteht. Dieſer Theil iſt aber unſtreitig der wichtigſte, und läßt ſich wiederum in vier Abſätze zerlegen. Beym erſten ſtürzen die Wellen mit einer ſolchen Gewalt herab, daß es faſt unmöglich iſt, mit ſterblichen Augen einen ſtärkern ſinnlichen Ausdruck von Kraft zu ſehen. Schon von dieſem erſten Sturze ſteigen unaufhörlich Wolken über das obere Bett des Fluſſes empor, und es iſt, als wenn man in die Spitze einer mächtigen Waſſerſäule hineinſähe, die durch künſtliche Triebwerke in die Höhe gehoben, und zulezt in Nebel und feinen Regen zerſtäubt würde. Die drey übrigen Fälle ſind weniger hoch, allein die Wuth der Wellen iſt gerade da am größten, wo ſie ſich in die Abgründe verlieren, die ſie ſich ſelbſt ausgehöhlt haben. Dieſe Abgründe werfen ohne Unterlaß Strah-

len von milchweißem Waſſer und dicke Staubwolken aus, deren Geſtalten und Wälzungen eben ſo mannigfaltig, als die der Wellen ſind, aus denen ſie entſtehen, und die ſichtbar und langſam dem entgegengeſetzten Ufer zugetragen wurden. Als wir den Waſſerfall von der intereſſanteſten Seite betrachtet hatten, ſtiegen wir wieder zur obern Laube hinauf, entſchloſſen uns aber ſogleich, uns an das andere Ufer des Rheins überſetzen zu laſſen. Wir kletterten einen faſt unwegſamen und in der That gefährlichen Fußſteig hinab, der an eine der erſten Stellen führt, wo man ohne Gefahr über den Fluß ſetzen kann. Gefährlich iſt dieſer Fußſteig deßwegen, weil man gar nichts hat, woran man ſich halten kann, und er faſt durchgehends mit kleinen, glatten, und beweglichen Kieſeln bedeckt iſt, die bey einem unvorſichtigen Tritt unter dem Fuß verſchwinden. Der leichte Kahn, in den wir uns ſetzten, tanzte auf den Wellen des Fluſſes, der von ſeinem gräßlichen Falle noch heftige unnatürliche Bewegungen und gleichſam Zuckungen litt. Ich geſtehe aufrichtig, daß ich nicht ganz ohne Furcht war, ungeachtet ich mehrmalen viel wildere Wellen und heftigere Bewegungen von Schiffen erfahren hatte. Der Führer unſers Kahns war ein junger Bube, der zwar kurz vorher einen guten Freund glücklich herüber gebracht hatte, von dem ich aber doch nicht wußte, wie geübt er war, und ob er nicht durch eine einzige ungeſchickte Bewegung unſern kleinen Nachen umwerfen könnte. Eben dieſes konnte auch geſchehen, wenn einer von uns ſich vor einem unvorhergeſehenen Schrecken zu ſehr auf die eine oder die andere Seite neigte. Die größte Gefahr, in die wir wirklich kamen, hatte ich gar nicht einmal geahndet, daß wir

nämlich mitten auf dem Strome von einem heftigen Windſtoß getroffen werden könnten. Wir erreichten aber glücklich das andere Ufer, und überſahen nun freylich die ganze Breite, und alle Abtheilungen des Waſſerfalls mit einem Blick; allein dies Schauſpiel war doch mehr neu, und ſeltſam, als groß und Bewunderung erregend, indem man ſchon zu weit entfernt iſt, als daß man die Kraft und Geſchwindigkeit der Wellen recht wahrnehmen könnte. Wir gingen beyläufig in den Drathzug, der im Waſſerfall ſelbſt angelegt iſt, und durch die gebändigten Wellen des Rheins getrieben wird. Ungeachtet es regnete, und ich mich durch naſſes Gras und Buſchwerk durcharbeiten muſte, ſo ſtieg ich doch an dem Rand des Katarrakts hinab, welchem ich jetzo am nächſten war. Hier iſt der Sturz des Waſſers immer noch heftig, aber doch ſo weit unter dem entſetzlichen Fall an der entgegengeſetzten Seite, daß ich meine Mühe gar nicht belohnt glaubte. Auf der Rückfahrt ſahen wir die Majeſtät des ganzen Falls viel beſſer, als von dem Ufer, das wir zuletzt verlaſſen hatten. Die ganze Scene wurde auf einen Augenblick von der Sonne erleuchtet, durch welche Erleuchtung alles uns viel näher gebracht, und ſo wohl die weiße Farbe der Wellen und Staubwolken, als die bläulichen und grünlichen Streifen, die man hin und wieder in dem abſtürzenden Waſſer ſieht, ſehr erhoben wurden. Regenbogen ſahen wir nicht; allein dieſe entbehrte ich am eheſten, weil man ſie eben ſo gut bey künſtlichen Cascaden, und doch bey keinem Waſſerfall ſo ſchön und prächtig, als am Himmel ſelbſt ſehen kann. Auf der Rückfahrt ſchien es uns immer, als wenn wir dem Waſſerfall viel näher kämen, als wir ihm bey der Abfahrt vom Zürcher

Ufer geweſen wären: eine Täuſchung, die unſtreitig daher entſtand, weil wir das ganze furchtbare Schauſpiel jetzo gerade vor Augen hatten. Im Anfange oder in der Mitte des Monats, wenn wir ihn ſahen, iſt der Fall am ſchönſten, weil der Rhein alsdann am waſſerreichſten iſt. Früher ſchmilzt der Schnee noch nicht recht auf den hohen Gebirgen, und einige Wochen ſpäter iſt das Meiſte weggeſchmolzen, was ſich den letzten Winter von ſchmelzbarem Schnee geſammlet hat. Im Winter ſind alle Seen und Flüſſe in der Schweiz am kleinſten, und alsdann iſt der Rhein unmittelbar unter dem Fall ſo ruhig, daß man bis an den zweyten und größten Felſen hinanfahren kann, welches jetzo eine durchaus unmögliche Unternehmung wäre. So ungeheuer aber auch die Gewalt des herabſtürzenden Stroms, und ſo hoch das Felſenbett iſt, von welchem er herunter fällt, ſo haben mich doch mehrere glaubwürdige Leute verſichert, daß Lächſe es oft verſuchen, gegen den Fall hinanzuſpringen. Sie ſollen gleichſam auf oder an den hervorſtehenden Klippen Ruhepuncte nehmen, und bisweilen in mehrern Abſätzen das höhere Bett erreichen, öfter aber zurückgetrieben und verwundet, oder gar zerſchmettert werden. Wenn man den Rheinfall in der Jahrszeit ſieht, worin wir ihn ſahen, ſo muß man nothwendig den Wahn einiger Engländer belachen, welche glaubten und darauf wetteten, daß ein kleines Boot oder Schiff, ohne umgeworfen oder zerſchmettert zu werden, auf den herabſchießenden Wellen hinunter gleiten könnte. Das Fahrzeug, womit man den ſeltſamen Verſuch anſtellte, wurde in ſo viele Trümmer zerſchlagen, daß man in ihnen kaum die Ueberbleibſel eines Kahns erkennen konnte. Mehrere Reiſende haben vermuthet,

daß

daß der Rheinfall viel mehr Eindruck machen würde, wenn das Waſſer ſich nicht an einer ſchiefen Wand herunter wälzte, ſondern von dem oberſten Rande einer ſenkrechten Felswand in den leeren luftraum fiele, und ſich alsdann in Staub oder feine Tropfen auflöſte. So viel ich aber urtheilen kann, würde der Rheinfall durch dieſe gewünſchte Verwandlung alles Große verlieren, weil man alsdann nicht mehr die Kraft und Geſchwindigkeit des fallenden Fluſſes bemerken könnte, die jetzo in ein ſo hohes Erſtaunen ſetzt. Es würde eine zwar koſtbare, aber gar nicht unmögliche, oder die Kräfte des Cantons überſteigende Unternehmung ſeyn, die Felſen im Rheinbett ſo weit zu ſprengen, daß der Fluß ſchiffbar würde; allein ſo etwas wird vermuthlich niemals ausgeführt werden, weil dadurch eine Menge von Perſonen, die jetzo vom Ein- und Ausladen und dem Transport der vorbeygehenden Waaren leben, auf einmal ihre Nahrung verlieren würden.

Als wir vom Rheinfall zurückkamen, wollte ich einige Gelehrte, und einige meiner ehemaligen Zuhörer beſuchen; mein Miethlakay ſagte mir aber, daß ich jetzo (es war eben Sonntag) ſchwerlich jemand zu Hauſe treffen würde. Ich durchging alſo noch einige der vornehmſten Gaſſen, und fand allenthalben dieſelbigen Spuren von Wohlhabenheit; doch kann man die Stadt nicht eigentlich ſchön nennen, weil ſie weder große Reihen ſchöner Häuſer, noch auch lange breite und gut gepflaſterte Straßen hat. Ihre lage und die umliegende Gegend kann einem Reiſenden, der Conſtanz eben verlaſſen hat, nicht ſehr gefallen. Schaffhauſen iſt in einen tiefen Keſſel geſenkt, und rund herum und zwar ſehr nahe mit hohen Bergen umgeben, die meiſtens mit ein-

förmigen Reben beſeʒt ſind. Man mag alſo anlangen, oder abreiſen, woher und wohin man will, ſo muß man immer Berg auf oder Berg ab fahren.

Zürch am 11ten Junius.

Geſtern Abends kamen wir glücklich und bey dem ſchönſten Wetter in Zürch an. Heute Morgen werde ich noch einige Beſuche machen; ich kann aber doch nicht gleich ausgehen, weil wir erſt unſern ganzen Cofre auspacken laſſen, und uns zu einem Aufenthalt von wenigſtens acht Tagen einrichten müſſen. Ich hoffe daher, daß ich Zeit genug haben werde, um dieſen Brief ſchließen und mit der nächſten Poſt abſchicken zu können.

Ungeachtet die Verſammlung und der Auszug der Schaffhäuſer Cavallerie (denn bis zur Muſterung mochte ich meine Neugierde nicht treiben) unter aller meiner Erwartung war; ſo reut es mich doch nicht, daß ich mich um ihrentwillen einige Stunden länger aufgehalten habe, weil ich mir ſonſt gar keinen Begriff von einer ſolchen Reuterey hätte machen können. Das ganze Regiment oder Escadron beſtand ohngefähr aus hundert und vierzig Mann, und verſammlete ſich auf dem Markt, oder großen Plaʒe vor dem Rathhauſe. Die Pferde waren gröſtentheils ſo elend, daß kein Bürger in Göttingen das Herz gehabt hätte, ſie einem Studenten zuzuführen. Auch die Reuter beſtanden meiſtens aus alten, wahrſcheinlich gemietheten Leuten, denen man es ſogleich anſah, daß ſie nie Waffen geführt, und vielleicht nie ein Pferd beſtiegen, wenigſtens nicht Kraft genug hätten, irgend einem Feinde einen tödtlichen Streich zu verſeʒen. Viele waren nicht einmal im Stande, ihre eigenſinnigen Gäule in die Reihen zu

bringen, und mußten ſich daher unter dem lauten Gelächter der Umſtehenden an die ihnen beſtimmten Plätze führen laſſen. Unter den eingebornen Zuſchauern waren gewiß nur wenige, die eine gut berittene Cavallerie geſehen hatten; allein das Schaffhäuſer Corps machte doch einen ſo wunderlichen Aufzug, daß faſt eine jede Bewegung deſſelben ein allgemeines Lachen erregte, welches Fremde, wenn ſie ihr Geſicht nur ein wenig zum Lächeln zogen, unterhalten und erneuern konnten, ſo oft ſie wollten. Beym Abzuge bildete kein einziges Glied eine gerade Linie, und alle Augenblicke muſte man Halt machen, weil die ihrer Pferde nicht mächtigen Reuter in Unordnung kamen. Einer von den wenigen, die ſelbſt nach dem Urtheile fremder Officiere ihrem Platze Genüge thaten, war unſer Wirth, der ſeine Mitbürger als Major anführte. Vielleicht wäre es beſſer, die ganze Muſterungs-Ceremonie einzuſtellen, indem ſie weniger eine kriegeriſche Uebung iſt, als die Reuter bey Einheimiſchen und Ausländern lächerlich macht. Denn im Grunde kann es zu nichts dienen, daß man alle zwey Jahr etwa anderthalb hundert Mann an einem einzigen Tage aufſitzen läßt, wenn man ſie vorher gar nicht zur Muſterung vorbereitet, oder in den Waffen geübt hat.

Der Weg von Schaffhauſen nach Zürch mag ehemals recht gut gepflaſtert geweſen ſeyn; allein wir fanden ihn in der ſchönſten Jahrszeit bis eine halbe Stunde vor Zürch ſo tief ausgefahren, daß wir ihn mit zu den beſchwerlichſten unſerer Reiſe rechnen. Auf dieſem Wege trifft man weder fruchtbare noch ſchöne Gegenden, aber eine Menge von bettelnden Kindern an, die aber nicht durch Noth getrieben, ſondern durch die unüber-

legte Verſchwendung der Reiſenden gelockt, oft lachend und mit ſchalkhaften Blicken, neben den Wägen herlaufen. In Egliſau, einem Städtchen auf halben Wege, fütterten unſere Fuhrleute (denn noch zwey andere Kutſchen begleiteten uns) ihre Pferde, und wir erhielten in einer kleinen Stunde ein ſo reinliches, wohlzubereitetes, und ſchmackhaftes Mittagseſſen, als wir in keinem der mir bekannten größten Gaſthöfe in Teutſchland erhalten hätten. Wenn Sie jemals in dieſe Gegenden kommen, ſo laſſen Sie ſich in die hintern Zimmer des Wirthshauſes führen, wo man eine Ausſicht auf den in großer Tiefe unter den Fenſtern fließenden Rhein und ein nahes wildes Gebirge hat. Gewiß werden Sie über die Reinlichkeit der Zimmer, Betten, Tiſche, Fenſter, und alles Hausraths erſtaunen, und geſtehen, daß die Böden in dieſem Gaſthofe eines kleinen Landſtädtchens glänzender und politer ſind, als die Tiſche in den prächtigſten Sälen unſerer Teutſchen Gaſtwirthe zu ſeyn pflegen. Als wir in Zürch vor dem Schwerdte anlangten, wurden wir nur mit genauer Noth angenommen, weil gerade Meſſe war, und (uns Ankömmlinge mit eingerechnet) hundert und zehn Perſonen in dieſem berühmten und weitläuftigen Gaſthofe ſchlafen wollten. Unſer Zimmer im dritten Stock iſt zwar nicht groß, allein man hat darin eine ſo hinreißende Ausſicht auf die Limmat, die mit der gröſten Geſchwindigkeit aus dem See heraus ſchießt, auf den Zürcher See ſelbſt, und endlich auf die mit Schnee bedeckten Glarner, Schwyzer und Unterwaldner Berge, daß ich an dem geſtrigen heitern Abend und dem heutigen eben ſo ſchönen Morgen ſchon unzähligemale ans Fenſter gezogen worden bin. Ungeachtet ich von hier aus

die Vergoldungen der Schneegebirge durch die auf- und untergehende Sonne nur noch in großer Ferne ſah, ſo hat mich dieſer Anblick doch ſchon überzeugt, daß man die Morgen- und Abendröthe in ihrer ganzen Pracht nur in der Schweiz ſehen kann.

Leben Sie wohl! So eben erhalte ich durch meinen Freund, Herrn — Briefe von Ihnen und einigen andern Freunden. Ich danke Ihnen für die angenehmen Nachrichten, die Sie mir mitgetheilt haben, und bitte Sie nur noch kürzlich, alle meine Freunde zu grüßen. Vielleicht antworte ich Ihnen noch aus Zürch, gewiß aber aus Bern wieder, u. ſ. w.

Zweyter Brief.

Zürch am 14ten Junius.

Liebſter Freund,

In den drey erſten Tagen meines Aufenthalts in Zürch bin ich auf eine ſo angenehme Art zerſtreut, und auf eine ſo lehrreiche Art unterhalten worden, daß ich von Morgens früh bis Abends ſpät keinen leeren Augenblick habe finden können, einen Brief an ſie wieder anzufangen. Auch zweifle ich ſehr, daß ich mit dieſem weit kommen werde.

Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, welch ein Vergnügen es mir gemacht hat, die große Menge von verehrungswürdigen und berühmten Gelehrten kennen zu lernen, wodurch ſich Zürch zu ſeinem großen Ruhme von allen Schweizeriſchen Städten unterſcheidet. Wenn

ich jetzo auch Zeit hätte, Ihnen mehr als die Namen merkwürdiger Männer zu ſchreiben, die ich beſucht habe, ſo würde ich doch noch nicht wagen, über alle zu urtheilen, da ich mich mit den meiſten nur einige oder eine Stunde oder gar noch kürzere Zeit unterhalten habe. Viele ſahe ich vorgeſtern auf der ſchönſten öffentlichen Promenade in Zürch, dem ſo genannten Schützenplatze, der nicht weit außer der Stadt liegt, und zwiſchen der reißenden Limmat und einem zu gewiſſen Zeiten noch viel reißenderen und gefährlichern Waldſtrom eingeſchloſſen iſt. Dieſe Promenade war urſprünglich (und iſt es auf eine gewiſſe Art noch jetzo) eine fruchtbare Wieſe, die aber mit breiten und reinlichen Gängen durchſchnitten, und mit prächtigen Alleen von alten ehrwürdigen Linden beſetzt iſt. Die Ausſicht auf die Stadt und Weinberge jenſeit der Limmat iſt ſchön, aber ein wenig eingeſchränkt. Ein großer Zuwachs des Vergnügens, was ich auf dieſem ſchönen Spaziergange genoß, war der herrliche Wohlgeruch, der ſich nach allen Seiten von dem jungen Heu verbreitete, das in den Zwiſchenräumen der Gänge entweder in Haufen gebracht, oder aus einander geſchüttelt wurde. Hier gingen wir mehrere Stunden in großer Geſellſchafft ſpazieren, und hier hatte ich die glücklichſte Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß die Nachrichten von dem heftigen Haſſe der Parteyen, in welche die Zürcher Gelehrten getheilt ſind, entweder ganz falſch, oder doch in hohem Grade übertrieben ſind. Man erzählte es mir an mehrern Orten als ganz ausgemacht, daß, wenn man nach Zürch komme, man ſich nothwendig zu der einen oder andern Partey ſchlagen müſſe, und daß man von der einen verlaſſen oder angefeindet werde, ſobald man die andere beſuche, oder

kennen lernen wolle. Ich ſahe Lavater und ſeine Freunde, einige ſeiner vornehmſten Widerſacher, und wiederum ſolche, die weder Lavaterianer noch Antilavaterianer ſind, nicht nur auf demſelbigen Spaziergange, ſondern in denſelbigen Kreiſen beyſammen. Alle nahmen gleichen Antheil an denſelbigen Geſprächen, und widerſprachen einander ohne Bitterkeit, und Einmiſchung von Perſönlichkeiten. Ueberhaupt hätte man von Männern von Geiſt und Charakter nie argwöhnen ſollen, daß ſie Fremde, denen es darum zu thun iſt, alle merkwürdige Menſchen einer Stadt kennen zu lernen, durch die Erwähnung von Privatſtreitigkeiten in Verlegenheit, oder in Gefahr ſetzen könnten, entweder unhöflich oder ungerecht zu werden.

Schon am erſten Tage hörte ich auf der Promenade zuerſt von einer ſeltſamen Zaubergeſchichte, die in Glaris vorgefallen ſeyn ſollte. Allein hier waren noch Urtheile und Nachrichten ſo ſtreitend, daß ich Wahres und Falſches gar nicht zu unterſcheiden im Stande war. Ich gab mir deßwegen alle erſinnliche Mühe, auf den Grund der Sache zu kommen, und ich war ſo glücklich, bey einem berühmten Mann eine Sammlung von Briefen aus Glaris anzutreffen, die von verſchiedenen, allem Anſehen nach unparteyiſchen und aufgeklärten Männern geſchrieben waren, und vermuthlich das Glaubwürdigſte enthielten, was über dieſen in unſern Tagen höchſt intereſſanten Vorfall bekannt werden wird.

Ein unerwachſenes neunjähriges Töchterchen aus einem vornehmen Hauſe zu Glaris fing zum höchſten Schrecken ſeiner Eltern an, zu wiederholten Malen Stecknadeln zu ſpeyen, und an dem einen Beine contract oder gelähmt zu werden. Dies Stecknadelſpeyen

wurde, wie es ſchon oft geſchehen iſt, für etwas übernatürliches und für eine Wirkung von Zauberey gehalten. Als die Urheberin dieſer Miſſethat argwöhnte man ein Dienſtmädchen von einem verdächtigen Rufe, das aus dem Canton Zürch gebürtig war, eine Zeitlang bey den Eltern des Kindes gedient, aber das Haus kürzlich verlaſſen, und dem Kinde nach der Ausſage deſſelben einen Kuchen gegeben hatte. Auf dieſe Ausſage allein verſprach man demjenigen eine große Belohnung, der das Mädchen angeben, oder liefern würde. Das Mädchen wurde ergriffen, feſtgeſetzt, und gefoltert; allein unter den entſetzlichſten Martern ſagte es weiter nichts aus, als daß es zwar dem Kinde einen Kuchen gegeben, aber dieſen Kuchen nicht ſelbſt gemacht, ſondern von einem benachbarten Schlöſſer empfangen habe, der allein wiſſe und wiſſen müſſe, woraus er zuſammengeſetzt geweſen ſey. Auf dieſes Bekenntniß nahm man auch den Schlöſſer in Verhaft, der nicht leugnen konnte, daß er dem Mädchen einen aus Eiſen-Feile, und ich weiß nicht aus welchen Erdarten und Säuren zuſammengeſetzten, und nach einem irgendwoher ererbten oder erhaltenen Recepte verfertigten Kuchen gegeben hätte. Er war aber nur eine kurze Zeit im Gefängniß, als er ſich in einem Anfall von Verzweiflung erhenkte. Vermuthlich war der Unglückliche eben ſo ſehr Betrogener, als Betrüger, und es kommt mir auch nicht unwahrſcheinlich vor, daß er ſich eben ſowohl aus übertriebener Angſt, als aus Bewuſtſeyn einer des Todes würdigen Frevelthat hingerichtet habe. In dem Hauſe des Selbſtmörders fand man allerley verdächtige Arzneyen und Vorſchriften, welche letztere man aber nicht das Herz hatte genau zu unterſuchen, weil man gefährli-

che und magiſche Wirkungen davon fürchtete. Ungeachtet durch den Tod des Schlöſſers die ganze Sache viel verwickelter wurde, als ſie ſonſt geweſen wäre, ſo glaubten doch die Richter, daß man jetzo an der Zauberkraft des Mädchens und an den Zauberwirkungen des durch ihre Hände gegangenen Kuchens nicht mehr zweifeln könne. Man zwang die Gefangene, ſo oft und feierlich ſie auch ihre Unwiſſenheit betheuerte, daß ſie das kranke Kind durch eben die übernatürliche Kunſt, wodurch ſie es krank gemacht habe, auch wieder heilen ſolle. Entweder aus Furcht vor den Martern, womit man ſie bedrohete, oder weil ſie wirklich anfing, ſich etwas zuzutrauen, deſſen ſelbſt die Herren von Glaris ſie fähig hielten, legte die Gefangene Hand an das große Werk, was man von ihr verlangte. Nach mehrern fruchtloſen Verſuchen nahm ſie endlich die letzte Operation in Beyſeyn von vielen Perſonen und ſelbſt von mehrern ihrer Richter vor. Sie rieb das kranke Bein des Kindes unter den heftigſten Verdrehungen und Gebeten etwa zehn Minuten hinter einander, und übergab den Eltern alsdann das geſunde Kind zum gröſten Erſtaunen aller Umſtehenden, ſowohl der Verſtändigen und Aufgeklärten, als der Unwiſſenden und Abergläubigen. Während der Operation wollten viele ein heftiges Getöſe, oder gar eine Erſchütterung des Hauſes, worin die Heilung geſchah, wahrgenommen haben. Nach der Wiederherſtellung des Kindes, wurde die vermeintliche Zauberin zum Tode verurtheilt; allein weil ſie aus Zürch gebürtig war, und das geſtiftete Böſe wieder gut gemacht hatte, ſo fragte man die Herren von Zürch, ob ſie die Verbrecherin auf ihre Koſten in das Zuchthaus ihrer Stadt bringen laſſen, und lebenslang darin un-

terhalten wollten. Die Herren von Zürch freuten ſich über die glückliche Gelegenheit, einer Zauberin das Leben retten zu können, und verſprachen alles, was man verlangt hätte, wenn man die Gefangene nur bis an die Gränzen bringen wollte *). Während der Unterſuchung fragten die Eltern mehrere Perſonen, wie es möglich ſey, daß ein Kind Nadeln ausbrechen, und daß ein Kuchen dieſe Wirkungen hervorbringen könne? Unter dieſen Männern, bey denen man ſich Raths erholte, war ein Vieharzt, Irminger, von Pfaffhauſen, der ſich aber auch mit der Heilung menſchlicher Krankheiten und Gebrechen abgiebt. Dieſer eben ſo kühne und verſchmizte als unwiſſende Quackſalber gab dem Doctor Tſchudi, dem Vater des Kindes, auf ſeine Frage zur Antwort: daß der Zauberkuchen, den das Kind gegeſſen, wahrſcheinlich den Saamen oder die Embryonen von Stecknadeln enthalten hätte, und daß allem Anſehen nach dieſe Embryonen im Magen des Kindes wären ausgebrütet worden, und noch fernerhin würden ausgebrütet werden. Ich müſte mich ſehr irren, wenn Sie dieſe Antwort nicht viel klüger, als die Frage fänden.

Bey den ungeheuren Verſehen, welche man in dem ganzen Verlaufe des Proceſſes begangen hat, wäre es vielleicht jezo den ſcharfſinnigſten und unparteyiſchſten Beobachtern in Glaris ſelbſt nicht möglich, die wahre Beſchaffenheit der Sache zu ergründen. Vielweniger darf man in der Ferne ſich ſchmeicheln, die ſo überna-

*) Dieſer weiſen Antwort ungeachtet haben die Herren von Glaris es für gut gefunden, die Zauberin hinrichten zu laſſen. Durch dieſen Schritt ſetzte man ſich wenigſtens in Sicherheit, daß das Mädchen nichts bekannt machte, was man nicht gern bekannt gemacht hätte.

türlich ſcheinende Begebenheit aus natürlichen Urſachen erklären zu können. Wer ſo etwas unternehmen wollte, der müſte mit dem Charakter, den Talenten und dem cörperlichen Zuſtande des Kindes, mit dem Verhältniſſe der Eltern deſſelben gegen das Mädchen, des Mädchens gegen den Schlöſſer, und aller dieſer Perſonen gegen die Richter, auf das vollkommenſte bekannt ſeyn. Nach allem aber, was ich glaubwürdiges geleſen und gehört habe, kann man kaum daran zweifeln, daß die Richter wenigſtens gröſtentheils unwiſſende und abergläubige Leute waren, welches ich bey der großen Induſtrie, Wohlhabenheit, und den in der ganzen Schweiz anerkannten glücklichen Anlagen der Glarner am wenigſten begreifen kann; daß ferner das Kind wirklich Stecknadeln von ſich gegeben habe, und daß es an dem einen Beine contract oder geſchwächt, und in Zeit von einigen Minuten durch die angebliche Zauberin wieder hergeſtellt worden ſey. Gewiß aber werden Sie es mit mir für wahrſcheinlicher halten, daß das Kind durch Arzneyen und vorzüglich durch heftiges Reiben, vermuthlich nicht ſo plötzlich als es geſchienen, als daß es durch Beſchwörungen geheilt worden ſey, ſo wie es Ihnen auch wahrſcheinlicher vorkommen wird, daß das Kind entweder ſelbſt aus nicht bekannten Urſachen eine ſchon oft geſpielte Farce wiedergeſpielt habe, oder von andern dazu gebraucht worden ſey, als daß ein Kuchen durch bisher ganz unbekannte Kräfte Nadeln in den Eingeweiden des Kindes erzeugt, und nicht gefährlichere Symptome nach ſich gezogen habe, als von dem Kinde erzählt werden.

In Ihrem letzten Briefe ſchärfen Sie es mir zu ernſtlich ein, Ihnen zu ſchreiben, wie ich Bodmer und

Lavater gefunden hätte, als daß ich Sie länger warten laſſen ſollte. Der erſtere, ein kleines trocknes, aber lebhaftes Männchen, wohnt mit ſeiner Gattin in einem einfachen und einſamen, aber geräumigen Hauſe auf einer Anhöhe vor Zürch, wo er eine ſchöne und weite Ausſicht auf die Stadt und umliegende Gegend hat. Als ich ihn beſuchte, umarmte er mich herzlich, und freuete ſich außerordentlich über meinen Brief vom Herrn Prof. Lichtenberg, den ich ihm mitbrachte. Er redet noch von gelehrten Sachen mit einem Feuer, dergleichen ich mich nicht beſinne, in Perſonen von ſeinem Alter gefunden zu haben. Begierde zu leſen, und Theilnehmung und Eifer für die neue Litteratur, ſcheinen in ihm mit den Jahren zuzunehmen. Dieſes verſichern alle Gelehrte in Zürch, und ich ſchloß es auch daraus, daß er mich über mehrere neue Bücher fragte, von denen ich noch gar nichts gehört hatte. Er lieſt aber nicht bloß, ſondern er ſchreibt auch noch Bücher, die in Teutſchland nur wenig bekannt werden. Alle Zürchiſche Gelehrte verehren ihn, als ihren Vater, und auch die meiſten Fremden aus Teutſchland und ſelbſt aus Frankreich beſuchen den ehrwürdigen Greis, indem er neben Geßner und Lavater immer einer der erſten iſt, zu welchem man Reiſende hinführt.

Ueber Lavater kann ich Ihnen ſchon mehr und auch etwas zuverläſſigeres, als über einen jeden andern Zürcher Gelehrten (meinen alten vertrauten Freund, Herrn Profeſſor Hottinger ausgenommen) ſchreiben, weil ich in dieſen drey Tagen am meiſten mit ihm umgegangen bin, und geſtern einen ganzen Tag in ſeiner Geſellſchafft zugebracht habe. Lavater gehört unter den Menſchen, mit denen ich bekannt geworden bin, zu den wenigen,

die ihr Inneres, beſonders ihre Fehler, am wenigſten verſtecken, und noch viel weniger ſich bemühen, ihre Vorzüge zur Schau zu legen. Von Seiten ſeines Charakters kann er nicht leicht einen zu enthuſiaſtiſchen Lobredner erhalten, und ſelbſt ſeine Widerſacher, wenigſtens diejenigen, die ich kenne, geſtehen, daß ſein Leben und Wandel untadelich ſeyen. Warmer Eifer, die Ehre Gottes und das Wohl ſeiner Nebenmenſchen zu befördern, iſt unſtreitig ſeine herrſchende und ſtärkſte Neigung, und die erſte Triebfeder aller ſeiner überlegten Handlungen. Neben dieſer in Gewohnheit übergegangenen Frömmigkeit ſind unermüdliche Verſöhnlichkeit und unerſchöpfliche Feindesliebe ſeine hervorſtechenden und charakteriſtiſchen Tugenden. Beyde habe ich an ihm in ſonſt mir nicht durch Erfahrung bekannten Graden angetroffen, und vorzüglich aus dieſem Grunde war er mir eine höchſt merkwürdige Erſcheinung. Sehr oft habe ich ihn von den Talenten, Verdienſten und Vorzügen ſeiner Widerſacher mit einer ſolchen Wärme reden hören, als wenn er die Tugenden ſeiner eifrigſten Freunde geprieſen hätte. Eben ſo oft bin ich Zeuge davon geweſen, daß er ſeine Gegner ſelbſt entſchuldigt, und auf eine ſolche Art Wünſche für ihr Wohl geäußert hat, daß es mir, und wie ich glaube, einem jeden unparteyiſchen Mann unmöglich geweſen wäre, nur den geringſten Argwohn von Prunk oder Affectation zu hegen, und daß auch ein jeder hätte fühlen müſſen, daß ihm dieſe Geſinnungen gar keine Anſtrengung koſteten, und mehr die Frucht ſeiner Natur, als einer mühſeligen Arbeit an ſich ſelbſt ſeyen. Nie entwiſchte ihm in meiner Gegenwart ein hämiſcher Tadel, nicht einmal ein Ausbruch von Verdruß über die unzähligen Kränkungen, die er erfahren

hat, und auch jetzo nicht ſelten erfährt. Vielmehr iſt er überzeugt, daß alle dieſe Prüfungen zu ſeinem Beſten, und zu ſeiner Vollendung dienen. Von ſeinen Talenten und Verdienſten denkt er gewiß beſcheidener, als ſeine meiſtens lächerlichen Bewunderer. Er geſteht es frey, daß ihm eine tiefe Kenntniß der alten Sprachen, und viele andere nützliche Kenntniſſe mangeln, daß eben dieſes ihm vielen Schaden gethan, und an manchem Guten gehindert habe. Keiner empfiehlt daher das Studium der alten und gelehrten Sprachen eifriger, als er, ungeachtet er fühlt, daß er das Verſäumte nicht mehr nachholen kann. Von der heimlichen Eitelkeit, die man oft als die Quelle aller ſeiner Tugenden angegeben hat, und von der ich ihn ſelbſt nicht frey glaubte, habe ich auch nach der genauſten Beobachtung ſo wenig Spuren gefunden, daß ich mir ſelbſt über meinen vorhergefaßten ungegründeten Argwohn in der Stille Vorwürfe gemacht habe. Noch viel unerwarteter war es mir, daß ich in ſeiner Perſon und Geſichte nichts von der, Sehern und Schwärmern gewöhnlichen Salbung, und in ſeinem Betragen nichts von der, weichen Herzen eigenthümlichen zuſammenſchmelzenden Liebe und Freundſchafft entdeckte. Geberden, Stellungen, Mienen und Blicke verrathen einen geiſtvollen Mann, aber nicht den Mann mit der feurigen, noch immer nicht genug gebändigten Einbildungskraft, die ihn in ſeinen Schriften ſo oft in ſeltſame und gewagte Meynungen hingeriſſen hat. Wenn man ihm vormals den nicht ganz ungegründeten Vorwurf machte, daß er durch ſeine warmen und wohlgemeynten Lobreden jungen Leuten eine zu hohe Meynung von ihren Talenten eingeflößt, ſie dadurch von ernſthaften und anhaltenden Arbeiten abgezogen, und

wider ſeine Abſicht zu allerley Ausſchweifungen veranlaßt habe; ſo verdient er dieſen Vorwurf jetzo gewiß nicht mehr. Die Spöttereyen, die er deßwegen geduldet hat, haben ihn gegen unbekannte beſonders junge Leute eher kalt und zurückhaltend, als anſchmiegend, und ſelbſt gegen ſolche, die er kennt und ſchätzt, eher nur höflich, als entgegenkommend gemacht. Auch alsdann, wenn er vertraut wird, hält er ſich, ſcheint es, immer zurück, und gießt ſich nie in Lobeserhebungen und übertriebene Liebkoſungen aus. Er redet leicht und mit Theilnehmung, aber nie hitzig; ſeine Bewegungen ſind lebhaft, aber nie furchtbar heftig; und Widerſprüche kann er eben ſo ruhig und gelaſſen anhören, als beantworten. Im Kreiſe von Freunden und Freundinnen erwacht er zur heiterſten Frölichkeit, und ſcherzt ſo munter und muthwillig, daß mancher witzige Kopf ihn um dies Talent beneiden würde. Ungeachtet er keine weitläuftige Gelehrſamkeit beſitzt; ſo wird doch ſein genauſter Umgang höchſt intereſſant durch die vielen Erfahrungen, und ſeltene Menſchenkenntniß, die er ſich durch ſeine frühen noch immer fortdaurenden und ſich erweiternden Verbindungen mit allen Claſſen von Menſchen erworben hat. Bey dieſen Vorzügen werden Sie es leicht erklären können, wie er ſeiner Schwachheiten und Verirrungen ungeachtet ſo viele junge Leute ſo unwiderſtehlich habe an ſich ziehen, und ſich die Liebe und das Zutrauen ſeiner Gemeinde und des gröſten Theils der Bewohner von Zürch, und der umliegenden Gegenden habe erwerben können. Seine Predigten werden mit größerm Beyfall, als die der übrigen gleichfalls ſehr beliebten Prediger gehört, ungeachtet ſie ſelten ſorgfältig ausgearbeitete Reden, und auch nicht immer mit der

ſtrengſten Orthodoxie übereinſtimmend ſind. Ihr gröſter Vorzug und eigenthümlicher Charakter iſt das Herzliche, Wohlmeynende, und Rührende in der Sprache, Stimme, und den Geberden des Redners, was auch diejenigen einnimmt, die es nicht zu beſtimmen und zu unterſcheiden wiſſen. Ein unverdächtiger Beweis der allgemeinen Achtung, worin er ſteht, war mir dieſer, daß er, ſo oft ich mit ihm ſpazieren ging, faſt von allen, die uns begegneten, mit der gröſten Ehrerbietung gegrüßt wurde, und daß unter den Landleuten mehrere waren, die ihm mit kindlicher Ehrfurcht die Hand küßten. Ein wohlhabender Landmann hat ihm ſogar auf einer der ſchönſten Anhöhen vor der Stadt ein kleines, aber niedliches Rebhäuschen bauen laſſen, wo man eine weite Ausſicht auf den See und ſeine beyden Ufer hat. Er iſt der vertraute Rathgeber, Tröſter und Schlichter von Streitigkeiten in einer Menge von vornehmen und geringen Familien in Zürch, die vielen Fremden nicht einmal gerechnet, die ihn zu ihrem Gewiſſensrath machen. Wenn man die erſtaunliche Mannigfaltigkeit von Berufsarbeiten und anderen unablehnbaren Geſchäfften bedenkt, die ſich von allen Seiten auf ihn zudrängen, ſo erſtaunt man, daß er bey aller ſeiner Thätigkeit noch ſo vieles ſchreiben kann, und man findet es gar nicht übertrieben, was er ſagt, daß Schriftſtellerey für ihn nicht, wie für andere, Hauptgeſchäfft, ſondern nur Erholung von ſeinen Arbeiten ſey. Unter allen ihm eigenthümlichen oder ſeltſamen Meynungen hängt er keiner, ſcheint es, mit ſo vielem Eifer an, als der Ueberzeugung von der Sicherheit oder Untrüglichkeit ſeines Phyſiognomiſchen Sinns oder ſeiner Intuition, wodurch er Menſchen eben ſo zuverläßig,

läßig, als aus ihren Thaten, erforſchen zu können glaubt. Dieſe ſeine Intuition, die er ſelbſt vor denen nicht verläugnet, die nicht daran glauben, war einer von den Puncten, worüber ich nicht gern mit ihm rede- te, weil ich fühlte, daß ich mich ihm gar nicht würde nähern, und ihn auch nicht zu mir würde herüber ziehen können. Wie er vormals über den Wunderglauben geſchrieben und gedacht hat, weiß ich nicht, da ich nicht alle ſeine Schriften geleſen habe; allein jetzo iſt er nicht nur überzeugt, daß er niemals Wunder gethan, ſon- dern daß er auch andere keine Wunder habe thun ſehen. Zugleich aber behauptet er, welches auch die heftigſten Beſtreiter von Wundern nicht geläugnet haben, daß vielleicht gewiſſe Menſchen von außerordentlicher Kraft Dinge verrichten könnten, welche die Kräfte gewöhnli- cher Menſchen überträffen, und wider den gewöhnlichen Lauf der Natur zu ſeyn ſchienen.

Der Uebergang von Lavater auf die berüchtigte Nachtmahlsvergiftung iſt zu natürlich, als daß ich nicht ſogleich das, was ich nach fleißigem Forſchen davon er- fahren habe, herſetzen ſollte. Bey meiner Ankunft in Zürch hatte ich den Aufſatz in der teutſchen Bibliothek über dieſen Vorfall noch nicht geleſen; ich war aber doch ganz von der Meinung eingenommen, daß die angebli- che Nachtmahlsvergiftung ein Märchen oder blinder Lärm, und das vermeintliche Gift in den heiligen Bechern durch Nachläßigkeit oder Verſehen hineingekommene Unrein- lichkeit geweſen ſey. Ich lächelte deßwegen, als ich zu- erſt im Ernſt von Gift und Vergiftung reden hörte, er- ſtaunte aber nicht wenig, als ich von mehrern verſtändi- gen und zuverläßigen Männern vernahm, daß an der Sache mehr ſey, als ich bisher nach den Erzählungen

einiger Bekannten, die aber alle aus dem Aufſatze des Ungenannten geſchöpft waren, vermuthet hatte. Hätte ich dieſen Aufſatz ſelbſt geleſen; ſo würde ich aus dem heftigen leidenſchaftlichen Tone, worin er geſchrieben iſt, ſogleich Verdacht geſchöpft haben. Aller der Möglichkeiten ungeachtet, welche der namenloſe Schriftſteller zuſammengeſucht hat, um das Publicum glauben zu machen, daß man ohne Grund auf den Argwohn vorſetzlicher Vergiftung gefallen ſey, zweifelte in Zürch lange kein Menſch daran, daß nicht vorſetzlich gewiſſe mit Giftt heilchen verſetzte Unreinigkeiten in die Kelche geworfen worden. Nach der Erſcheinung des Aufſatzes, der auch in Teutſchland ſo viel Aufmerkſamkeit erregt hat, fingen zwar manche an, zu zweiflen; allein noch jetzo ſind die gelehrteſten und der Sache am meiſten kundigen Männer von der Meynung überzeugt, die eine Zeitlang die herrſchende in der ganzen Stadt war. Freylich glaubt man nicht allgemein, (und dieſen Umſtand hat der unbekannte Schriftſteller, der ſonſt die kleinſten Umſtände genau wußte, nicht berührt) daß der Thäter die Abſicht hatte, durch ſeine Sudeleyen eine ganze Gemeinde hinzurichten. Einige vermuthen, daß er gegen gewiſſe Perſonen, die er haßte, habe Verdacht erregen und böſe Gerüchte verbreiten wollen, zu welchen ſich dann leicht andere Aeußerungen und Ausbrüche von öffentlicher Unzufriedenheit hätten geſellen können. Eben deßwegen, ſagt man, habe er die Doſis von Gift ſo geringe, und die von unſchädlichen oder höchſtens widerlichen Beſtandtheilen ſo ſichtbar groß gemacht, indem in einigen Bechern ein mehrere Finger hoher Bodenſatz enthalten geweſen ſey. Andere hingegen zweiflen gar nicht, daß der unbekannte Böſewicht einige ſeiner Fein-

de habe hinrichten wollen, daß er aber aus Unwiſſenheit eine ſolche Miſchung gemacht habe, wodurch die Kraft der ſchädlichſten Beſtandtheile ſehr geſchwächt worden. Falſch iſt es, daß niemand eher Uebelkeiten empfunden, als bevor ſich die Nachricht von Vergiftung ausgebreitet habe. Glaubwürdige Männer haben mich verſichert, daß mehrere Perſonen vor dieſem Gerücht einen Ekel geſpürt hätten, von dem es aber wahrſcheinlicher iſt, daß er durch den ekelhaften Anblick des trüben unreinen Weins, als durch die ſchwachen und diluirten Gifttheilchen erregt worden ſey. Der unbekannte Recenſent giebt ſich alle erſinnliche Mühe, die Spuren von Fingern an den Bechern, und von verſchütteten Feuchtigkeiten an der Erde, oder doch ihre natürliche Bedeutung wegzudiſputiren; allein hatte er denn nicht gehört, daß auch in dem Altartuche Spuren von unreinen und abgewiſchten Fingern waren? Wenn man mit allen jeżt angeführten Umſtänden noch folgende verbindet, daß nur allein in den hölzernen Bechern, aus welchen die Communicanten zu trinken pflegen, und in einigen zinnernen Kannen, nicht aber in den hölzernen Gefäßen, in welchen der Wein zur Kirche gebracht wurde, Unreinigkeiten gefunden worden, und daß das Weinſediment auf der Stelle Gold weißgefärbt habe, welches ſich ohne Zuſammenmiſchung von Mercurius und Arſenick nicht gut erklären läßt, ſo iſt es einem uneingenommenen Beurtheiler kaum möglich, an einer vorſeżlichen Verunreinigung und ſelbſt Vergiftung des Communionweins zu zweiflen. Die Einwürfe, die der Recenſent (S. 648. 658.) vorbringt, ſind ſo beſchaffen, daß, wenn man ſie gelten laſſen wollte, man alsdann ein jedes auch das augenſcheinlichſte Corpus delicti entkräften

oder zweifelhaft machen könnte. — Der Urheber dieſer Freventhat iſt noch immer nicht entdeckt; allein viele einſichtsvolle und unbefangene Gelehrte, ſelbſt ſolche, die Waſern wohlwollten, argwohnen den letztern als den Thäter. Ob er einer ſolchen That überhaupt fähig geweſen ſey, mögen Sie ſelbſt aus dem Folgenden ſchlieſſen. Man hat mir mehrere Dinge anvertraut, die den gegen ihn entſtandenen Verdacht nicht wenig beſtärken; allein ich mag das Andenken, auch des verruchteſten Menſchen, der doch einmal für ſeine Thaten gebüßt hat, nicht durch neue nur wahrſcheinliche Greuel noch mehr ſchänden. So viel iſt gewiß, daß Waſer immer ein wenig in die Chemie hineingepfuſchert, und ſich von Zeit zu Zeit mit Chemiſchen Operationen beſchäfftiget hat. In ſeinem Gefängniſſe und Verhören aber hat er nie etwas von Nachtmahlsvergiftung geſtanden, und Lavater, der ihn anfangs auch im Verdacht hatte, ſagte mir, ohne mir ſeine Gründe mitzutheilen, daß er ihn für unſchuldig halte.

Zürch am 16. Morgens um 6 Uhr.

Vielleicht iſt die gegenwärtige Morgenſtunde die letzte, in welcher ich Ihnen noch einige Nachrichten über Zürch aus Zürch ſelbſt ſchreiben kann. Ich will ſie daher dazu nutzen, Ihnen, ſo viel es in meinem Vermögen iſt, den Charakter eines der widerſprechendſten, räthſelhafteſten und verkehrteſten Menſchen, den Charakter des unglücklichen Waſers, zu ſchildern. Sie können leicht denken, daß ich alle Mühe und Vorſicht angewendet habe, um die Gemüthsart eines Mannes auszuforſchen, der ſo viele Menſchen aufmerkſam auf ſich gemacht, und das leſende Publicum in Teutſchland

und in der Schweiz in zwo Parteyen getheilt hat. Ich habe mich über ihn mit allen Arten von Perſonen, ſelbſt mit ſolchen unterhalten, die nichts weniger als Vertheidiger oder Freunde ſeiner Richter waren, die ſich vielmehr Waſers Freunde nannten, die wenigſtens ſeine Talente und Fleiß hochſchätzten, und beyde zu ſeinem und ſeiner Mitbürger Beſten hinzuleiten geſucht hatten. Alle ohne Ausnahme ſchilderten ihn als den rachſüchtigſten, ränkvollſten und undankbarſten Mann, der ſein Vaterland gehaßt, und den Tod, den er gelitten, vollkommen verdient habe. Ein ſolches übereinſtimmendes Urtheil, wenigſtens der aufgeklärteſten Zürcher, mit denen ich bekannt geworden bin, ließe ſich in einem Freyſtaat, wo immer Unzufriedene ſind, und wo dieſe Unzufriedene oft die gröſten Verbrecher nicht aus Ueberzeugung oder Mitleiden, ſondern aus Haß und Rache gegen die Regierung in Schutz nehmen, gar nicht denken, wenn Waſer nach der Meynung ſeiner Mitbürger auch nur einen Schein von Recht vor ſich gehabt hätte. Waſer verrieth ſchon als Knabe eine gänzliche Verkehrtheit, oder wie Lavater ſagte, einen apoplektiſchen Zuſtand ſeiner ſittlichen Natur. Er konnte, weil es ihm nicht an Kopf fehlte, oft einſehen, daß etwas Unrecht, oder wider die Geſetze ſey; allein er fühlte es nicht, oder empfand bey ſchlechten Handlungen entweder gar nicht oder nur ſelten Reue und Unwillen; und eben ſo wenig oder ſelten, brachten Wohlthaten und gute Handlungen, wie in andern vollendeten Menſchen, Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung hervor. In ſeiner Kindheit übte er nicht bloß kindiſchen Muthwillen, um ſich mit ſeinen Geſpielen oder über ſeine Geſpielen luſtig zu machen; ſondern er zeigte bald eine bös=

artige Schalkheit, die ihn bis an ſeinen Tod begleitete und ihn in der Angſt, oder doch Verlegenheit, oder dem Schaden der ehrwürdigſten und theuerſten Perſonen ein boshaftes Vergnügen finden ließ. So fing er auf einmal, noch als Knabe, an, ein Nachtwandler zu werden. Er ſpielte ſeine Rolle zwar ſo gut, daß er ſeine Mutter, die ihn unausſprechlich liebte, hinterging, aber doch nicht ſo geſchickt, daß ſein Vater nicht die Schalkheit des Buben entdeckt hätte. Dieſer duldete die Unruhe, die ſein Sohn auf ſeinen nächtlichen Wanderungen im Hauſe machte, und immer weiter trieb, ſo lange, bis die Mutter einſtens auf mehrere Tage aufs Land reiſete. Gleich in der erſten Nacht, als der Vater allein ſchlief, nahm dieſer eine tüchtige Peitſche mit ſich ins Bett, und wartete horchend auf den Augenblick, in welchem der Nachtwandler erſcheinen würde. So bald nun dieſer wieder zu lärmen anfing, ſprang der Vater aus dem Bette und hieb unbarmherzig auf den Rücken des Störers ſeiner nächtlichen Ruhe los. Die erſten Hiebe ſuchte der junge Waſer zu verbeißen; allein da der Vater nicht nachließ, ſo fiel er ihm endlich zu Füſſen, und geſtand, daß er bisher vorſetzlich den Nachtwandler geſpielt habe. Zu einer andern Zeit jagte er in einem gelinden Fieber, wo er vermuthlich nicht genug bedauret und gewartet zu werden glaubte, ſeiner Mutter ein faſt tödtliches Schrecken ein, indem er wie ein Raſender zu ſchreyen und ſich zu geberden anfing. Auch hier ertappte ihn der ſchärfer ſehende Vater, und zwang ihn zum Bekenntniß ſeines Bubenſtücks. Als er in reifern Jahren auch von andern, als von ſeinen Eltern, große Wohlthaten zu empfangen im Stande war, waren es immer ſeine Wohlthäter, die er auf

die ſchändlichſte und niederträchtigſte Art mißhandelte. Zu ſeinen gröſten Wohlthätern gehörte der verſtorbene Bürgermeiſter Heidegger und der noch lebende Statthalter N — —, ein Mann, den ganz Zürch als einen ſeiner uneigennützigſten Staatsmänner verehrt, indem er, außer ſeinen übrigen Verdienſten, durch ſeine weiſen und wohlthätigen Anſtalten in der letzten großen Theurung, Hungersnoth und Elend von ſeinem Vaterlande abgewandt hat. Den erſtern verrieth Waſer nicht nur bey ſeinem leben an ſeine Gegenpartey, ſondern ſchändete ſein Andenken auch nach dem Tode durch die giftigſte Schmähſchrift. Den letztern belangte er als einen Entwender öffentlicher und heiliger Schätze, und verlor darüber die Stelle, die er ihm vorzüglich zu danken hatte. Nach ſeiner Abſetzung geſtand er einem ſeiner vertrauteſten Freunde mit Thränen, und mit anſcheinender, vielleicht auch aufrichtiger, aber vorübergehender Reue, daß er die ihm zuerkannte Strafe reichlich verdient habe, und gelobte aufs feyerlichſte, ſich ins künftige zu beſſern; allein nichts deſto weniger war und blieb ſein Haß nicht nur gegen einzelne Perſonen, die er für ſeine Feinde hielt, ſondern auch gegen ſein unſchuldiges Vaterland unverſöhnlich, und eben dieſer brennende Haß und die daher entſtehende blinde Rache zogen ihn in die eben ſo thörichten, als verruchten Maaßregeln hinein, die ihn endlich das leben koſteten. — Auch der letzte, den er tödtlich beleidigte, der Stadtſchreiber landolt, war ſein Gönner und Wohlthäter. L. gab ihm nämlich eben die Urkunden, wovon Waſer wichtige Stücke zurück behielt, in der Abſicht, um ihm durch das Abſchreiben derſelben einen

ehrlichen Gewinn zu verſchaffen. Als nun der Stadtſchreiber, der von den abgelieferten Documenten nur für ſich ſelbſt ein Verzeichniß gemacht, nicht aber einen Empfangſchein von Waſer gefordert hatte, die dem letztern eingehändigten Papiere zurückforderte, und ſich die fehlenden mit der Formel ausbitten ließ, daß er ſie wahrſcheinlich würde vergeſſen haben, antwortete Waſer gleich trotzig, daß er nichts mehr habe, und daß er ſich ſehr wundere, wie man noch mehr, als das Zurückerhaltene, von ihm fordern könne. Auf dieſe Antwort ging der Stadtſchreiber ſelbſt zu Waſern, und bat ihn aufs freundlichſte, ſein Pult und ſeine Schriften doch noch einmal durchzuſehen: er wiſſe gewiß, daß er ihm die fehlenden Stücke geſchickt habe, von deren Wiederfindung nicht nur ſein Dienſt, und ſeine Sicherheit, ſondern ſelbſt ſein Leben abhange. Waſer blieb bey dieſen Bitten unerweicht, und ſah mit einem triumphirenden Blick und einem teufliſch boshaften Lächeln auf ſeinen bedrängten Wohlthäter herab, um ihn fühlen zu laſſen, daß er ſeine Wohlfahrt in Händen habe, und daß weder Landolt, noch irgend ein anderer Menſch ihm ſeine offenbare Dieberey zu beweiſen im Stande ſey. Als alle Bitten nichts helfen wollten, fing der bis zur Verzweiflung gereizte Mann an zu drohen, oder vielmehr ihn zu beſchwören. Er rief den allgegenwärtigen Rächer aller Bosheit zum Zeugen, daß Waſer es eben ſo gut, als er ſelbſt, wiſſe, daß er die Urkunden empfangen habe, und nun mit Gefahr ſeines Lebens zurückbehalte. Auf alle dieſe Ausbrüche von Angſt und Wuth antwortete Waſer weiter nichts, als daß er Landolten als einen nachläßigen

Hüter der heiligſten Denkmäler der vaterländiſchen Rechte belangen würde, wenn er noch länger fortführe, etwas von ihm zurückzufordern, was er nicht erhalten habe. Nach dieſen fruchtloſen Unterhandlungen ſchickte Landolt ſeine und Waſers Freunde zum letztern, und ließ durch dieſe nicht nur ſeine Bitte wiederholen, ſondern ihm auch eine große Summe unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit anbieten, wenn er nur die Documente wieder herausgeben wolle. So arm Waſer war; ſo blieb er doch unerſchüttert, und zog das Vergnügen, ſich an der Angſt eines Wohlthäters zu weiden, ſeinem eigenen Vortheile vor. Zuletzt ſtellten ihm ſeine Freunde auf das rührendſte vor, daß er doch einen unſchuldigen Mann, der ſich noch dazu um ihn ſo verdient gemacht habe, nicht länger martern oder ins Unglück ſtürzen möchte. Er wage ja ſelbſt Ehre und Leben dabey, wenn die Sache ruchtbar, und er als ein Entwender wichtiger Documente überführt werde. Waſer gab dieſes zu; allein er lieferte nichts zurück. Wenn man dieſes geleſen oder gehört, und alsdann nur einiges moraliſches Gefühl hat, ſo muß man Waſern als ein ſittliches Ungeheuer verabſcheuen, und die Kälte, womit er die Bitte und Vorſtellungen aller ſeiner Freunde abwies, wie die boshafte Freude und Hartnäckigkeit, womit er einen Wohlthäter quälte, viel ſtrafwürdiger, als die Entwendung der Urkunden ſelbſt finden.

So wie Waſer einſah, daß die letztere That des Todes werth ſey, ſo geſtand er auch nach ſeiner Gefangennehmung (dies hat mir wenigſtens ein ſehr glaubwürdiger Mann verſichert,) mehrmalen in Gegenwart des Gefangenwärters, daß die aufrühriſche Schrift, die er Herrn Hofrath Schlözer geſchickt habe, eine glei-

che Strafe verdiene. Weit entfernt aber die von ihm ſelbſt anerkannten Verbrechen in der Einſamkeit ſeines Gefängniſſes zu bereuen, oder die ſeinen Wohlthätern zugefügten Beleidigungen abzubitten, brütete er immer neue Entwürfe von Rache aus. Er hoffte bald bey dieſer bald bey jener Gelegenheit, bald auf dieſe bald auf jene Art ſeine Mitbürger gegen ihre Obrigkeit aufzuwiegeln, und geſtand, daß er einen unauslöſchlichen Haß gegen ſeine Vaterſtadt gefaßt, und eine noch viel gefährlichere Schrift, als die erſtere geweſen ſey, an Herrn Hofrath Schlözer geſchickt habe, welche aber dieſer nicht empfangen zu haben verſichert. Dieſe letzten Geſtändniſſe, verbunden mit dem aufmunternden Briefe eines Ungenannten, den man in Waſers Strumpfe fand, und der noch im Archiv aufbewahrt wird, zogen dem letztern das Todesurtheil zu, weil man daraus ſah, daß man von ihm gar keine Beſſerung, ſondern ſo lange er lebe, unaufhörliche Meutereyen zu befürchten habe. Ich weiß es von ſicherer Hand, daß unter ſeinen Richtern gerade diejenigen, die ihn vorher als einen unruhigen verderblichen Bürger haßten, für die Begnadigung, und diejenigen, die ihm ſonſt wohlwollten, zum Tode geſtimmt haben, weil ſie ihn dieſer Strafe werth hielten, und auch glaubten, daß das allgemeine Beſte es erfordere, daß er ſie leide.

Selbſt nach ſeiner Verurtheilung gab Waſer noch nicht alle Hoffnung auf, daß er der Vollziehung der ihm zuerkannten Strafe entgehen könne. Doch fürchtete er den Tod im geringſten nicht. Vielmehr hätte er, wenn ihm die Wahl wäre gelaſſen worden, den ſchmerzhafteſten Tod einem ewigen Gefängniſſe vorgezogen. Auch hätte er gewiß zehen leben, wenn er ſo

viele hätte verlieren können, hingegeben, wenn er nur fünfe ſeiner Feinde damit hätte tödten können, ſo wie er einſt ſagte, daß er gerne beyde Augen verlieren wolle, wenn er nur einem ſeiner Feinde eins ausſchlagen könne. Wenn er alſo zu leben wünſchte, ſo wünſchte er es bloß, um ſich noch rächen zu können. Bey dem herannahenden Tode war er weniger ſtandhaft, als ſorglos und ungerührt, wie man an ihm oft bey ähnlichen wichtigen Gelegenheiten bemerkt hatte. Am letzten Morgen, als er hingerichtet wurde, aß und trank er mit gewöhnlichem Appetit, und unterſuchte mit einem ſeiner Freunde auf eine ſo angelegentliche Art, als wenn er nichts wichtigeres zu unterſuchen gehabt hätte: ob ſeine Weſte auch noch gut genug ſey, um darin auf den Richtplatz zu gehen: Zur Noth, ſagte er unter andern, kann ich meinen Rock zuknöpfen. Als der Gefangenwärter auf die Geſundheit der Anweſenden trank, antwortete Waſer, daß er ihn ausnehmen müſſe. Da aber Herr … ihn erinnerte, daß er ſo gut, als ein jeder anderer, die ausgebrachte Geſundheit annehmen könne, erwiederte er ohne Zaudern, daß zwar ſein Freund, aber nicht der Gefangenwärter dieſes ſagen könne. So lange er noch im Thurme war, (der rund umher mit Waſſer umfloſſen iſt, und den ich, indem ich dies ſchreibe, vor Augen habe,) entdeckte man weder in ſeinen Reden, noch in ſeinem übrigen Betragen, Zagen oder Prunk; allein beym Hinausgehen zum Gerichtplatz ward er blaß, und ſchien nicht mehr ſo ruhig als vorher zu ſeyn. Vielleicht aber folterten ihn die Schrecken des Todes weniger, als es ihn verdroß, daß er wider ſein Erwarten nicht die geringſte Bewegung zu ſeinem Vortheil wahrnahm. Faſt alle Häuſer

und Fenſter waren verſchloſſen, oder leer, nicht, weil man kein Zeuge von dem Tode des Gerechten ſeyn mochte, ſondern weil diejenigen, welche man für ſeine Feinde hielt, nicht das Anſehen haben wollten, als wenn ſie über ihren niedergeſchlagenen Feind triumphirten, und hingegen diejenigen, welche in einiger Verbindung mit ihm geweſen waren, ihm den Gang zum Tode nicht erſchweren, oder ihn nicht zerſtreuen, und in Verlegenheit ſetzen wollten.

Ueber die Geſetzmäßigkeit des an Waſern vollzogenen Todesurtheils kann freylich ein jeder denken, wie er will; es erregt aber doch immer eine günſtige Meynung für Waſers Richter, daß ſeine Freunde ſelbſt und auch der bey weitem größte Theil ſeiner Mitbürger dies Urtheil höchſtens ſtrenge, aber nicht ungerecht gefunden haben. So viel ich einſehe, war Waſer von mehreren Seiten des Hochverraths gegen ſein Vaterland ſchuldig. Er hatte mehrere aufrühreriſche Schriften verfertiget und bekannt gemacht, um das Volk gegen die Obrigkeit aufzubringen; er hatte erklärt, daß er ſein Vaterland tödtlich haſſe, und niemals ſich zu rächen aufhören werde; er hatte endlich Documente entwandt, von welchen ein höchſt gefährlicher Mißbrauch gemacht werden konnte, und den er auch wirklich machen wollte. Wenn Waſer, ſagte einer der thätigſten und gelehrteſten Patrioten in Zürch zu mir, in einem öffentlichen Amte hundert Thaler aus einer öffentlichen Caſſe geſtohlen, oder nur eine gleich unbedeutende Summe von einer auswärtigen Macht als Geſchenk angenommen hätte, ſo würde er nach unſern Geſetzen das Leben verwirkt, und niemand würde die ihm auferlegte Strafe ungerecht gefunden haben. Und jetzo, da er, außer mehrern andern

groben Verbrechen, dem Staate etwas entwandt hatte, was viel wichtiger war, als die obenangeführte Summe, und er auch ſelbſt dafür erkannte, jezt will man noch zweifeln, ob dieſer Mann den Geſetzen gemäß zum Tode verurtheilt worden ſey?

Bey manchen hat gewiß nicht ſowohl das Urtheil ſelbſt, als die raſche Gefangennehmung des Verbrechers, die übereilte Durchſuchung ſeiner Papiere durch ſeinen Ankläger, und noch mehr die Art, wie das Urtheil abgefaßt war, und der Gedanke, daß Waſer um gleicher Vergehungen willen vielleicht in keinem großen Staate wäre hingerichtet worden, Unzufriedenheit oder Unwillen hervorgebracht. Ich gebe zu, daß man in dem ganzen Proceſſe mehrere große Fehler begangen habe, und daß ſich beſonders die Einkleidung des Urtheils nach unſrer Proceßordnung gar nicht entſchuldigen laſſe; allein dieſe Einkleidung überläßt man in Zürch immer einer einzigen Perſon, und man wendet nicht ſo viele Mühe darauf, als in Teutſchland. Dies läßt ſich aber leicht in einem Staate erklären, deſſen Blutrichter zwar der väterlichen Geſetze kundig, aber keine gelehrte Rechtsausleger ſind, und die ſich alſo auch nicht an ſo genaue und abgezirkelte Formeln im peinlichen Proceß, als wir, gewöhnet haben. Man mag aber an der Arbeit des Concipienten des Urtheils ſo viel auszuſetzen finden, als man immer will, ſo iſt es doch ein gewaltiger Unterſchied, ob ein Urtheil ſchlecht geſchrieben, oder ob es widerrechtlich, und grauſam ſey.

So falſch man alſo ſchließen würde, wenn man annehmen wollte, daß ein ſchlecht abgefaßtes Urtheil nicht gerecht ſeyn könne, ſo unrichtig raiſonirt man meinem Bedünken nach auch, wenn man das peinliche

Recht eines Freyſtaats mit dem peinlichen Recht einer Monarchie verwechſelt, und ohne Einſchränkung feſtſetzt, daß ein Urtheil, welches in einem Monarchiſchen Staat hart geweſen wäre, es in einem Freyſtaat auch ſey. Ein Monarch kann ohne Gefahr einen unruhigen Kopf entweder verbannen, oder begnadigen, oder höchſtens in ein ewiges Gefängniß einſperren, weil er ſtets mit vielen Tauſenden geübter Krieger gegen einen Aufrührer, und den Pöbel, den dieſer etwa in Bewegung ſetzen könnte, gewaffnet iſt. In einem Freyſtaat hingegen, wo der Magiſtrat gegen die übrigen Bürger, oder der regierende Theil des Staats gegen den nicht regierenden den kleinſten Theil ausmacht, und keine ſtehende Heere zu Gebote hat, wodurch er ſich behaupten kann, in einem ſolchen Staat ſind Aufrührer, die den größern und unwiſſenden Haufen gegen den kleinern und aufgeklärten empören wollen, viel gefährlichere leute, und Verſuche, Aufſtände zu erregen, viel größere und ſtrafwürdigere Verbrechen, als in monarchiſchen Verfaſſungen. In einer Republik, wie Zürch, iſt ewiges Gefängniß auch keine ſo angemeſſene Strafe, oder erfüllt wenigſtens nicht alle die Abſichten, die es in einer Monarchie erfüllt. In einem Freyſtaat werden in einem Zeitraum von wenigen Jahren die regierenden Cörper durch den Abgang alter, und die Aufnahme neuer Glieder gleichſam umgewandelt. Die Nachfolger bringen in den Platz ihrer Vorgänger andere Geſinnungen und Verbindungen mit, oder ſind auch nicht genug von allen den triftigen Gründen unterrichtet, um welcher willen man dieſem oder jenem eine ſolche Strafe aufgelegt hat. Aus dieſen Urſachen hat man in den Schweizeriſchen Republiken faſt kein Beyſpiel, daß ein zum ewi-

gen Gefängniſſe Verurtheilter ſeine Strafe ausgeſtanden hätte, und hingegen unzählige, daß Verbrecher, die man auf ewig von den übrigen Bürgern abſondern wollte, nach einigen Jahren wieder freygelaſſen worden ſind. Eben dieſes muſten Waſers Richter auch fürchten, wenn ſie ihn zu einem ewigen Gefängniſſe verurtheilt hätten; und er erfuhr daher, wie viele andere in ähnlichen Fällen, die Milde und Gelindigkeit nicht, zu welcher ſeine Richter ſich wahrſcheinlich würden hingeneigt haben, wenn ſie ſich und ihr Vaterland nicht durch eine gelindere, leicht zu vereitelnde Strafe, allen den Gefahren und Unruhen ausgeſetzt hätten, die man von einem ſo fähigen und rachſüchtigen Mann, als Waſer war, vorausſehen und befürchten muſte. Viele haben geglaubt, daß Waſer zwar nicht ungerecht ſey gerichtet worden, daß es aber doch klüger oder politiſcher geweſen wäre, wenn man ihm das Leben geſchenkt hätte. Ich ſelbſt war Anfangs dieſer Meynung. Ein Mann, dachte ich, der durch ſeine Verläumdungen und Verräthereyen ſo verhaßt, und durch ſeine vielen kindiſchen Uebereilungen ſo verächtlich geworden war, würde wahrſcheinlich niemals eine Partey gemacht, oder großen Schaden gethan haben, wenn er auch mit der Zeit wieder wäre in Freyheit geſetzt worden. Allein, als ich nach Zürch kam und hörte, daß ſeine Schrift wider die Obrigkeit auf allen Dörfern und von allen Bauren ſey geleſen worden, und daß ſie wahrſcheinlich große Bewegungen würde hervorgebracht haben, wenn nicht die Falſchheit ſeiner Beſchuldigungen allgemein bekannt geweſen wäre, da hielt ich den Mann, der freylich keine Verſchwörung hätte zu Stande bringen können, doch nicht mehr für

ſo unbedeutend, als vorher, weil er ſchreiben und durch ſeine Schriften Unruhen erwecken konnte.

An den peinlichen Geſetzen und der Proceßordnung in Zürch könnte ein unparteyiſcher Reiſender vielleicht mehr, als an den Richtern von Waſer oder andern Verbrechern, ausſetzen. Zürch hat eben ſo wenig, als die übrigen Schweizeriſchen Republiken, vollſtändige und beſtimmte Strafgeſetze. Schon oft hat man daran gedacht, dieſen wichtigen Theil der Staatsverfaſſung zu ergänzen und zu vervollkommenen; allein man hat immer viele Schwierigkeiten und die größte darin gefunden, daß man es nicht wagen durfte, ſo gelinde Strafen auf Vergehungen zu ſetzen, als man gemeiniglich zuerkennt, und daß man, wenn man härtere Strafen drohte, als vollzöge, den Geſetzen dadurch ihr ganzes Anſehen nehmen würde. In ſo ferne aber dieſes eine Schwierigkeit gegen die Abfaſſung eines peinlichen Geſetzbuchs iſt, findet es in allen Ländern Europens ſtatt, und hat deswegen doch nicht die Ausführung eines ſo wichtigen Werks zurückgehalten. Kein Staat, ſagt man ferner, könne einen Codex von Criminalgeſetzen leichter entbehren, als Zürch, weil die Stelle derſelben durch milde unveränderliche Maximen erſetzt, und die aus dieſem Mangel zu befürchtende Folgen durch die Verfaſſung ſelbſt gehoben würden. Man werde nicht leicht ein Land nennen können, wo die Todesſtrafen ſo ſelten ſeyen, als im Zürchiſchen. Zwar ſey es einigemal geſchehen, daß man Perſonen wegen unzulänglicher Argwöhne und Angaben eingezogen und ſelbſt gefoltert habe; allein man wiſſe kein Beyſpiel, daß jemand unſchuldig hingerichtet worden, oder daß man nur ſo

etwas

etwas geglaubt hätte. Endlich könne auch der kleine Senat, oder die Blutrichter niemals, wie in andern Freyſtaaten, Tyrannen des Volks werden, weil die Hälfte derſelben von den Zünften und aus den Zünften gewählt werde *). Alles dieſes macht den Sitten der Bürger und der Weisheit und Gelindigkeit der Richter Ehre. Es wäre aber doch immer beſſer, auch in den Geſetzen für ſchlimme Zeiten zu ſorgen, und zum voraus die Eigenmacht gewaltthätiger Richter einzuſchränken, als es darauf ankommen zu laſſen, daß unvollkommene Geſetze ſtets durch einſichtsvolle und gutdenkende Richter verbeſſert werden. Eben dieſe Mangelhaftigkeit und Unbeſtimmtheit der peinlichen Geſetze hat in vielen Freyſtaaten und ſelbſt in Genf Gewaltthätigkeiten und Empörungen, anderswo übereilte und ungereimte Ausſprüche, wie neulich in Glaris, und noch öfter Ungewißheit und Aengſtlichkeit der Richter und Unzufriedenheit mit ihren Urtheilen hervorgebracht. Glücklich iſt diejenige Republik, welche dieſe Uebel noch nicht erfahren hat! Allein billig ſollte man nicht darauf rechnen, daß man ſie nie erfahren könnte. Teutſche und noch mehr Engländer müſſen die Zürchiſche Proceßordnung noch viel fehlerhafter, als die Geſetze finden. Der Delinquent wird in Zürch nicht, wie in mehrern Republi-

*) Die regierende Hälfte des kleinern Raths hat die höchſte peinliche Gerichtsbarkeit, und dieſe Hälfte beſteht aus einem Bürgermeiſter, zwölf Rathsherren und zwölf Zunftmeiſtern, welche letztere auf den Zünften von den Zunftgenoſſen aus ihrem eigenen Mittel erwählt werden. Von peinlichen Gerichten wird der Bürgermeiſter ausgeſchloſſen, und in ſeine Stelle tritt der jedesmalige Seckelmeiſter, der das Präſidium führt.

ken der Schweiz geſchieht, öffentlich, ſondern bey verſchloſſenen Thüren in ſeinem Gefängniſſe nur von zween ſeiner Richter und einem Secretär verhört. Dieſe Männer haben alſo durch Fragen und Relationen den Lauf des Proceſſes in ihrer Hand, und können ihren Richtern den Geſichtspunct beſtimmen, aus welchem ſie die Schuld oder Unſchuld des Gefangenen anzuſehen haben. Auch erhält kein Delinquent einen Defenſor, der die Unſchuld unberedter, ängſtlicher, ſich ſelbſt zu ſehr anklagender Perſonen retten, oder ihre ſcheinbare Schuld mindern könnte. Wenn zuletzt von den Blutrichtern ein Todesurtheil ausgeſprochen worden iſt, ſo findet gar keine Milderung oder Abänderung des Urtheils, gar keine Appellation ſtatt, da in Bern, Genf und andern Republiken Ausſprüche des kleinen Raths von dem großen können aufgehoben oder gemildert werden. Dieſe Abweſenheit einer begnadigenden Macht iſt in der That etwas fürchterliches. Denn wie leicht kann es geſchehen, daß die erſten Richter eines Schuldigen ſich übereilen; und wenn dieſes ſich zuträgt, wie entſetzlich iſt es dann nicht, daß gar kein Mittel übrig bleibt, einem Unſchuldigen Leben und Ehre zu retten! Ich wiederhole es noch einmal, daß es den Sitten der Zürcher und ihrer Obern die größte Ehre bringt, daß die Mängel ihrer peinlichen Geſetzgebung noch keine ſo ſchlimme Folgen nach ſich gezogen haben, daß man gezwungen worden wäre, ihnen abzuhelfen. Faſt aber ſollte man glauben, daß in Zürch kein Urtheil gefällt werden könnte, ohne daß nicht die Richter in den Verdacht von Parteylichkeit oder Härte kämen. Und dieſen Richtern liegt alſo eben ſo ſehr oder noch mehr, als den Bürgern, daran, daß Fehler abgeſchafft werden, die ihre Macht

nicht allein nicht vermehren, ſondern ſie in der That einſchränken, indem ſie dadurch unvermeidlichen Argwöhnen ausgeſetzt, und ſchüchtern oder ängſtlich gemacht werden, daß ſie nicht frey und unbefangen, wie ſie ſonſt thun würden, ihr Urtheil auszuſprechen wagen.

Doch genug hievon. Schließlich will ich noch ein paar Züge zu Waſers Charakter hinzufügen. Waſer hatte einen ſo ungeheuren Stolz, und einen ſo großen Hang zur Dieberey, daß ich nicht umhin kann, beyde für Wirkungen und Zeichen eines verrückten Kopfs zu halten. So groß bisweilen auch ſeine Armuth oder doch Verlegenheit war, die ihn verführten, die Capitalien ſeiner Frau zu verkaufen und falſche Obligationen unterzuſchieben, ſo nahm er doch niemals von ſeinen Verlegern Honorarium an. Er drohete der phyſikaliſchen Geſellſchafft, die ihm ein kleines Jahrgehalt ausmachen wollte, herauszutreten, wenn ſie ihn ſo beſchimpfen würde. Er kündigte endlich ſelbſt ein Collegium über die Experimentalphyſik wieder auf, welches der große Heidegger und der Chorherr Geßner beſuchten, um dem Manne Beyfall zu verſchaffen. Waſer ſtahl ſelten aus Noth oder Geiz, ſondern entweder um andere zu quälen, und in Verlegenheit zu ſetzen, oder weil ihm, wie Kindern und Verrückten, eine plötzliche unwiderſtehliche und bald wieder verſchwindende Neigung oder Liebhaberey ſelbſt für Dinge aufſtieg, die er nicht brauchen konnte, und die er einige Augenblicke nachher, wenn er ſie entwandt hatte, wieder vergaß und vernachläßigte. Einſt ſchnitt er einem ſeiner Wohlthäter und Freunde, der ihn auf einem Landgute auf das beſte bewirthete, elende Kupfer aus einem Buche, die gar keinen Werth hatten: wahrſcheinlich in

keiner andern Abſicht, als weil er ſich zum voraus an der Ueberraſchung und den vergeblichen Unterſuchungen und Nachfragen ergötzte, welche die Entdeckung der Verſtümmelung des Buchs verurſachen würde. Ein anderes mal ſtahl er aus dem Cabinet der phyſikaliſchen Geſellſchafft einen Tubum, machte zuerſt lärm und lenkte den Verdacht auf einen unſchuldigen Mann, der viele Verdrießlichkeiten davon hatte, aber doch ſeine Unſchuld erhärten konnte. Eben dieſer ſeltſame Mann, der mit Verbrechen wie mit Poſſen ſpielte, war nicht ganz Tugendleer. Er war vielmehr zärtlich gegen Weib und Kind, fleißig und ſo dienſtfertig, daß er für eben die Freunde, denen er kurz vorher einige Kleinigkeiten geſtohlen hatte, acht und mehrere Tage unaufhörlich arbeiten konnte.

Bern am 20ſten Jun.

Geſtern Abends ſind wir glücklich hier angelangt. Bis ich die ſchöne Stadt, wo wir uns jetzt aufhalten, genauer kennen lerne, will ich den Reſt meiner Beobachtungen über Zürch nachholen. Sie werden finden, daß ich mit den merkwürdigen Menſchen mehr, als mit den merkwürdigen Seltenheiten dieſer Stadt bekannt geworden bin. Wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, bey meiner Reiſe durch die kleinen Cantone von Einſiedlen auf Zürch zurück zu kommen, ſo würde ich es mir ſelbſt nicht verzeihen, daß ich ſo viel ſchönes, vorzüglich die Fabriken, nicht geſehen habe.

Während unſers Aufenthalts in Zürch haben wir dreymal Partien aufs land gemacht; und zwar das erſte mal nach Richterswyl mit Herrn lavater zum Herrn Doctor H. — einem der berühmteſten Aerzte in der Schweiz. Der Weg war faſt durchgehends uneben

und ſteinigt, und die Ausſichten nicht ausgedehnt (denn links hatten wir meiſtens Rebhügel und rechts nahe Berge); allein die Reiſe war doch ſehr angenehm, und zwar nicht bloß durch die gute Geſellſchafft, worin wir waren, ſondern auch durch den unaufhörlichen Anblick der Wohlhabenheit des Landmanns. Das ſicherſte Merkmal derſelben iſt die außerordentliche Cultur des Bodens, der wahrſcheinlich ſeiner Unfruchtbarkeit wegen in wenigen Jahren verwildern würde, wenn ihn nicht die unermüdlichen Hände glücklicher Menſchen bearbeiteten. Wo man ſeine Augen nur hinwendet, entdeckt man kraftvolle und ſorgfältig gewartete Reben, oder üppige Wieſen und ſtolze Kornfelder. Kein Fleckchen iſt vernachläßigt, es mag ſo mühſam zu bearbeiten ſeyn, als es immer will. Dies iſt um deſto mehr zu bewundern, da die Bauren in dieſer Gegend zu den fleißigſten Manufacturiers in der Schweiz gehören, und faſt alle manufacturirende Bauren ſich ſonſt weniger, als andere, um ihr Land bekümmern. Landgüter findet man an dieſer Seite des Sees nur wenig; dieſe liegen meiſtens an dem entgegengeſetzten wärmern Ufer, wo auch der beſte Wein wächſt. Allein Dörfer folgen ſo ſchnell auf einander, daß man oft ſchon in einem neuen iſt, bevor man noch einmal bemerkt, daß man das vorhergehende verlaſſen hat. Auch an dieſen ſieht man, daß ihre Bewohner weder durch Auflagen ausgeſogen, noch durch Herrndienſte unterdrückt werden. Die Häuſer haben ein ſtädtiſches Anſehen: noch mehr aber die Gärten, die alle in Gemüſe- und Blumenbeeten abgetheilt, mit kleinern und größern Gängen durchſchnitten, und mit zierlichen Hecken oder Zäunen, oder gar mit dicken Mauren eingefaßt ſind. Beym

Zürcher Landmann ſelbſt muß man mehr auf den ſtarken geſunden Leib und das volle zufriedene Geſicht, als auf die Kleidung ſehen, denn dieſe iſt noch eben ſo ſchlecht und einfach, als ſie vielleicht vor einigen Jahrhunderten getragen wurde. So wenig der Landmann auf Kleidung und Putz wendet; ſo freygebig iſt er, wenn Kirchen zu verſchönern oder gar zu erbauen ſind. Unterwegens ſahen wir eine ganz neue, die man in anſehnlichen Städten Teutſchlandes würde prächtig genannt, und die viele tauſend Gulden muſte gekoſtet haben. Man hat mehrere Beyſpiele, daß Dörfer, die bisher anderswo eingepfarrt waren, und ihre eigene Kirche haben wollten, nicht nur eine neue Kirche aus ihren eigenen Mitteln erbaut, ſondern auch eine Summe von zehn tauſend Gulden als ein Pfand niedergeleget haben, daß ſie ins künftige ihren Pfarrer ſelbſt unterhalten wollten. — Unterwegens kehrten wir in Oberried im Pfarrhauſe ein, wo Lavater in der ſchönen Jahrszeit bey ſeinem Freunde zu wohnen pflegt, entweder um ſich zu erholen, oder auch ungeſtört zu arbeiten. Lavater nennt dieſen Ruheſitz die Wiege oder den Geburtsort ſeiner Phyſiognomik, weil er hier zuerſt daran gearbeitet hat. Nach einer Reiſe von ohngefähr fünf Stunden kamen wir in Richterswyl an, wo wir zu unſerm großen Vergnügen zween Ruſſiſche Herren antraffen, mit denen wir von Schaffhauſen nach Zürch gefahren waren, und die auf ihrem Rückwege von Einſiedel nach Zürch bey dem Herrn D. H. eingekehrt waren, weil ſie ſeinen Bruder im letzten Kriege wider die Türken hatten kennen lernen. Wir wurden von Herrn D. H. mit einer Freundlichkeit und Gaſtfreundſchafft aufgenommen, die unſern ganzen Dank verdien-

te, muſten aber wegen eines anhaltenden Regens, der bald nach unſerer Ankunft einfiel, zu Hauſe bleiben, ohne die umliegende Gegend, eine der ſchönſten am Zürcher See überſehen zu können. Wir beſchäfftigten uns daher mit der Durchſehung der Archiven der Phyſiognomik, die Lavater zum Theil hier verarbeitet hat. Dieſe Archive beſtehen in mehrern anſehnlichen Käſtchen, die mit Schattenriſſen angefüllt ſind, welche man gröſtentheils aus unſern Gegenden eingeſchickt hatte, und unter welchen wir alſo manche wieder erkannten. Herr H. verließ uns häufig, weil er beſtändig von Kranken beſucht, oder in ihrem Namen um Rath gefragt wurde, und auch ſelbſt für die Zubereitung der verſchriebenen Arzneyen ſorgte. In einem langen Geſpräch, was ich mit ihm über einen medicinischen Fall, und vorzüglich über die Frage führte, ob meiner Frau das Leuker Bad in Wallis heilſam ſeyn würde, hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß er neben dem Ruhm eines frommen und rechtſchaffenen Mannes auch den Ruhm eines erfahrnen und einſichtsvollen Arztes, den er in einem großen Theile der Schweiz hat, mit Recht verdient. Er hat meiſtens mehrere Patienten, beſonders Schwermüthige, bey ſich, die in einem ſchönen, bequemen, und von dem ſeinigen abgeſonderten Hauſe wohnen. Als wir nach Tiſch wieder wegfuhren, dauerte der Regen noch immer fort. Ohngefähr auf der Hälfte des Weges kehrten wir bey einem Freunde von L. dem Herrn Landvogt E. ein, theils um dieſen Herrn kennen zu lernen, theils um uns an der Ausſicht von ſeinem Schloſſe, das auf einem ziemlich hohen und ſteilen Berge liegt, zu ergötzen. Aber leider wurden unſere Hoffnungen, daß der Regen aufhören würde, vereitelt.

Wir warteten eine Zeitlang, und ſtiegen alsdann des Regens ungeachtet in einen ſchönen Pavillon hinab, der vor dem Schloſſe nach dem See hin erbaut iſt. Aus den Trümmern der herrlichen Landſchaft, die unmittelbar unter unſern Füßen lagen, oder hin und wieder aus den ſich verdünnenden Regenwolken hervorſtiegen, konnten wir abnehmen, was man uns allgemein verſicherte, daß die Ausſicht von dieſer Höhe eine der reichſten und ausgedehnteſten an dem ganzen Zürcher See ſey. Wir erblickten nur bloß den nächſten Vorgrund, in welchem Weinberge, Wieſen und Fruchtfelder mit einander abwechſelten, und einen ſchmalen Streifen des Sees, allein der gröſte Theil des Sees, in deſſen äußerſte Buſen man bey hellem Wetter hineinſchauen kann, ſeine geſegneten Ufer, und die Schneegebirge waren mit undurchſichtigem Gewölke bedeckt. Ohngefähr anderthalb Stunden vor der Stadt heiterte ſich das Wetter auf, und wir kehrten daher noch bey ſchönem Sonnenſchein in die Thore von Zürch zurück.

Die beyden andern Spatzierfahrten machten wir zu Waſſer: und zwar die erſtere auf dem See in einer zahlreichen und vielleicht der ausgeſuchteſten Geſellſchafft, die für mich aus ganz Zürch hätte zuſammengebracht werden können. Der Himmel war ſo heiter, das Waſſer ſo ruhig und die Luft ſo erfriſchend, daß man dadurch doppelt zum Genuß geſtärkt wurde. Wir landeten nahe bey Thallwyll, nicht weit vor der ſogenannten Aue, an, wo wir in ein reinliches und geräumiges Wirthshaus einkehrten, das aber bey weitem nicht ſo viel verſprach, als es nachher leiſtete. Nachdem wir uns ein wenig erfriſcht hatten, gingen wir auf den Kirchhof des Dorfs hinab, von welchem man eine

Ausſicht hat, die ſich in mehrern Stunden nicht erſchö- pfen läßt. Man überſieht von hier aus nicht nur die ganze länge und die Gränzen des Sees, ſondern auch alle Beugungen und Krümmungen ſeiner Geſtade. Am Ende des Sees erheben ſich zuerſt fruchtbare mit Sennen beſetzte Alpen, und hinter dieſen die majeſtätiſchen Schneegebirge, die noch bis an ihre Füße herab mit Schnee belegt ſchienen. Wir betrachteten die unermeßliche landſchaft, die wir vor uns hatten, bald in großen Gruppen, bald aber unterſuchten wir mit den Fernröhren, die unſere Freunde mitgenommen hatten, einzelne Gegenſtände und Puncte, vorzüglich die Sennhütten und Schneeberge, denen wir uns ſo viel, als möglich, zu nähern wünſchten. Als wir einige Stunden alle Segnungen und Herrlichkeiten der uns umgebenden Natur genoſſen hatten, kehrten wir ins Wirthshaus zurück, wie wir glaubten, um uns zur Rückfahrt anzuſchicken. Wie ſehr wurden wir daher nicht überraſcht, als wir eine lange Tafel gedeckt, und mit allem, was zu einem ausgeſuchten ländlichen Abendeſſen gehört, beſetzt fanden! Hier erfuhren wir es zum erſtenmale, was man uns ſchon oft geſagt hatte, daß man in der Schweiz mehr, als in Teutſchland eſſe, weil die luft viel ſchärfer und zehrender ſey. Ungeachtet wir unſern Mittagstiſch noch nicht fünf Stunden verlaſſen, und gar keine ſtarke Bewegung gehabt hatten; ſo aßen wir doch mit Appetit, beſonders von den Fiſchen, die wir in Teutſchland nie ſo friſch oder ſo gut zubereitet, als in dieſem Zürcheriſchen Dorfe, gefunden hatten. Gegen halb acht Uhr ſetzten wir uns wieder in unſer Schiff, und ruderten unter muntern Geſprächen und den frohen Geſängen unſerer geiſtreichen und liebenswürdigen Be-

gleiterinnen wieder nach der Stadt zu. Wir ſahen die ganze umliegende Gegend, und beſonders die Schneeberge, von der helſten Erleuchtung und Vergoldung an alle Schattirungen durchgehen, und ſich endlich in die dunkelſten Schatten hüllen, indem wir erſt gegen zehn Uhr wieder in der Stadt ankamen. Beyde Ufer des Sees ſind gewiß eben ſo ſchön bebaut, und wahrſcheinlich noch ſtärker bevölkert, als die des Bodenſees, allein ſie fallen doch nicht ſo angenehm ins Auge, als die letztern, wie ich glaube, aus keiner andern Urſache, als weil die Ufer ſich zu ſchnell erheben, zu nahe durch Berge begränzt werden, und dieſe Berge keinen ſo ausgebreiteten mit Landhäuſern, Dörfern und Städten beſetzten Vorgrund haben. Der Zürcherſee ſelbſt iſt viel lebhafter, als der Bodenſee, beſonders um dieſe Jahrszeit, wo täglich viele Schiffe mit Wallfahrern von beyderley Geſchlecht entweder nach Maria Einſiedeln hin, oder zurückfahren. Vielleicht geben ihm manche deßwegen den Vorzug vor dem Bodenſee, weil er nicht ſo breit und beyde Ufer näher und überſehbarer ſind; allein gerade dieſe Nähe der Ufer war es, weßwegen er mir weniger prächtig als der Bodenſee ſchien.

Am folgenden Tage machte ich eine zweyte Spazierfahrt auf der Limmat in Geſellſchaft des Herrn — —, ſeiner vortrefflichen Gattin und liebenswürdigen Schwägerin. Dieſer Fluß iſt ſo reißend, und die Bewegung des Schiffs, wenn man ihn hinabfährt, ſo ſchnell, daß man in den erſten Augenblicken nicht ganz ſicher zu ſeyn glaubt, und gewiß auch in Gefahr käme, wenn man mit den kleinen Fahrzeugen, wie es bisweilen geſchieht, auf einen Pfahl oder Stein ſtieß. Faſt in einer viertel Stunde erreichten wir das Landgut des Herrn Chor=

Herrn G., wo ich den Nachmittag unter dem Schatten prächtiger Bäume, gegen den ſchnellen und von der Sonne glänzenden Fluß gekehrt, und mit den herrlichſten Wohlgerüchen umduftet, an der Seite meines vortrefflichen Freundes hinbrachte. Gegen Abend gingen wir in das beſcheidene, aber bequeme Landhaus, aus deſſen Fenſtern wir ein Schauſpiel beobachteten, dergleichen ich noch nie geſehen hatte. Wir ſelbſt und alle Gärten und Landhäuſer, die zwiſchen uns und der Stadt lagen, waren in tiefes Dunkel verſenkt: die von der Abendſonne erleuchtete Stadt hingegen glänzte, als wenn ſie in vollem Brande ſtünde: und die entferntern Schneegebirge, die ſich unſern Augen nie ſichtbarer darſtellten, waren mit einem ſanftern roſenfarbnem Lichte umſtrahlt.

Zu den angenehmſten Einladungen, welche ich in Zürch erhalten habe, rechne ich die des Herrn Profeſſor Uſteri zu dem Schmauſe, welcher nach geendigter Zunftmeiſterwahl auf der Weberzunft, wie auf den übrigen Zünften, gegeben wurde. Die Koſten ſolcher Schmäuſe ſtehen zum Theil die Zünfte, die nicht nur prächtige Häuſer, ſondern auch große Capitalien beſitzen, zum Theil aber auch die neu erwählten Zunftmeiſter ſelbſt. Dieſer Aufwand iſt zwar nicht ſo groß, daß er einen begüterten Bürger zu Grunde richten, aber doch immer ſo beträchtlich, daß keiner vom Pöbel es wagen kann, auf die Stelle eines Zunftmeiſters Anſpruch zu machen. Dieſer wichtige und heilſame Zweck, der nie auf eine ſicherere und weniger auffallende Art erreicht wurde, iſt aber noch nicht die einzige Frucht dieſer demokratiſchen Schmäuſe. Sie dienen auch dazu, daß das Volk und ſeine Vorſteher wenigſtens zweymal im Jahre nicht im

Verhältniſſe von Obrigkeit und Gehorchenden, ſondern als Genoſſen deſſelbigen Tiſches, als Bürger deſſelbigen Staats, als ſolche, die ſich gegenſeitig Wohlthaten erwieſen haben, und wieder empfangen, mehrere Stunden beyſammen ſind, ihre kleinen Streitigkeiten beylegen, neue Freundſchafften ſtiften, und ſich gegenſeitig zu künftigen wechſelſeitigen Dienſten verpflichten. Damit aber dieſe Volksſchmäuſe, weder der Zunftcaſſe, noch dem jedesmaligen Zunftmeiſter (der gewöhnlich alle Jahr wieder erwählt wird) beſchwerlich fallen, ſo hat man einer ſchädlichen Verſchwendung durch ſtrenge ſumtuariſche Geſetze vorgebeugt, die auf das genaueſte beobachtet werden. Es dürfen weder fremde Weine, noch Geflügel oder Wildpret, oder Fiſche, oder andere koſtbare Leckereyen gegeben werden, wodurch die Epulae unter den Römern die Reichen zu verderblicher Verſchwendung verleiteten, im Volke neue und ſchädliche Begierden entzündeten, und eine wichtige Miturſache des Untergangs der Freyheit wurden. Gleich nachdem mein Freund und ich auf dem Speiſeſaale des Zunfthauſes anlangten, und dies war ohngefähr um halb fünf Uhr, ſetzten wir uns zu Tiſche, und ſpeiſten an mehrern Tafeln in einer Geſellſchafft, die man nur in einem Freyſtaate, und bey einer ſolchen Gelegenheit ſo gemiſcht finden kann. Viele der Anweſenden hatten nach alter Weiſe ihre Häupter bedeckt; alle redeten ohne Zurückhaltung mit ihren Nachbaren, oder Bekannten; allein nirgends hörte man wildes Lachen, oder Geſchrey, oder Zänkerey. Als wir einige Stunden gegeſſen hatten, machte man eine Pauſe, während welcher die Vornehmen ſich vertraulich mit den Geringeren unterhielten. Gegen acht Uhr ſetzten wir uns wieder, und um neun

nahmen Herr Statthalter N. — die übrigen Mitglieder des Raths, mein Begleiter und ich freundlichen Abſchied. Nach der Entfernung der gnädigen Herren wurde die Geſellſchafft ſowohl auf der Zunft, wo ich geſpeiſt hatte, als auf mehrern andern, die nicht weit vom Schwerdt ſind, etwas lärmender, als vorher. Man ließ Weiber, Töchter und Muſikanten kommen, und ſang und tanzte bis an den frühen Morgen. Alle dieſe nächtlichen Feſte aber zogen weiter keine Unbequemlichkeiten oder Unordnungen nach ſich, als daß die Ruhe der nächſten Nachbaren bisweilen ein wenig unterbrochen wurde: ein Opfer, welches auch Fremdlinge gerne den frölichen Söhnen der Freyheit bringen.

Zürch ſelbſt iſt in zwo ungleiche Hälften getheilt. Die ſo genannte große Stadt ſieht einer teutſchen Reichsſtadt ähnlich. Dieſe größere Hälfte hat wie faſt alle alte Städte meiſtens enge, krumme, übelriechende und oft ſo ſteile Gaſſen, daß es nicht möglich wäre, mit einem Fuhrwerk oder auch nur mit einem Pferde hinanzuklimmen. Die öffentlichen Gebäude ſind alle ſchön oder prächtig: die Häuſer der Einwohner aber im Durchſchnitt weder in die Augen fallend, noch weitläuftig; doch finden ſich in der kleinen Stadt viele ſchöne Privatgebäude, ſo wie auch gerade und breite Straßen. Die Häuſer haben alle Zeichen und Benennungen, wie in Teutſchland die Gaſthöfe: zum Beyſpiel zur Reblaube, zum gewundenen Schwerdt. Auch hier, wie in einigen teutſchen Städten, ſinkt der Preis, und ſteigt hingegen die Miethe der Häuſer. Unter den Bürgern und Einwohnern von Zürch findet ſich viel Wohlhabenheit; allein noch hat das Glück nicht in den Händen von Wenigen ungeheure Reichthümer verſammlet: welchem Umſtand die

Zürcher hauptſächlich die Erhaltung ihrer Sitten und Staatsverfaſſung zu danken haben. Hunderttauſend Gulden machen in dieſer Stadt, wo Handel und Fabriken ſo ſehr blühen, ſchon einen reichen Mann; und nur wenige giebt es, die zwey- oder dreymal ſo viel beſitzen. Als ich dieſes hörte, wünſchte ich, daß die Zürcher niemals in ihren Mauren von Millionärs hören möchten. Die Sitten ſind im Ganzen genommen in Zürch ſo rein, oder ſo wenig verdorben, als man ſie, glaube ich, in keiner andern Stadt von gleicher Grösſe und Reichthum in ganz Europa finden wird. An den Frauenzimmern ſieht man hier gar keine Schminke, und ſehr wenig von franzöſiſchen Moden und Sitten, ungeachtet viele Jünglinge und Männer in Frankreich gedient haben, oder noch dienen. Weiber und Jungfrauen haben noch die liebenswürdige Beſcheidenheit und Schüchternheit, die ſich bey einem beſtändigen und vertrauten Umgange mit Perſonen unſers Geſchlechts verliert, und von unaufmerkſamen Reiſenden für Aengſtlichkeit und Verlegenheit gehalten wird. Die Zürcherinnen reden anfangs in Geſellſchaft von Fremden, beſonders von Teutſchen, nicht viel, aber nicht deßwegen, weil ſie nicht reden könnten, ſondern weil ſie fürchten, daß Fremde durch ihre Ausſprache beleidiget werden möchten, die aber in ihrem Munde viel weniger auffällt und unverſtändlich iſt, als in dem Munde von Mannsperſonen. Da ich überzeugt bin, daß man äußere Politur, oder ſogenannte feine Welt, und glänzende Kenntniſſe immer viel zu theuer um den Verluſt guter Sitten kauft, ſo war es mir angenehm, daß Frauenzimmer lieber ihre Mutterſprache, von welcher ſie wiſſen, daß ſie für Teutſche befremdend iſt, als

Franzöſiſch redeten, welches ich mich nicht beſinne irgendwo in Geſellſchaft gehört zu haben. Die Ehen ſind zwar hier ſo wenig, als an irgend einem andern Orte auf der Erde, unverletzlich; allein, daß eheliche Treue hier nicht ſo ſelten, oder gar Thorheit iſt, wie in manchen nicht größern Städten, kann man allein daraus ſchließen, daß die Frauen und Mütter ſich ihres Hausweſens, und der Erziehung ihrer Kinder mit Ernſt annehmen. Vielleicht könnte es Manchem einfallen, die Unverdorbenheit der Sitten daraus zu erklären, daß die Aufwandsgeſetze in Zürch ſtrenger, als in irgend einem andern Staate in der Schweiz ſind. Allein vielmehr muß man aus der Aufrechthaltung dieſer Geſetze ſchlieſſen, daß die Sitten noch wenig verfälſcht ſind. Die Geſchichte aller Freyſtaaten lehrt, daß die Geſetze von den Sitten erhalten, und daß, wenn dieſe verlohren gehen, die geſchärfteſten Aufwandsgeſetze immer übertreten und verſpottet werden. Mannsperſonen dürfen weder Gold noch Silber, noch Sammet oder Seide; Frauenzimmer keine Edelgeſteine, Spitzen oder Federn tragen. Wenn die letztern in die Kirche gehen, müſſen ſie mit einem ſchwarzen langen Kleide von wollenem Zeuge angethan, und ihr Haar mit einem Schleyer oder Haube bedeckt ſeyn; und ſelbſt im härteſten Winter iſt ihnen kein Pelzmantel erlaubt. In der Stadt darf niemand in Kutſchen Beſuche machen, wiewohl dies Geſetz bisweilen eludirt werden ſoll. Der Einfalt in Kleidern entſpricht das übrige Hausgeräth, ſelbſt in wohlhabenden Häuſern. Man findet es durchgehends bequem, reinlich und zierlich; aber nirgends oder ſelten ſehr koſtbar. Fremde Weine dürfen in Privathäuſer nicht anders als mit ausdrücklicher Er-

laubniß und auf ein Zeugniß des Arztes, daß man ſie als Arzneymittel brauche, eingeführt werden. Wenn nun bey ſolchen Geſetzen und Sitten, als die Zürcher noch immer haben, die Zahl der Bürger (ich unterſcheide hier Bürger von bloßen Einwohnern, die zu keiner Zunft gehören) jährlich abnimmt, ſo muß freylich der Grund in gewiſſen Gebrechen der Staatsverfaſſung liegen, die ſich leichter entdecken und tadeln, als wegſchaffen laſſen. Schon tauſendmal hat man es geſagt, daß die Zünfte eben ſo viele unabhängige oder für ſich beſtehende Cörper ſind, wovon ein jeder beſtändig gegen den Staat und das Wohl des Ganzen ſtreitet, wenn es mit ſeinem Intereſſe unvereinbar iſt: daß eben dieſe abgeſonderten Cörper ſich untereinander aufreiben und Feſſel anlegen; indem eine jede Zunft die Beſchwerden der Privilegien und Monopolien aller übrigen trägt: daß der Zwang und die Vorrechte der Zünfte Induſtrie und Nacheiferung erſticken, und die Waaren in eben dem Verhältniſſe vertheuren, in welcher ſie an Güte verlieren: daß endlich die Eiferſucht der Zünfte eine Quelle harter und drückender Maaßregeln gegen den Landmann und die Municipal-Städte werde. Allein, wenn man alles dieſes geſagt hat, ſo weiß man doch nicht, wie man dieſe Uebel ausrotten ſoll, ohne überwiegendes Gutes zugleich mit auszureißen. Ohne die Miſchung von Demokratie, welche die Zünfte in die ſonſt Ariſtokratiſche Verfaſſung von Zürch bringen, würden Gewerbe, Manufacturen und Handel noch weit weniger blühen; würde der Luxus gewiß viel größer und die Sitten nicht mehr ſo unverdorben, als jetzt ſeyn.

Von den eigentlichen Merkwürdigkeiten Zürchs will ich Ihnen nichts ſchreiben, entweder weil ſie denen ande-

anderer Städte ähnlich ſind, wie das Zeug- und Rathhaus u. ſ. w. oder weil andere ſie ſchon beſchrieben haben, (und dies iſt der Fall mit der Bibliothek, deren Katalogus der verſtorbene große Heidegger ſelbſt verfertigt hat) oder weil ich auch nicht als Kenner davon reden könnte. So habe ich zwar die zahlreiche Bibliothek und das weitläuftige Cabinet des ehrwürdigen Chorherrn Geßner geſehen: habe beſonders ſeine koſtbare Sammlung von Edelgeſteinen und Cryſtallen, und noch mehr ſein eignes Werk bewundert, welches das ganze linnäiſche Pflanzenſyſtem in 80 bis 90 Tafeln enthält, auf denen ein jedes Geſchlecht in ſeiner natürlichen Ordnung und in einem eigenen Felde mit lebendigen Farben dargeſtellt ſind; allein ich würde mir ſelbſt zuerſt lächerlich vorkommen, wenn ich mich unterfangen wollte, dies Werk und die Schätze ſeines Beſitzers nach Würden zu beſchreiben. Eine andere Seltenheit aber, und meinem Urtheile nach die größte, die man in Zürch ſehen kann, will ich ihnen ausführlich ſchildern: ich meyne die Töchterſchule, welche ich für eine der vollkommenſten, wenn gleich am wenigſten ausposaunten Erziehungsanſtalten halte, die in neuern Zeiten ſind errichtet worden. Leſen Sie, was man bisher geleiſtet hat, und entſcheiden Sie dann, ob ich zu viel ſage.

Der Schöpfer dieſer Töchterſchule iſt der Herr Profeſſor Uſteri, der um dieſes ſeines unſterblichen Werks willen nicht nur den Dank ſeiner Mitbürger, ſondern auch ſo ſehr, als irgend ein anderer, ein öffentliches Denkmal ihrer Dankbarkeit verdient. Dieſer patriotiſche und thätige Gelehrte bemerkte nicht bloß, daß es in Zürch an einem zweckmäßigen Erziehungsinſtitut für junge Frauenzimmer fehle, (denn eben dieſes

hatten wahrſcheinlich tauſende vor ihm auch bemerkt) ſondern er faßte auch den Entſchluß, dieſem Mangel abzuhelfen, und mit einigen ſeiner Freunde Hand ans Werk zu legen. Er ließ zu dieſer Abſicht im Julius 1773. einen kleinen Aufſatz drucken, in welchem er ſeine Mitbürger zuerſt auf das Bedürfniß einer beſſern Erziehung ihrer Töchter aufmerkſam macht, dann Vorſchläge thut, wie eine ſolche Mädchenſchule zweckmäßig eingerichtet werden könnte, und endlich alle wohldenkende Perſonen auffordert, eine Unternehmung zu unterſtützen, die das Heil ihrer Töchter und künftiger Geſchlechter beträffe. Wenn ſich, ſagte er, eine gewiſſe Anzahl von Patrioten anheiſchig mache, ſo viel beyzutragen, als erfordert werde, eine ſolche Anſtalt mit einiger Hoffnung eines glücklichen Erfolgs anzufangen, und drey Jahre zu erhalten; ſo verſpreche er mit Hülfe ſeiner Freunde, eine Lehrerin aufzuſuchen, und alles übrige einzurichten und zu beſorgen. Bey dieſer Gelegenheit zeigte ſichs, daß Eigennutz und ſelbſtſüchtige Leidenſchafften in Zürch noch nicht allen Patriotismus und Eifer fürs gemeine Beſte erſtickt, und daß verzehrender Luxus noch nicht alles Vermögen genommen habe, gemeinnützige Abſichten kräftig zu befördern. Kaum war die kleine Schrift ausgetheilt worden, als nahe an hundert und funfzig Perſonen beyderley Geſchlechts nicht nur für das gegenwärtige, ſondern auch für ein jedes der beyden folgenden Jahre über tauſend Gulden herſchoſſen, oder unterſchrieben. Durch dieſe reichlichen Beyträge wurde Herr Prof. Uſteri in Stand geſetzt, nach erhaltener obrigkeitlicher Erlaubniß die von ihm errichtete Schule nach Oſtern 1774. zu eröffnen. Die Vorſehung führte ihm in der Mademoiſelle Goß-

weiler eine Vorſteherin zu, die eine jede weibliche Tugend mit einem männlichen Geiſte und männlicher Aufklärung vereinigt, und nicht bloß in alle Theile ſeines Plans hineinging, ſondern auch Klugheit, Geduld und Kinderliebe genug beſaß, dieſen Plan einem jeden Charakter anzupaſſen. Mit Recht preiſt Herr U. das Glück, dieſe vortreffliche Erzieherin gefunden zu haben, als einen beſonderen Segen, womit die Vorſehung ſeine Vaterſtadt habe begünſtigen wollen, und erkennt es öffentlich, daß ohne ſie die beſten Vorſchläge und Abſichten unerfüllt geblieben wären. Mad. Goßweiler iſt gerade in dem glücklichen Alter, in welchem eine Lehrerin die Achtung und Ehrfurcht reifender Mädchen gewinnen kann, ohne ſie durch einen zu großen Abſtand der Gemüthsart und der Jahre von ſich zu entfernen. Sie iſt liebenswürdiger durch den in ihrer ganzen Perſon ſo ſichtbaren Ausdruck von Beſcheidenheit, Milde, und Frömmigkeit, als tauſende durch die friſchen Reitze der blühenden Jugend nicht ſind. Durch die Bemühungen dieſes vortrefflichen Frauenzimmers machten die erſten Zöglinge in einer kurzen Zeit ſchnelle Fortgänge, und erhielten einen ſo auſſerordentlichen Beyfall, daß man nach neun Monaten, von der Errichtung der Schule angerechnet, gleichſam gezwungen wurde, eine zweyte Claſſe zu errichten, deren Mitglieder eben den Unterricht, den die erſte von 10 bis 12 Uhr erhält, von 1 bis 3 empfangen, und in die leer gewordenen Plätze der erſten Claſſe einrücken. Die Früchte des Unterrichts waren ſo ſehr in die Augen fallend, daß auch die vornehmſten Familien kein Bedenken trugen, ihre Töchter in die öffentliche Schule zu ſchicken. Die Zahl der Kinder, die aufgenommen zu werden wünſchten, nahm,

wie die der Wohlthäter, und die Fonds der Anſtalt mit jedem halben Jahre zu. Mad. Goßweiler brachte es bald durch Unterweiſung in beſondern Stunden dahin, daß mehrere von ihren Zöglingen unter ihrer Anleitung in den Familien unterweiſen, und daß man noch eine dritte Claſſe errichten konnte, in welcher unter einer von ihr gebildeten Lehrerinn zwanzig Mädchen von einem zartern Alter für die beyden obern Claſſen (von welchen eine jede auch nicht mehr, als zwanzig Schülerinnen enthält,) vorbereitet werden. Alle drey Claſſen ſtehen unter einem von der Obrigkeit beſtellten Collegio von fünf Aufſehern, unter welchen mehrere Mitglieder des kleinen und großen Raths ſind. Jährlich werden öffentliche Prüfungen gehalten, und die Rechnungen der ganzen Anſtalt öffentlich bekannt gemacht, die jetzo ſchon einen Fond von zehntauſend Gulden Capitalien hat, und alſo bald auch ohne fernere Beyträge aus ihren eignen Einkünften wird beſtehen können. Die Koſten, welche dies Inſtitut in Zürch erfordert, ſind unbedeutend gegen die, welche ein ähnliches Inſtitut in Teutſchland, oder einem jeden Lande, wo man mehr dem Fürſten, als dem Vaterlande dient, erfordern würde. Die Aufſeher laſſen ſich nicht allein ihre Bemühungen nicht bezahlen, ſondern liefern ſelbſt noch anſehnliche Beyträge. Nur die beyden Lehrerinnen werden beſoldet; und ungeachtet dieſe Beſoldungen anſehnlich ſind, ſo machen ſie doch mit den Ausgaben, für Miethe, Zimmer, Bücher und andere Kleinigkeiten, nur eine geringe Summe für die Erhaltung eines Inſtituts aus, in welchem 60 Mädchen unentgeltlich unterrichtet werden.

Nachdem ich Ihnen jetzo die Geſchichte des Inſtituts kürzlich erzählt habe; ſo will ich Sie nun mit der

innern Einrichtung deſſelben und der Art des Unterrichts genauer bekannt machen. In die beyden obern Claſſen nimmt man nur Mädchen auf, die das zwölfte Jahr erreicht haben, die leſen und ſchreiben gelernt, den erſten Unterricht in der Religion empfangen haben, und endlich die Zahlen kennen. Bey der Wahl von Schülerinnen, denn es ſind immer mehrere, die aufgenommen zu werden wünſchen, als Plätze erledigt ſind, ſieht man zuerſt auf Kenntniſſe und Fähigkeiten, und wenn dieſe gleich ſind, auf die Zeit, ob ſie ſich früher oder ſpäter gemeldet haben. Alle Aufzunehmende müſſen außer dem neuen Teſtament und Oſterwalds Betrachtungen die bibliſchen Geſchichten und Gellerts Lieder mitbringen. Wenn Predigten oder andere Bücher geleſen werden; ſo verſieht ſie die Schule damit. Eben dieſe giebt auch Feder und Dinte her, mit Papier aber zu Schreib- und Rechnungsbüchern müſſen die Schülerinnen ſich ſelbſt verſorgen. Für den Unterricht wird nichts bezahlt, und ſelbſt das kleine Neujahrsgeſchenk, welches die Zöglinge ihrer Wohlthäterin zu machen die Erlaubniß haben, iſt beſtimmt, damit auch in dieſem Puncte aller Unterſchied unter Reichen und Armen aufgehoben, und die Lehrerinnen in der Folge nie durch größere Geſchenke gewonnen, oder der Stolz und die Nachläßigkeit reicher Mädchen befördert werde. Wenn aber wohlhabende Eltern ſich für die Bildung ihrer Töchter dankbar beweiſen wollen, ſo ſteht es ihnen frey, die Schulcaſſe zu beſchenken, wiewohl dergleichen nicht erwartet wird. Man verlangt von den Schülerinnen, und hält ſtrenge darauf, daß ſie ſich ſowohl in ihrem Anzuge, als in allem, womit ſie un[illegible]hen, der äußerſten Reinlichkeit befleißigen, und daß ſie ihre Stunden

nicht anders, als in der höchſten Noth verabſäumen, damit ſie diejenigen, die auf ihre Stellen warten, nicht unnöthig aufhalten. Ueber drey Jahre behält man keine. Viele aber, die gut vorbereitet, und mit vorzüglichen Kräften begabt waren, haben den ganzen Curſus in achtzehn Monathen gemacht.

In einer jeden Claſſe werden täglich nicht mehr als zwo Stunden, und alſo wöchentlich nur zwölf Stunden gegeben, von welchen ohngefähr der dritte Theil auf Leſen, und die beyden übrigen Drittel auf Schreiben und Rechnen verwandt werden. Leſen, Schreiben, und Rechnen ſind die einzigen Kenntniſſe, welche in dieſer Schule vorgetragen werden. Von weiblichen Arbeiten, oder bloß modiſchen und gelehrten Kenntniſſen iſt gar die Rede nicht. Dies Inſtitut iſt daher auch nicht für ſolche Eltern eingerichtet, die ſich der ganzen Laſt der Erziehung ihrer Kinder entladen, und auf öffentlichen Anſtalten nicht bloß die Mühe ihre Kinder zu unterrichten und zu bilden, ſondern ſie auch beſtändig zu unterhalten, werfen wollen. Die erſte Uebung in allen drey Claſſen iſt Leſen, eine ſchwere Kunſt, die viele Schriftſteller und Gelehrte beyderley Geſchlechts nicht verſtehen, ungeachtet ſie tauſende von Büchern verſchlungen, oder vom Anfange bis zu Ende mit ihren Augen durchlaufen haben. Die Zürcher Töchter, (ſo nennt man in der ganzen Schweiz unverheirathete Frauenzimmer) werden angehalten, vernehmlich, mit Anſtand, und mit Sammlung zu leſen, ſo daß ſie entweder verſtehen, was ſie geleſen haben, oder über dunkle Stellen ſich Erläuterungen ausbitten. Eben dies thun ſie, wenn ſie auf fremde ihnen unbekannte Wörter, Redensarten und Wortfügungen ſtoßen. Von dem

Geleſenen geben ſie jedesmal Auszüge oder Rechenſchafft, und ſtellen darüber Unterredungen mit ihrer Lehrerin an. Damit ihnen aber die Aufmerkſamkeit, die man von ihnen verlangt, nicht zu beſchwerlich werde; ſo läßt man ſie außer dem neuen Teſtament, und den bibliſchen Hiſtorien, gutgewählte Erzählungen, Geſpräche, Lieder, Briefe u. ſ. w. leſen, die eben ſo unterhaltend und faßlich, als lehrreich ſind.

Beym Schreiben ſah man Anfangs mehr auf Rechtſchreibung, und einen leſerlichen, als ſchön gezeichneten Buchſtaben; allein man erfuhr bald, daß die Handſchrift der Kinder durch die vielen Uebungen im Rechnen und Schreiben, eher verſchlimmert, als verbeſſert wurde. Man wurde daher genöthiget, auch auf das Schönſchreiben mehr Rückſicht zu nehmen, und ich kann verſichern, daß unter den Proben von Handſchriften, die ich zum Andenken mitgenommen habe, mehrere ſind, die manchem Gelehrten zum Muſter dienen können. Schön ſchreiben iſt aber doch immer nur einer von den geringern Zwecken, die man durch die Uebungen im Schreiben zu erreichen ſucht. Am allermeiſten nutzt man ſie als vortheilhafte Gelegenheiten den Verſtand der Kinder unvermerkt zu ſchärfen, und ihr Gedächtniß mit Kenntniſſen zu füllen, die ihnen als künftigen Hausfrauen und Müttern nützlich oder unentbehrlich ſind. Sie ſchreiben daher Obligationen, Quittungen und Rechnungen von allerley Art, von Kaufleuten, Künſtlern und Handwerkern, und erfahren dadurch den Preis aller Waaren und Lebensmittel, und wie oder wo man die einen oder andern am beſten und wohlfeilſten erhalten kann. Sie ſchreiben ferner Briefe, oder bringen Erzählungen, die ſie gehört, oder Anmer-

kungen, die man gemacht hat, zu Papier, ja die Geübtern erhalten Anleitung, nach Wochen- oder andern moraliſchen Schriften, Charaktere, beſonders weibliche, zu entwerfen, ihre Fehler und Vorzüge aus einander zu ſetzen, und Mittel vorzuſchlagen, wie ſie von den erſtern geheilt werden könnten. Eben dieſe Geübtern hat man mit großem Vortheil dazu angehalten, aus guten Predigten, die ſie hören, Auszüge zu machen, und mehrere Perſonen über intereſſante Materien ſich unterreden zu laſſen. Eins von den wichtigſten Stücken, welche zu den Haushaltungsſchriften gehören, iſt ein vollſtändiges Verzeichniß eines Brautſchatzes, oder alles deſſen, was eine Braut aus einem guten Hauſe ihrem Bräutigam zubringt.

Auch der Unterricht in der Arithmetik iſt ſo eingerichtet, daß Kinder nicht nur mit den leichteſten Methoden, Zahlen zu behandeln, bekannt gemacht, ſondern auch mit vielen, für ihre künftige Beſtimmung nothwendigen Kenntniſſen bereichert werden. Alle Fälle, die man ihnen vorlegt, ſind ſo gewählt, daß ſie auch dadurch die Preiſe von Waaren und Arbeiten erfahren. Die Anweiſungen oder Bücher, nach welchen die Kinder im Schreiben und Rechnen geübt, und die Muſter und Beyſpiele gewählt werden, ſind meinem Urtheile nach ſo paſſend und vortrefflich, daß ſie mehr als manche geprieſene Werke über die Erziehung bekannt gemacht zu werden verdienten.

Ungeachtet ich überzeugt bin, daß Sie, mein Beſter, und ein jeder anderer denkender Mann, die Vortrefflichkeit dieſer Anſtalt eben ſo gut, als ich, einſehen werden, ſo kann ich doch nicht umhin, Ihnen noch kürzlich einige Bemerkungen darüber mitzutheilen. Die

Abſicht des Inſtituts iſt offenbar mehr zu nützen, als zu glänzen, und nicht ſchimmernde Mädchen und gelehrte Weiber, ſondern reinliche, fleißige, erfahrne Hausfrauen, aufgeklärte Gattinnen, und gewiſſenhafte fromme Mütter und Erzieherinnen ihrer Kinder zu bilden. Wie lobenswürdig und groß iſt dieſes in einem Zeitalter, wo alles mehr ſcheinen, als ſeyn will, und noch dazu in einem Freyſtaat, deſſen Fortdauer und Wohlſtand auf den guten Sitten ſeiner Töchter beruht, und der durch franzöſiſche Artigkeit, und Verachtung aller häuslichen Tugenden unwiederbringlich verloren gehen würde. Auch könnte kein glücklicheres Mittel erdacht werden, die Trennung oder Abſonderung von Ständen, die ſchon in Ariſtokratien, noch mehr in ariſtokratiſchen Demokratien ſo gefährlich iſt, zu verhindern, und Reiche und Arme, Vornehme und Geringe durch die Bande bürgerlicher Liebe und Eintracht und ähnliche Ausbildung zu vereinigen, als eine Mädchenſchule, wo die Töchter der älteſten und wohlhabendſten Häuſer neben andern aus geringern ſitzen, und nicht anders als dieſe unterrichtet und gezogen werden. Es war für mich ein rührendes Schauſpiel in dieſer Schule der weiblichen Weisheit und Tugend, zwanzig meiſtens ſchöne und blühende Mädchen beyſammen zu ſehen, von welchen wenigſtens die Hälfte aus den vornehmſten Familien war, und wovon der größte Theil das vierzehnte, einige ſchon das funfzehnte und ſechszehnte Jahr zurückgelegt hatten. Wo wollte man jetzo wohl in Teutſchland ein Provinzſtädtchen finden, in welchem nicht diejenigen Eltern, die ſich die Vornehmſten zu ſeyn dünken, es ſich zum Schimpfe anrechneten, ihre Töchter in oder nach dem vierzehnten Jahre noch in eine öffent-

liche Schule zu ſchicken, und ſie darin neben den Kindern armer Nachbaren nur im leſen, Schreiben und Rechnen unterrichten zu laſſen? In der That glaubte ich der Stadt Zürch keinen größern Segen wünſchen zu können, als daß die Eltern die Denkungsart, die ſie jetzo haben, noch lange behalten, und daß ihre Kinder den herrlichen Unterricht, den ſie jetzo empfangen, noch lange genießen mögen. — Die Schülerinnen ſind zwar in jeder Claſſe den Jahren nach einander nicht gleich, allein in Rückſicht auf Fähigkeiten und Kenntniſſe viel ähnlicher, als man bey einer jeden andern Anſtalt erwarten kann, wo man Zöglinge ohne Unterſchied der Jahre, und ohne Rückſicht auf ihre Kenntniſſe aufnimmt. Weil nur zwanzig Kinder in einer jeden Claſſe ſind, ſo kann die Lehrerin alle unter ihrer Aufſicht erhalten, und weil auch nur zwo Stunden hintereinander gegeben, und in dieſen abwechſelnde Arbeiten vorgenommen werden, ſo kann die Aufmerkſamkeit nicht leicht ermüdet, und die Lernbegierde nicht leicht abgeſtumpft und unterdrückt werden. Man erleichtert endlich den Eltern die Erziehung der Kinder und nimmt ihnen einen der ſchwerſten und wichtigſten Theile des Unterrichts ab; allein man veranlaßt ſie nicht zu dem verderblichen Gedanken, daß ſie ſich nicht weiter um ihre Kinder zu bekümmern brauchen. — Doch ich breche ab, weil ich Ihnen ſonſt nur Bemerkungen, die Sie gleichfalls ſchon werden gemacht haben, wiederholen würde.

Ehe ich nach Zürch kam, wußte ich wohl, daß der Rathsherr Geßner ein vortrefflicher Zeichner ſey; allein ſo lange man ſeine Arbeiten noch nicht geſehen hat, kann man nicht wiſſen, daß er ein eben ſo großer Mahler, als Dichter iſt. Es war mir in der That eine

rechte Angelegenheit, ihm zu ſagen, daß ſeine unnach- ahmlichen und jetzo durch den Beyfall aller Nationen Europens gleichſam geheiligten Gedichte mich von mei- ner erſten Kindheit an gerührt, entzückt und gebildet haben. Seine Gemälde ſind lauter kleine Originale Landſchafftsſtücke, und ſeinen Idyllen in aller Rückſicht von Seiten der Erfindung, Compoſition, Zeichnung, und Farbengebung ähnlich. In beyden ſind Fabel, Kunſt und Natur auf die gefälligſte Art zuſammenge- miſcht. Kein Stück iſt bloße Nachahmung der Natur: Menſchen und Gebäude ſind faſt immer nach Griechi- ſchen Idealen gezeichnet; die ländlichen Gegenſtände aber ſind aus ſeiner vaterländiſchen Natur geſammlet, die freylich keine Kunſt oder Phantaſie übertreffen kann. Niemals habe ich Waſſerfälle und angefreſſene Bäume ſo glücklich und täuſchend, als von Geßner gemahlt ge- funden. Der größte Theil ſeiner Arbeiten geht nach England, wo Geßner der Mahler allem Vermuthen nach berühmter iſt, als Geßner der Schäferdichter.

Den ſogenannten philoſophiſchen Bauren habe ich aus Mangel von Zeit nicht beſuchen können, ungeach- tet Herr Rathsherr Hirzel ſich gütigſt erbot, mich hin- aus zu begleiten. An deſſen Statt habe ich einen an- dern gleichfalls merkwürdigen Bauren kennen gelernt, der während meines Aufenthalts in Zürch in die Stadt kam, und mir von Lavater zugeſchickt wurde. Dieſer Mann, mit Namen Boßart, unterſcheidet ſich in ſeiner Kleidung, Gange, Stellung gar nicht von andern Zür- cher Bauren; allein ſeine ſchwarze, feurige, tief im Kopf liegende Augen, und die ſcharfen Umriſſe ſeiner hochgewölbten Stirn kündigen ſogleich einen Genievollen Mann an. Ich habe mich über eine Stunde mit ihm

über allerley Gegenſtände unterhalten, und nicht das geringſte von Eitelkeit oder geheimen Stolze an ihm wahrgenommen. Wenn Lavater es mir nicht geſchrieben, oder ich es auch nicht aus ihm herausgefragt hätte, ſo würde ich es gar nicht erfahren haben, daß er die beſten philoſophiſchen Schriftſteller der neuern Zeit, die ausländiſchen freylich in Ueberſetzungen, geleſen hat. Die unausſprechlichen Schönheiten der Natur, ſagte er zu mir, welche die Vorſehung ſeinem Vaterlande ſo reichlich geſchenkt, hätten ihn zuerſt veranlaßt, die Werke Gottes aufmerkſamer zu betrachten, und in ihm den Wunſch erregt, ſie genauer kennen zu lernen. Er könne mir gar nicht ausdrucken, mit welchem Eifer und Frölichkeit er die gefährlichſten Felſen erklimme, um neue Wunder der Natur zu finden, und mit welchem Entzücken er auf ihren ſchwindlichen Höhen den Schöpfer der Natur anbete. Bey einer ſolchen Stimmung der Seele iſt es begreiflich, daß er gern ſolche Bücher lieſt, in welchen die Abſichten und Geheimniſſe der Wege Gottes entfaltet werden; allein ſeltſam iſt es, daß eben dieſer Mann eine ſo außerordentliche Liebhaberey für die Erdbeſchreibung, und beſonders für die alte Geographie hat. Er dankte mir herzlich für die Nachricht, daß D'Anville's Charten nebſt einem Auszuge ſeiner Erdbeſchreibung jetzo in Nürnberg herauskämen. Die Beobachtung und das Studium der Natur hat ihn im geringſten nicht gegen die Arbeiten ſeines Standes gleichgültig gemacht; er baut ſein Feld und ſeinen Weinberg ſo gut, als andere Bauren, und wendet nur diejenigen Stunden, in welchen andere ſchlafen, oder die Schenken beſuchen, auf Leſen und Nachdenken an. Die großen Gedanken und Vorſtellungen aber, die er ſich

allmälig von Gott und der Welt erworben hat, ſollen zu einer gewiſſen Zeit ſeine Einbildungskraft ſo ſehr erhitzt haben, daß er darüber in Schwärmereyen verfiel, und ſeinen Nachbaren zu predigen anfing, von welchen Reden auch einige gedruckt worden ſind. L. verſicherte mich, daß Boßart von dieſen Verirrungen lange zurückgekommen ſey.

Nachdem wir am 17ten Junius von unſern Freunden und noch am letzten Abend von der verehrungswürdigen S— Familie mit Thränen Abſchied genommen hatten, reiſten wir am folgenden Morgen früh um 6 Uhr ab, um noch bey guter Zeit ins Nachtquartier zu kommen. Sowohl die Wege, als der Boden ſind im Zürchiſchen Gebiete eher ſchlecht, als mittelmäßig. Der letzte iſt faſt durchgehends dürre und ſteinigt, und dies iſt um deſto mehr zu verwundern, da in kleinen Entfernungen ziemlich hohe Berge liegen, welche, ſcheint es, das unten liegende Land tränken ſollten. Zu Baden fütterte unſer Kutſcher ſeine Pferde, und wir hatten Zeit zu frühſtücken, und die Stadt nebſt den nächſten umliegenden Gegenden zu beſehen. Die Stadt ſelbſt iſt meiſtens ſchön bebaut, ſie iſt aber an allen Seiten mit hohen Bergen umgeben, und die Ausſichten ſind deßwegen zu eingeſchränkt. Wir machten einen Spaziergang zu dem Thore hinaus, vor welchem die berühmten Bäder liegen. Allein die Hitze des Tages, und die Verſicherungen aller derer, welche wir gefragt hatten, und noch fragten: daß wir außer der Lage nichts merkwürdiges an den Gebäuden finden würden, bewogen uns, vor den Bädern umzukehren. Dieſe Bäder finden ſich am Fuße eines ſehr hohen drohenden Gebirges, welchem gegenüber andere minder hohe Berge ſich em-

vor heben. Zwiſchen beyden fließt die Limmat in einer gräßlichen Tiefe fort. Ich zweifle nicht, daß die Bäder ſehr wirkſam ſind; allein ich kann kaum glauben, daß ein langer Aufenthalt in einer ſo eingeſchloſſenen und feuchten Gegend kranken und ſchwächlichen Perſonen heilſam ſey. Nirgends habe ich wunderlichere und in ominöſere Hörner auslaufende Kopfputze und abgeſchmacktere Inſchriften, als in Baden geſehen. — Dies Haus (ſo dichtete ein Töpfer) der liebe Gott behüt, hier iſt Hafner Geſchirr aufs Feuer, und glüht. — Behüt uns Herr, hieß es auf einem andern Hauſe, für Feuer und Brand, denn dies Haus wird zum geduldigen Schaaf genannt. Keine von dieſen Inſchriften giebt denjenigen viel nach, von welchen ein Freund mich verſicherte, daß er ſie in Baſel und Schaffhauſen geleſen hätte. Die erſtere war dieſe: Ihr Menſchen thut Buß, dann dies Haus heißt zum Rindsfuß; und die zweyte: Auf Gott deine Hoffnung bau, denn dies Haus heißt zur ſchwarzen Sau. In der That iſt es merkwürdig, daß man ſolchen Unſinn nur in den Städten, nicht aber auf den Dörfern in der Schweiz findet, wo übrigens der Geſchmack, Häuſer, beſonders Gaſthöfe mit Sprüchen und Figuren zu bemahlen, ſehr herrſchend iſt. Die Süjets ſind meiſtens aus der alten Schweizergeſchichte genommen: am häufigſten ſieht man die Wappen und Trachten der verſchiedenen Cantone vorgeſtellt, die ich mehrmalen mit folgenden Verſen begleitet gefunden habe: Als Demuth weint, und Hochmuth lacht, da ward der Schweizer Bund gemacht. Einige Stunden hinter Baden fährt man in einer mäßigen Entfernung an den Ruinen von Habsburg vorbey, auf welchen der Canton Bern einen Hochwächter unterhält, der

bey entſtehenden Feuersbrünſten der Nachbarſchafft durch zween Schüſſe ein Zeichen giebt. Ungeachtet ich mit großen Erwartungen hieher kam, und die tiefſte Ehrfurcht für den erhabenen Stamm hege, der von hier aus den teutſchen Kaiſerthron beſtiegen, und ſo viele Jahrhunderte mit Ruhm behauptet hat; ſo wurde ich doch beym Anblick der Habsburgiſchen Ruinen viel weniger, als von den Hohenzolleriſchen gerührt. Ich wuſte mir durchaus keine andere Gründe dieſer Erſcheinung anzugeben, als folgende: daß die Habsburgiſchen Ueberbleibſel in der Ferne einen zu geringen Umfang zu haben, und zu gut erhalten zu ſeyn ſcheinen: weßwegen man ſie eher für Wachtthürme, als Reſte eines ſo berühmten Schloſſes hält. Auch ſchadet es dem Eindruck, den dieſe ehrwürdigen Denkmäler ſonſt machen würden, daß der Berg, auf welchem ſie liegen, andere viel höhere hinter ſich hat, gegen welche er wie ein Hügel erſcheint. Wahrſcheinlich würde ich von eben dem heiligen Schauer ergriffen worden ſeyn, den ich beym Anblick von Hohenzollern empfand, wenn die Ruinen des Oeſterreichiſchen Stammhauſes auf dem Berge gelegen wären, wo das Schloß Lenzburg, eine der ſchönſten und einträglichſten Berniſchen Landvogteyen, ſteht. Ich hatte große Luſt das letztere zu beſteigen, um mich an der Ausſicht zu ergötzen, die von hier aus nach allen Seiten faſt unbegränzt ſeyn muß; allein erſt hielt mich die Erwartung des Mittageſſens, und nachher die unleidliche Hitze ab. So bald man ins Berniſche Gebiet kommt, werden die Wege und Gegenden beſſer, die Dörfer und einzelnen Wohnungen wohlhabender und häufiger, endlich Wieſen und Felder reicher und lachender, weil aus den

Bergen unzählige kleine Quellen und Bäche hervorquillen, die nirgends, glaube ich, haushälterischer und kunſtmäßiger, als hier, genutzt werden. Die Berniſchen Bauernhäuſer, von denen ich Ihnen künftig einmal eine genauere Beſchreibung geben will, ſind nur mit Stroh gedeckt, und fallen beym erſten Anblick nicht angenehm in die Augen; ſie reizen aber doch die Neugierde, weil ſie von allen Baurenhäuſern, die man ſonſt geſehen hat, verſchieden ſind, und einen Freund der Schweiz auf eine angenehme Art fühlen laſſen, daß er jetzo auf Schweizeriſchem Grund und Boden ſey. Die Bauren ſelbſt gehen bey ihren großen Reichthümern noch viel einfacher einher, als im Zürchiſchen, wie Sie in der Folge leſen ſollen. Im ganzen Jahre hätte ich keine glücklichere Zeit treffen können, die Reiſe von Zürch nach Bern zu machen. Es war eben Heuerndte, die in dem größten Theile des Berniſchen Gebiets und auch der übrigen Schweiz wichtiger, als Kornerndte und Weinleſe iſt. Das ganze Land wimmelte von muntern Schnittern oder Arbeitern, und die Luft war mit balſamiſchen Düften der kräftigſten Frühlingskräuter und Blumen angefüllt. Die ſchönſten Gegenden fanden wir zwiſchen Rotheriſt, wo wir ſchliefen, und Morgenthal, oder noch etwas weiter. Zur Linken hatten wir Wieſen, die gleich den Fruchtfeldern oft mit grünen Hecken eingefaßt, mit Obſtbäumen beſetzt, und durch unzählige kaum ſichtbare Röhrchen und Aermchen von Bächen durchſchnitten waren. Dieſe Wieſen heben ſich gewöhnlich ſanft empor: bisweilen aber ſenken ſie ſich erſt in mahleriſche Thäler hinab, ſteigen dann wieder fruchtbare Hügel hinan, werden aber noch, ehe ſie dieſelben erreichen, durch niedliche Wäldchen, oder

Rei-

Reihen von Bäumen unterbrochen, und endlich mit ſanften Bergen und milden einladenden Waldungen begränzt. Rechts waren zuerſt Aecker, dann Wieſen, die bis an die Aar hinabliefen, und gleich mit dem entgegengeſetzten Ufer wieder anfingen: hinter den Wieſen Aecker, die ſich bis an Wälder oder die Füße des blauen ehrwürdigen Jura fortzogen, von welchem der ganze Geſichtskreis majeſtätiſch geſchloſſen wurde. Wo wir nur hinblickten, in den Gründen, wie auf den Höhen, ſahen wir Arbeiter oder Schnitter, die ununterbrochen und ohne ſich nach uns umzuſehen, den Segen des Sommers einſammleten; oder auch dichte Haufen von ruhenden Perſonen beyderley Geſchlechts, die unter dem Schatten fruchtbarer Bäume ihr einfaches Frühſtück zu ſich nahmen, und ſich reichlicher, als ſonſt, ihren geſunden und unverfälſchten Wein zutranken. In St. Nicolaus ſpeiſten wir am zweyten Tag zu Mittag, und erreichten von hieraus in einigen Stunden Hindelbank, wo alle Reiſende ausſteigen, um das von Nahl verfertigte Grabmal der Mad. Langhans zu ſehen. Die Verſtorbene, welcher zu Ehren dies Denkmal errichtet iſt, war die Gattin des ehemaligen Pfarrers, die für eine der ſchönſten Frauen im ganzen Berner Gebiet gehalten wurde, und gleich im erſten Wochenbett ſtarb. Der Anblick und die Ausführung dieſes berühmten Kunſtwerks hat mir aber weniger gefallen, als der Gedanke ſelbſt, da ich ihn zum erſten mal hörte oder auf einem Kupferſtich vorgeſtellt ſah. Die Haupturſache war wohl dieſe, daß man es wider alle Abſichten und alles Coſtume von Grabmälern einige Schuh in das Chor der Kirche eingeſenkt hat, und alſo erſt einige hölzerne Läden geöffnet werden müſſen, ehe man es ſehen kann. Durch

Bayerische Staatsbibliothek München

dieſe Eröffnung von Thüren und das Hinabſchauen in eine, wenn gleich geringe, Tiefe, entſtand in mir die Vorſtellung, nicht von einem Ehrendenkmal, ſondern von einer Todtengruft, wo man entfleiſchte Gerippe und modernde Gebeine erblicken könnte. Ueberdem iſt das Werk für die Erwartung, die man mitbringt, zu klein, und nicht aus Marmor oder einem andern harten, ſondern aus einem weichen oder doch ſo ſcheinenden Steine verfertigt, der in einem jeden nachdenkenden Zuſchauer den unangenehmen Gedanken erregt, daß dies ſchöne Werk nicht ſo lange dauren werde, als es ſeiner Vortrefflichkeit nach verdiene. Aus einem ſolchen Stoffe aber, als der Künſtler bearbeitet hat, kann nicht leicht etwas ſchöneres und edleres, als dies Denkmal gemacht werden. Der Grabſtein iſt, wie durch die Stimme des Weltrichters, in drey Stücke zerſprengt, die ſich gegen einander zu heben ſcheinen, als wenn ſie den Erwachten, welche ſie bisher bedeckten, einen Ausgang verſchaffen wollten. Die Riſſe ſelbſt, und die Ränder der Bruchſtücke ſind mit ſo täuſchender Kunſt gearbeitet, daß die Natur ſelbſt nicht natürlicher ſeyn kann, oder zerſprengte Felsſtücke nicht natürlich ſcheinen würden, wenn ſie anders als dieſe ausſähen. Durch die Oeffnung erblickt man die Mutter, eine ſchöne, ausdrucksvolle Griechiſche Figur, in einem ſanften, aber ſichtbaren Beſtreben ſich aufzurichten, und in ihrem Schooße das holde Kind, deſſen linkes Händchen noch in den Händen der Mutter liegt, das ſich aber mit der rechten Hand an den geborſtenen Grabſtein anklammert, als wenn es ſich durch eigne Kraft aus ſeinem Lager erheben wollte. Dieſe Attitüde iſt über alle Beſchreibung rührend, und meinem Bedünken nach der glücklichſte Theil

der ſchönen Erfindung, die ſo viele Bewunderer gefunden hat. Auf dem Grabſteine ſtehen außer dem Namen und dem Todesjahre der Verſtorbenen noch einige Verſe von Haller, die Sie ſchon werden geleſen haben, und dann die vortrefflichen Worte: Hier bin ich Herr, und das Kind, was du mir gegeben haſt. Gleich der Thüre gegenüber, durch welche man in die Kirche hineingeführet wird, ſieht man noch ein anders viel prächtigeres marmornes Monument, was der Schultheiß von Erlach ſeinem verſtorbenen Vater hat errichten laſſen. Die Arbeit oder Ausführung iſt ſehr ſchön, und gleichfalls von Nahl; allein Erfindung und Compoſition ſind weit unter denen, die man in dem beſcheidenern Nachbarn wahrnimmt. Zierrathen und räthſelhafte Figuren ſind an das erſtere in einem ſolchen Uebermaße verſchwendet, daß man nicht weiß, wohin man ſehen ſoll, und was man eigentlich ſieht. Nicht bloß Liebe und Dankbarkeit gegen die verſtorbene Langhans, in deren Hauſe Nahl während der Verfertigung des Erlachiſchen Monuments wohnte, ſondern auch eine, ich weiß nicht woher entſtandene, Unzufriedenheit mit dem Herrn von Erlach ſelbſt, ſollen den Künſtler bewogen haben, bey dem Denkmal ſeiner Freundinn alle Kräfte ſeines Genies anzuſpannen.

Als wir von Hindelbank wegfuhren, ahndeten wir nichts davon, daß wir noch vor Bern das prächtigſte Schauſpiel ſehen ſollten, was wir in der ganzen Schweiz gehabt hätten. Wir fuhren eben in den Grund hinunter, aus welchem man die nächſte oder letzte Anhöhe vor Bern erreicht, als meine Frau auf einmal fragend ausrief, was doch das für ein Brand wäre, den wir vor uns hätten. Indem ſie dieſes ſagte, wies

ſie mit der Hand vor ſich hin; allein ich ſah nichts, weil ſich zwiſchen uns, und den Gegenſtänden, die meine Frau ſo lebhaft rührten, ſchon Bäume geſtellt hatten. Einen Augenblick nachher aber erſchien der Brand wieder, und nun ſagte uns ein guter Freund aus Bern, den wir von Zürch aus mitgenommen hatten, daß das, was ſo heftig zu brennen ſchiene, die von der Abendſonne erleuchteten Schneeberge wären, die wir nicht erkannten, weil wir ſie noch nicht ſo nahe, und ſo hoch erleuchtet geſehen hatten. Kaum erfuhr ich, was wir vor uns hatten, und nun nicht mehr ſahen, weil wir ſchon tief im Grunde waren, ſo wurde ich ſo unruhig, und der Wagen wurde mir ſo enge, als wenn ich in einem düſtern Gefängniſſe eingeſchloſſen wäre. Nur die Verſicherung, daß ich den Hügel vor uns nicht früher zu Fuß, als in dem von raſchen Pferden gezogenen Wagen erreichen würde, hielt mich vom Ausſteigen zurück. Ich war ſo voll von ängſtlicher Erwartung, als wenn ich die erhabenen Gegenſtände, die ich zu ſehen wünſchte, nur dies einzigemal ſehen könnte, und fürchtete jeden Augenblick, daß ſie verſchwinden, oder ſich verwandeln möchten. Mein Herz klopfte immer ſtärker und ſtärker, bis wir zuletzt auf die ſo heftig erſehnte Höhe hinauf kamen. Die feierliche Bewunderung, welche die ungeheuren von der Abendſonne glänzenden, und die ganze Oberfläche der Erde und alle ihre Bewohner und deren Werke an Alterthum übertreffenden Felsmaſſen in uns hervorbrachten, kann ich Ihnen eben ſo wenig, als meine Empfindungen beym Rheinfall ganz ſchildern. Unſere Augen blieben faſt unverwandt auf dem Wetterhorn, dem Schreckhorn und deren Brüdern und Schweſtern geheftet, und wir be-

merkten kaum den prächtigen mit Blumen beſetzten Weg, auf welchem wir fuhren, die ſchönen Landhäuſer, die wir zu beyden Seiten hatten, und die noch ſchönere Stadt, der wir noch ganz nahe waren. Die Füße der Berge hatten ſich ſchon in Schatten gehüllt, und nur ihre Häupter ſchimmerten noch von einem ſchwächern Glanze, als wir in Bern einfuhren, wo wir im Falken abſtiegen.

Bey der Schönheit der Wege, der Reinlichkeit, Bequemlichkeit, und guten Bewirthung in den Gaſthöfen, bey der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Landſchafften, endlich bey dem reizenden Anblick eines allgemeinen Wohlſtandes würde es in der Schweiz beſſer, oder doch wenigſtens eben ſo gut, als in irgend einem Lande in Europa zu reiſen ſeyn, wenn man nur nicht gezwungen wäre, ſich ſo langſam zu bewegen. Man kann nirgends in der ganzen Schweiz, eine oder die andere Gränzſtadt ausgenommen, Extrapoſt haben, ſondern man muß Fuhrleute, oder wie man hier ſagt, Kutſcher miethen, welche Reiſende mit denſelbigen Pferden von Stadt zu Stadt bringen. Ungeachtet die Pferde größer und ſtärker ſind, als unſere teutſchen Poſtpferde, ſo kann man doch damit täglich nie mehr, als zehn, höchſtens zwölf Stunden zurücklegen, weil die Schweizerſtunden größer, als die unſrigen ſind, und drey derſelben vielleicht zwo teutſche Meilen betragen. Von Zürch bis Bern rechnet man 24 Stunden, ein Weg, den man mit Extrapoſt bequem in einem Tage machen würde, den man aber mit denſelbigen Pferden nur kaum in zween Tagen zurücklegt, und deßwegen den Zürcheriſchen Kutſchern für dritthalb Tage bezahlen muß. Dieſe Nothwendigkeit mit denſelbigen gemietheten Pfer-

den zu reiſen, iſt es auch hauptſächlich, was das Reiſen in der Schweiz ſo theuer macht. Zuerſt muß man dem Miethkutſcher faſt zweymal ſo viel geben, als Extrapoſt in Teutſchland koſten würde. Gewöhnlich zahlt man täglich für jedes Pferd einen neuen Thaler, oder den vierten Theil einer Caroline, aber nicht bloß ſo lange, als man ſie ſelbſt braucht, ſondern auch für alle die Tage, welche der Kutſcher zum Rückwege nöthig hat. Ich gab alſo zum Beyſpiel meinem Zürcherkutſcher für die Reiſe nach Bern mit drey Pferden, und wieder zurück, funfzehn, und Trinkgeld einen neuen Thaler, zuſammen alſo vier neue louisd'or. So hoch dieſer Fuhrlohn manchem Reiſenden auch ſcheinen mag; ſo gewinnen doch die Kutſcher ſelbſt wegen der hohen Preiſe der lebensmittel und der Futterung nur wenig dabey. Man iſt aber ſicher, daß man in ſeinem Kutſcher einen treuen Begleiter hat, und daß man auch nichts für ihn zu zahlen braucht. Dies verlangen die Schweizerkutſcher nicht, und die Wirthe kennen auch ihre Vortheile zu gut, als daß ſie ſich mit den Fuhrleuten in Verſchwörungen wider die Reiſenden einlaſſen ſollten. Der größere Fuhrlohn iſt aber nur noch ein geringes gegen die übrigen Ausgaben, welche dieſe Art zu reiſen verurſacht. Weil die Pferde unmöglich ununterbrochen fortlaufen können, ſo muß man alle Tage wenigſtens ein- oder zweymal einkehren, ehe man das Nachtquartier erreicht. Zwiſchen Zürch und Bern haben wir alſo einigemal Frühſtücke oder Erfriſchungen, zwey Mittags- und ein Abendeſſen nebſt einem Nachtlager bezahlen müſſen, da wir mit einem Mittagseſſen hätten auskommen können, wenn wir mit Extrapoſt gereiſt wären. Eben dieſe Art zu reiſen iſt auch eine Haupturſache,

warum man ſelbſt in Dörfern und Flecken ſo ſchöne Gaſthöfe, ſo gute Betten, ſo geräumige Zimmer, ſo reinliches Service, ſo vieles Silbergeſchirr, und einen mit ſo mancherley Confitüren beſetzten Nachtiſch antrifft. Die Wirthe in Baden, Lenzburg, Rotheriſt, Herzogenbuchſee, St. Nicolaus, und an allen andern Orten, wo Fremde Halte machen müſſen, können darauf rechnen, daß vom Anfange Mays an bis Ausgang Octobers täglich Reiſende ankommen, und bey ihnen eſſen oder übernachten werden. Wenn ſie alſo auch ein großes Capital in Haus, Wäſche u. ſ. w. hineinſtecken; ſo wiſſen ſie doch, daß ſie ihr Geld gehörig nutzen werden. In Teutſchland hingegen kann es einem reichen Mann in einem Dorfe oder Flecken gar nicht einfallen, ein Wirthshaus nach Schweizeriſchem Muſter anzulegen, weil die Reiſenden von Stadt zu Stadt eilen, und ſich in den dazwiſchen liegenden Orten gar nicht aufhalten. Da ſich nun einmal in den Städten ſo viele Kutſcher, und auf dem Lande ſo viele Wirthe eingerichtet haben, Fremde fortzubringen und aufzunehmen, ſo liegt darin vermuthlich der wichtigſte Grund, warum man bisher in einem Lande, wo man früher, als in Teutſchland, ſchöne Wege gebaut, noch keine Extrapoſten zur Bequemlichkeit von Reiſenden angelegt hat. In Freyſtaaten mag und kann man nicht leicht etwas umändern, oder zu einem landesherrlichen einträglichen Rechte machen, was bisher ein Nahrungszweig von Bürgern und Unterthanen war. Vielleicht aber könnte ohne den Schaden der letztern den Reiſenden geholfen werden, wenn man ohne die geringſte Pacht den Kutſchern in den Städten und den Wirthen auf dem Lande die Extrapoſt überließe. Jene würden alsdann nicht mehr ſo weit,

aber deſto öfter fahren; und dieſe würden nicht mehr ſo oft Fremde bewirthen, aber ſich ihres Schadens durch Fuhren erhohlen. Die Schweizeriſchen Kutſcher laſſen von dem einmal feſtgeſetzten Fuhrlohn nicht allein nichts nach, wenn man ſeinen eignen Wagen bey ſich hat, ſondern ſie ſehen es ſo gar lieber, wenn man ſich ihres Fuhrwerks bedienet, weil ſie alsdann auf dem Rückwege wieder Perſonen mitnehmen können.

Die Stadt Bern, wo wir uns ſchon mehrere Tage aufhalten, und wegen der günſtigen Aufnahme, die wir gefunden haben, wie eingewohnt ſind, iſt die niedlichſte und reinlichſte Stadt, die ich kenne. Sie hat gut gepflaſterte, gerade und breite Gaſſen, welches um deſto mehr zu verwundern iſt, da ſie in einem Jahrhundert erbaut wurde, in welchem man ſich anderswo eben ſo wenig um geſunde und offene Straßen als um ſchöne Häuſer bekümmerte. Auch hieraus könnte man ſchließen, daß die Erbauer der Stadt Bern ſich von den Stiftern der meiſten alten Städte ſo wie durch Geburt und Erziehung, alſo auch durch Kenntniſſe und Geſchmack unterſchieden haben. Durch alle Hauptſtraßen ſind in der Mitte mehrere Schuh tiefe Canäle geführt, die mit Quaderſteinen ausgeſetzt ſind, und in welchen beſtändig lebendiges Waſſer in einer ſolchen Fülle und mit einem ſo ſtarken Falle fließt, daß man es in der Nacht wie das Rauſchen von Bächen hört. Dieſe Canäle ſind nicht nur bey einem entſtehenden Brande von dem größten Nutzen, ſondern ſie führen auch alle flüßige Unreinigkeiten in die Aar hinab. Damit dieſes deſto gewiſſer geſchehe, haben die beyden Hälften der Straßen, welche durch die Canäle von einander getrennt werden, einen ſanften Abhang gegen die letztern.

In Bern iſt man alſo ſicher, daß man in den Haupt=ſtraßen nicht durch ſtinkende Goſſen beleidigt werde, die den Aufenthalt in den meiſten großen Städten, beſon=ders in der heißen Jahrszeit ſo ungeſund, und das Ge=hen durch die Straßen für empfindliche Perſonen ſo eckel=haft und unleidlich machen. Alle Hauptſtraßen werden den Tag über ein oder mehrmalen von den ſogenannten Schellenwerkern, oder den Gefangenen beyderley Geſchlechts geſäubert, die um ihrer Thaten willen ent=weder auf ewig oder nur auf gewiſſe Jahre zu öffentli=chen Arbeiten verdammt ſind. Dieſe Verbrecher räu=men im Winter den beſchwerlichen Schnee und Koth, und im Sommer den noch beſchwerlichern Staub weg, und begießen oder beſprengen täglich mehrmalen nicht nur die Straßen, ſondern auch die bedeckten Gänge an beyden Seiten der Häuſer. Dieſe Polizeyanſtalt iſt um deſto nöthiger und vortrefflicher, da Bern ganz aus weißen Steinen erbaut iſt, und alſo nach einer lan=gen Dürre einen unerträglichen, und der Geſundheit gewiß nachtheiligen Grad der Hitze erhalten würde. Wahrſcheinlich hätte man dieſe Einrichtung auch ſchon in andern Städten, wo ſie vielleicht eben ſo nöthig und heilſam wäre, nachgeahmt, wenn man nur Fonds aus=findig machen könnte, aus welchen ſich geringere Ver=brecher zur Beförderung der Bequemlichkeit und Ge=ſundheit der Mitbürger unterhalten ließen. Alle Häu=ſer (die in einigen entfernten Nebengaſſen ausgenom=men) ſind, meiſtens aber erſt ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts, maſſiv gebaut, und einander nicht nur in Anſehung der Materialien, ſondern auch durch Bauart und Höhe ähnlich. Alle haben vier Stockwerke, und unterſcheiden ſich nur durch die ungleiche Breite und

Tiefe, wodurch aber die in ganzen Städten ſo angenehme Gleichförmigkeit nicht geſtört wird. Wenn man das Erlachiſche, und vielleicht noch ein oder das andere Gebäude ausnimmt, ſo hat Bern keine Pallaſtähnliche Privathäuſer, aber dagegen auch keine elende zuſammenfallende Hütten, die oft in Städten, wo die Ungleichheit der Güter und Stände größer iſt, neben den ſtolzen Wohnungen der Reichen und Ueppigen ſtehen, und das Auge des Kenners ſowohl, als des Menſchenfreundes viel mehr beleidigen, als die letztern ſie ergötzen können. Die Häuſer der Berner verkündigen eine glückliche Mittelmäßigkeit, und eine größere Gleichheit ihrer Bewohner, als man bey einer genauern Unterſuchung antrifft. Unter allen Häuſern (doch muß man auch hier wieder eine einzige Nebenſtraße ausnehmen) gehen Arcaden, oder bedeckte Gänge weg, in welchen man im Sommer vor den Strahlen der Sonne, und im Winter vor Schnee und Regen ſicher iſt. So groß die Bequemlichkeit dieſer Arcaden, beſonders für die Fußgänger iſt; ſo haben ſie doch auch wiederum ihre Nachtheile. Zuerſt hindern ſie, daß der erſte Stock, oder weil dieſer Ausdruck zweydeutig iſt, derjenige Theil des Hauſes, der an der Erde liegt, (rez de chauſſée) faſt niemals von den Beſitzern oder ihren Bedienten bewohnt werden kann, weil die Zimmer an der Erde zu niedrig oder doch zu dunkel ſind. Die unterſten Theile der Häuſer ſind daher entweder an Handwerker oder Krämer und Kaufleute vermiethet, und wenn man alſo in den Arcaden oder ſo genannten Lauben ſpazieren geht, ſo hat man an der einen Seite eine faſt ununterbrochene Reihe von Buden, in welchen alle Arten von Waaren verkauft werden. Ein anderer Nachtheil

der Arcaden ſcheint mir dieſer zu ſeyn, daß die Schönheit der Häuſer und der ganzen Stadt dadurch nicht wenig verliert. Wenn man nämlich in den Lauben ſelbſt geht, ſo erblickt man weder von den Häuſern, unter welchen man ſich findet, noch von denen, welche gegenüber ſtehen, irgend einen angenehmen in die Augen fallenden Theil, ſondern an beyden Seiten dunkle oder niedrige Boutiquen. Sieht man aber im Anfange oder am Ende einer Straße an beyden Reihen der Häuſer hinunter, ſo entdeckt man zwo Reihen von unförmlichen Pfeilern, auf welchen die Häuſer ruhen, und die gegen die Straße zu nach unten gleichſam Auswüchſe haben, oder viel dicker als oben werden. Die Mißgeſtalt dieſer Pfeiler würde man vermeiden können, wenn man an ihrer Statt ſtarke, aber gerade und ſchön gearbeitete Säulen brauchte. Der Boden der Arcaden iſt faſt immer um einige Fuß über die Straße erhaben, und vor jedem Hauſe ſind deßwegen mehrere Stuffen, wodurch man ohne Umweg auf die Straße kommen kann. An den Seiten dieſer Stuffen ſind gemeiniglich ſteinerne Bänke angelegt, auf welchen man faſt in jeder Stunde des Tages ruhende oder auch arbeitende Perſonen ſieht, die der freyen Luft genießen, und ſich durch die Beobachtung der Vorübergehenden oder Vorüberfahrenden zerſtreuen. In den Häuſern ſelbſt ſind die Eingänge oder Dielen und die Treppen meiſtens ſchlecht: die erſtern zu ſchmal, und die leztern zu enge und dunkel. Uebrigens iſt das Innere der Häuſer eben ſo zweckmäßig vertheilt, als die Zimmer ſchön und mit Geſchmack möblirt ſind. Das Hausgeräth und die Verzierungen der Zimmer laſſen ſchließen, daß ihre Bewohner zwar die Bequemlichkeiten und Vergnügungen des

lebens kennen, und zu genießen wiſſen, aber zu ihrem Glück noch weit von der verderblichen Ueppigkeit entfernt ſind, die nicht zu ihrem eignen Vergnügen, ſondern zu anderer Quaal verſchwendet.

Bern iſt nicht bloß die reinlichſte, ſondern, wie ich glaube, auch die geſundeſte, oder doch eine der geſundeſten Städte in der ganzen Schweiz. Ungeachtet die Sitten nicht ſo rein ſind, als in Zürch, ſo iſt die Sterblichkeit doch viel geringer, als in der letztern Stadt. Ein Gelehrter, an deſſen Genauigkeit im Beobachten ich gar nicht zweifeln kann, hat mich verſichert, daß von vier Menſchen, die geboren werden, einer ein Alter von ſiebenzig Jahren erreiche, und daß im gegenwärtigen Jahrhunderte weniger ſterben, als im vorhergehenden. Aus dem letztern Dato folgt eins von beyden, entweder, daß die Stadt durch die neuen, feſtern und geräumigern Häuſer an Geſundheit gewonnen habe, oder daß die groben Sünden der Unmäßigkeit, denen die Vorfahren ergeben waren, wenigſtens in Bern gefährlicher und tödtlicher ſeyen, als die weniger beleidigenden, aber ſonſt die Menſchennatur mehr untergrabenden Sünden der Weichlichkeit, und der verfeinerten Sinnlichkeit. Zur Geſundheit der Stadt trägt ihre Lage gewiß das meiſte bey. Sie iſt nicht nur auf einer Anhöhe erbaut, zu welcher man, wenn man von Zürch kommt, mehrere hundert Schuh hinaufſteigen oder fahren muß, ſondern ſie wird auch an drey Seiten von der Aar umfloſſen, welche die Luft beſtändig reinigt, und in einer mäßigen Bewegung erhält. Ueberdem iſt keine unter den größern Städten der Schweiz den höchſten Schneegebirgen ſo nahe, als Bern. Dieſe Nachbarſchafft gewährt ihr eine dünnere und reinere Luft,

als die entferntern und alſo niedriger liegenden Städte genießen können. In eben dieſer Nachbarſchafft muß man aber wahrſcheinlich auch den Grund ſuchen, warum in der Gegend von Bern keine andere Früchte und Gewächſe, als bey uns, und dieſelbigen Früchte und Gewächſe auch nicht früher als bey uns wachſen, da doch Bern mit Paris unter gleicher Breite, und fünf Grad weniger nördlich, als Göttingen liegt. Eine andere Folge dieſer Nachbarſchafft ſind wahrſcheinlich die Kröpfe, oder Anlagen zu Kröpfen, die man in keiner andern ſchweizeriſchen Stadt ſo häufig, als in Bern ſieht, wogegen man aber beſonders bey jungen Perſonen ſichere Heilmittel haben ſoll. Zu den endemiſchen Uebeln der Stadt gehören auch verdorbene Zähne und Zahnſchmerzen, welchen vorzüglich diejenigen Perſonen, die nahe an der Aar wohnen, ausgeſetzt ſind, und die man daher der ſcharfen Luft dieſes Fluſſes, ich weiß nicht ob mit Recht, zuſchreibt.

Da die Berner ſo nahe an den Quellen der Ströme wohnen, welche den Rhein am meiſten vergrößern, ſo iſt es zu verwundern, daß ſie in Italien, Spanien, Frankreich, ja ſelbſt in dem niedrigen Holland ſo geſund bleiben, wo die aus ihrem Vaterlande herabſtrömenden Gewäſſer ſich mit dem Rhein in die See ſtürzen. Am liebſten ſollen die Berner in Italien, und noch dazu in dem ſüdlichern Italien dienen, und man ſagt daher im Scherze, daß, wenn ſie einmal die Alpen überſtiegen haben, ſie alsdann nicht rückwärts, ſondern vorwärts eilen. Das Heimweh iſt keine Krankheit des Städters, der faſt in allen übrigen Städten Europens, wo nicht dieſelbige Luft, doch dieſelbigen oder ähnliche Nahrungsmittel, Wohnungen, Vergnügungen und Beſchäffti-

gungen wieder findet. Es überfällt eigentlich nur diejenigen, welche ihre Kindheit und Jugend auf den hohen Alpen als Hirten zubrachten, und mit ihrem Vaterlande auf einmal alles, die reine Bergluft, die einfachen Milchſpeiſen, und eine jede gewohnte Arbeit und Beluſtigung verlieren. Wenn man es aber von irgend einer Stadt ſagen kann, daß ihre Söhne und Einwohner in der Ferne von einem kleinen Grade des Heimwehs, oder einer beſchwerlichen Sehnſucht nach dem Vaterlande befallen werden, ſo kann man es, glaube ich, am eheſten von Bern behaupten; wenigſtens werden unter den Schweizern die Berner, wenn ſie in andern Ländern krank geworden ſind, bey der Rückkehr in ihr Vaterland am leichteſten wieder hergeſtellt. In der ganzen Schweiz iſt man nirgends gegen den Aufenthalt in Göttingen ſo ſehr als in Bern eingenommen. Man erkennt den Fleiß und die Verdienſte unſerer Lehrer, und die Vortrefflichkeit unſerer Anſtalten; allein man hält die Nahrungsmittel für ſchlecht und unverdaulich, das Waſſer für hart und ungeſund, und die Luft für fieberhaft und beſonders den Bernern gefährlich. Dieſe Vorurtheile ſind zuerſt aus einem Ausſpruche des großen Herrn von Haller entſtanden, der gewiſſe Unpäßlichkeiten, die ihn während ſeines Aufenthalts in Göttingen anfochten, der ungeſunden Luft zuſchrieb; theils aber ſind ſie auch durch die auffallenden und wiederholten Todesfälle von Berniſchen Studierenden in den letzten zehn Jahren veranlaßt worden. Ich bemerkte aber gegen diejenigen, die mir den einen oder die andern anführten, daß ich bey aller der Ehrfurcht, die ich gegen den Halleriſchen Namen hegte, dennoch nicht umhin könne, zu glauben: der große Mann habe unſerer Univerſität zu viel gethan.

Wenigſtens wiſſe kein Menſch in Göttingen von ſolchen periodiſchen Krankheiten, als er für epidemiſch erklärt habe. Freylich würde es beſſer ſeyn, wenn die Stadtgräben, deren Ausdünſtungen er ſein Uebelbefinden zuſchrieb, ganz ausgefüllt wären, welches vielleicht mit der Zeit geſchehen könnte; allein man müſſe doch auch nicht glauben, als wenn ſie Pfützen von ſtillſtehendem und faulendem Waſſer ſeyen, indem entweder Quellen von dem nächſten Berge, oder auch Waſſerabflüſſe aus der Leine hineingeleitet, und dadurch immer eine gelinde Bewegung darin erhalten würde. Nur in den Sommermonathen, und beſonders nach einer anhaltenden Dürre, ſeyen dieſe Gräben empfindlichen Naſen bisweilen beſchwerlich. Daß ſie aber die Luft nicht auf eine gefährliche Art vergifteten, könne man allein daher ſchließen, daß, wenn epidemiſche Krankheiten in der Nachbarſchafft herrſchten, ſie entweder gar nicht nach Göttingen kämen, oder ſich auch um vieles milderten. Auſſerdem aber laſſe es ſich gar nicht abſehen, warum die Luft in Göttingen ungeſund ſeyn ſollte. Die Stadt liege an dem Fuße eines Berges, in einem fruchtbaren, überall bebauten und offenen Thale, welches eine oder einige Stunden breit und mehrere Meilen lang ſey, das zwar von vielen kleinen Bächen und der Leine durchſtrömt werde, aber nirgends ſumpfigte Gegenden oder Moräſte habe. Als die ſicherſten Beweiſe für die Geſundheit der Göttingiſchen Luft, könne man dieſe anführen, daß unſere Univerſität unter ihren Gelehrten, von denen doch bekannt ſey, daß ſie ihre Kräfte nicht ſchonten, einige muntere Greiſe zwiſchen achtzig und neunzig, und mehrere berühmte Schriftſteller zwiſchen ſechszig und ſiebenzig Jahren aufweiſen könne, denen die-

jenigen, die ſie nicht kennten, gewiß nur ein Alter von vierzig und einigen Jahren zutrauen würden. Wenn alſo in den letztern Jahren mehrere Berner geſtorben ſeyen; ſo liege die Schuld gewiß nicht an unſerer Luft, ſondern an dem Saamen von Krankheiten, den ſie mit hergebracht, und der ſich in ihrem Vaterlande wahrſcheinlich eben ſo wohl, als in Göttingen entwickelt hätte. Ich berief mich hier auf die Zeugniſſe einiger Freunde der Verſtorbenen, und forderte zugleich einige ältere Zöglinge unſerer Univerſität auf, welche alle verſicherten, daß zu ihrer Zeit keiner von ihren Landsleuten geſtorben, oder gefährlich krank geweſen wäre. Unſer Waſſer, fuhr ich weiter fort, ſey zwar nicht ſo kalt und leicht, als das beſte Waſſer in der Schweiz; allein es enthalte doch auch gar keine der Geſundheit ſchädliche Theile. Vielmehr habe man bemerkt, daß Steinſchmerzen in Göttingen ſeltener, als anderswo wären, und es ſey alſo falſch, wenn man ſich eingebildet habe, daß unſer Waſſer dazu geneigt mache. Unſere Nahrungsmittel ſeyen zwar nicht ſo vollkommen, als in manchen andern Gegenden ſowohl des ſüdlichen, als des nördlichen Teutſchlandes; wir könnten es aber doch von dieſer Seite mit einem jeden Orte der teutſchen Schweiz, wo wir bisher geweſen wären, aufnehmen. Wenn unſer Kalbfleiſch nicht ſo fett, und unſere Hämmel nicht ſo ſchmackhaft wären, als in gewiſſen Gegenden der Schweiz, ſo ſey unſer Rindfleiſch wenigſtens ſo gut, und meiſtens zarter und ſchmackhafter, als was wir in Zürch und Bern gefunden hätten. Alle Arten von Gemüſen und Obſt, beſonders die feinern, finde man um Göttingen wenigſtens eben ſo gut, und in noch größerer Menge, als in Bern; und man könne mit

Grun=

Grunde hoffen, daß ſie ſich mit jedem Jahre veredeln und vermehren würden, da nicht nur reiche Pächter und Amtleute, ſondern auch Prediger und Bauren in den umliegenden Gegenden ſie mit Sorgfalt zu ziehen anfingen. Fiſche hätten wir zwar weniger, aber dagegen auch mehr Wildprett, als man in der Schweiz eſſe. Bey alle dem aber müſten junge Leute aus guten Häuſern immer einen großen Unterſchied merken, wenn ſie auf einmal von ihrem elterlichen Tiſche an den Tiſch Göttingiſcher Speiſewirthe verſetzt würden. Wenn man aber billig ſeyn wolle, ſo müſſe man die Speiſen der Göttingiſchen Traiteurs nicht mit dem Eſſen im väterlichen Hauſe, ſondern mit dem der Traiteurs auf andern Univerſitäten vergleichen; und wenn man dieſes thue, ſo wiſſe ich es aus ſorgfältigen Erkundigungen und vielen glaubwürdigen und übereinſtimmenden Zeugniſſen, daß Studierende in Göttingen zufrieden zu ſeyn Urſache hätten.

Nidau am 27. Junius.

Wir traffen ſchon vorgeſtern vor Tiſch in dieſem niedlichen Städtchen ein, das fünf Stunden von Bern am Ende des Bielerſees, und nahe am Jura liegt. Wir wurden nicht allein von unſerm Freunde, Herrn Pfarrer Feer, und ſeiner würdigen Gattin erwartet, und gütig aufgenommen, ſondern waren auch ſo glücklich, den Herrn D. M. vorzufinden, der unſertwegen ſchon einige Tage in Nidau geblieben war. Eins ſchmerzt uns, daß wir keine Briefe von Göttingen fanden, wie wir gewiß gehofft hatten. Wir tröſteten uns aber in der Geſellſchafft ſowohl unſerer Schweizeriſchen, als unſers teutſchen Freundes, welcher letzterer Göttingen meh-

rere Wochen nach uns verlaſſen hatte, und uns alſo viel neues und intereſſantes erzählen konnte.

Noch nie habe ich mich ſo ſehr nach Ruhe und Einſamkeit geſehnt, als gegen das Ende unſers Aufenthalts in Bern, und auch noch nie habe ich die Süßigkeit der tiefſten Muße und die Wonne, gar nichts zu thun, in dem Grade empfunden, worin ich ſie jetzo in Nidau zu empfinden anfange. Wir waren ſchon über zween Monate unterwegens, und hatten dieſe ganze Zeit entweder mit der Betrachtung ſchöner oder erhabener Gegenſtände oder auch in Geſellſchafft merkwürdiger Menſchen zugebracht. Wir waren alſo beſtändig zerſtreut oder angeſpannt geweſen, und unſere Sinne, Kräfte und Neugierde fingen nachgerade an ſtumpf zu werden. Ich hatte dieſes zum Theil vorausgeſehen, und welch ein Glück alſo war es, daß ich an einem ſo bequemen und angenehmen Orte, als Nidau iſt, einen alten geprüften Freund fand, der ſo gütig war, mir während der Ruhepuncte, die ich in der Schweiz nöthig haben würde, ſein Haus und ſeinen Tiſch anzubieten. Ich werde gewiß nicht eher von hier aufbrechen, als bis mir die Muße, die ich noch ſo ganz und innig koſte, beſchwerlich wird, und die abgeſpannten Sinne und Kräfte ihre Schnellkraft wieder erhalten haben. Wenn man auf Reiſen nicht von Zeit zu Zeit ſolche Pauſen macht, ſo bringt die unaufhörliche Bewegung und Zerſtreuung zuletzt eine Art von Schwindel oder Taumel hervor, und das, was man geſehen oder gehört hat, dreht ſich im Kopfe in reißenden Wirbeln herum, in welchen alles aus ſeiner Stelle verrückt, und verſtümmelt wird. Ich wenigſtens würde die vielen intereſſanten Sachen, die ich in Bern beobachtet und erfahren habe

nicht behalten, und weder für mich, noch für meine Freunde aufſchreiben können, wenn ich jetzo, an ſtatt auszuruhen, gleich in die Gletſcher und in die kleinen Cantone, wohin ich zuerſt zu gehen gedenke, hätte reiſen wollen. Für die letzte Reiſe iſt ohne das die Jahrszeit noch nicht weit genug vorgerückt, und ich werde alſo gewiß mehrere Wochen hier bleiben. Die hieſigen Gegenden will ich Ihnen umſtändlicher beſchreiben, wenn ich erſt einige Excurſionen werde gemacht haben. Vors erſte fahre ich mit meinen Anmerkungen über Bern fort.

Die umliegenden Gegenden von Bern ſind bey weitem nicht ſo ſchön, ſo fruchtbar, und bebaut, als die von Zürch. Man mag ſich aber der Stadt nähern, von welcher Seite man will, ſo trifft man ſchon in der Entfernung von einer halben oder ganzen Stunde bequeme Landhäuſer an, auf welchen die reichen oder wohlhabenden Berner den Sommer zubringen. Unter den der Stadt nahe gelegenen Landhäuſern, oder wie man hier immer ſagt, Campagnen habe ich kein einziges vorzüglich weitläuftiges oder prächtiges geſehen, doch finden ſich in einer Entfernung von 1½ bis 2 Stunden wenigſtens ſechs, die beynahe den Namen von Luſtſchlöſſern verdienen. Ich beſinne mich nicht in der Nachbarſchafft der Stadt von merkwürdig ſchönen Gärten gehört zu haben. Der Grund davon liegt weder im Mangel von Vermögen, noch im Mangel von Geſchmack am Landleben, ſondern darin, daß die reichſten Familien ihre Schlöſſer und Güter entweder in Païs de Vaud, oder auch im Fürſtenthum Neuenburg, oder endlich am Murtner- und Bielerſee haben. Von den Ländereyen, die zu den Landſitzen in der Nachbarſchafft der Stadt gehören, nimmt man meiſtens nur

gerade ſo viel zum Garten, als nöthig iſt, einige Blumen, und die für das Haus nöthigen Gemüſe zu ziehen; alles übrige läßt man zu Wieſen liegen, weil man Ländereyen auf dieſe Art am vortheilhafteſten, und mit dem geringſten Aufwande und Gefahren nutzen zu können glaubt. Dieſe Wieſen ſind zwar mit Fruchtbäumen beſetzt, aber ſelten mit Gängen durchſchnitten, die zwo Perſonen neben einander faſſen könnten. Als ich mich wunderte, daß man um Bern herum ſo wenig auf das bloße Vergnügen ſehe, antwortete man mir, daß dieſes aus einer allgemeinen Sparſamkeit herrühre, die in der That einer reichen Ariſtokratie Ehre macht, und ſo lange ſie dauert, eine der vornehmſten Säulen der Staatsverfaſſung ſeyn wird.

Daß Bern jährlich an Einwohnern zunehme, kann man aus den ſteigenden Preiſen der Häuſer und Ländereyen ſchließen, wiewohl die letztern ſeit einigen Jahren etwas geſunken ſeyn ſollen, ſeitdem man Gelder mit großen Vortheilen in auswärtigen, beſonders franzöſiſchen Fonds, hat belegen können. Andere leiten die ſteigenden Preiſe der Häuſer nicht ſo wohl aus der zunehmenden Bevölkerung oder dem immer ſich vergrößernden Zufluſſe von Fremden, als vielmehr daher ab, daß in jedem Jahre mehrere kleinere Häuſer in ein groſſes zuſammengebaut werden, wodurch nothwendig die Miethe der Wohnungen ſteigt. Die Zahl der Häuſer belief ſich im Jahre 1780. auf 1068, unter welchen auch die öffentlichen oder obrigkeitlichen Gebäude mit begriffen, und meiſtens für zwey gerechnet ſind. Die Zahl der Einwohner ſchätzt man auf 12000 und darüber. In dieſer ganzen Zahl ſollen ſich etwa 250 bürgerliche Familien und dreyßig von ewigen Einwohnern

finden, und das übrige ſoll aus ſogenannten Inſaſſen beſtehen. Die ewigen Habitans haben mit den bürgerlichen Familien einerley Vorrechte, den Weinverkauf im Kleinen abgerechnet, ſind aber von allen obrigkeitlichen Bedienungen und der Regierung ausgeſchloſſen. Die Inſaſſen hingegen können gar keine Häuſer eigenthümlich beſitzen *), dürfen gar keinen Wein verkaufen, und müſſen jährlich von 7½ Batzen bis zu 3 Bernthalern Schutzgeld geben, zum Beweiſe, daß ſie weder zu der einen noch der andern der beyden eben genannten Claſſen gehören. Ungeachtet die Inſaſſen viel weniger Vorrechte haben, als die Bürger und ewigen Einwohner, ſo nehmen jene doch alle Jahre an Zahl zu, und dieſe hingegen ab: eine wichtige Erſcheinung, deren Urſachen Sie in der Folge leſen ſollen.

Der Vorwurf: daß die Einwohner von Bern ſtolz ſeyen: iſt in und außer der Schweiz zu allgemein, als daß er niemals gegründet geweſen, oder auch jetzo ganz ungegründet ſeyn ſollte. Ich war bey meiner Ankunft ſo ſehr wider den Berniſchen Stolz eingenommen, daß ich mir vornahm, mich demſelben höchſtens nur einige Tage auszuſetzen. Allein alle Bekanntſchafften, die ich ſowohl unter verſchiedenen würdigen Gelehrten, als in Familien von der Regierung gemacht habe, ließen mich von dieſem verſchrienen und gefürchteten Stolze keine Spur finden. Vielmehr können wir die Gefälligkeiten nicht genug rühmen, die man uns allenthalben, und beſonders in allen Zweigen der angeſehenen und verehrungswürdigen Halleriſchen Familie

*) Doch ſoll man in den letzten Jahren einige Ausnahmen gemacht, und mehrern Inſaſſen Häuſer zu kaufen erlaubt haben.

erwieſen hat. Die verwittwete Frau von Haller und alle ihre Kinder denken noch immer mit ſo vieler Zärtlichkeit an Göttingen zurück, daß es ihnen nichts weniger, als gleichgültig zu ſeyn ſchien, in meiner Frau die Tochter eines ihrer beſten ehemaligen Göttingiſchen Freunde zu ſehen — — Doch ich muß hier abbrechen, wenn ich meinen Brief noch mit der Poſt fortſchicken will. Leben Sie wohl u. ſ. w.

Dritter Brief.

Nidau am 9ten Jul.

Liebſter Freund,

Erſt vorgeſtern habe ich einen Brief an Sie abgeſchickt, und heute fange ich ſchon einen wieder an, weil das Schreiben jezo eine von meinen wichtigſten Beſchäfftigungen iſt. Da ich wegen der Hitze nicht immer ſpazieren gehen kann, und meinem Freunde Feer ſeiner Amtsgeſchäffte wegen nicht immer beſchwerlich fallen mag; ſo wechsle ich in den Morgenſtunden mit Leſen und Schreiben ab. Meine Lectüre beſteht ganz allein in unterhaltenden Büchern, beſonders in hiſtoriſchen, geographiſchen oder topographiſchen Werken über die Schweiz; denn wiſſenſchafftliche Schriften, die anhaltende Aufmerkſamkeit fordern, fliehe ich jezo eben ſo ſehr, als langes ernſtliches Nachdenken. Wenn ich des Leſens überdrüßig werde; ſo ſetze ich mich hin, an Sie zu ſchreiben, oder ich denke auch, aber ohne mühſame Anſtrengung, an das, was ich Ihnen ſchreiben will.

Daß ich Ihnen von Bern noch vieles zu ſagen habe, werden Sie aus meinem letzten Briefe ſchon erſehen haben, und ich fahre alſo dreiſt fort, Ihnen meine Beobachtungen und Gedanken mitzutheilen, bis Sie mir ſchreiben, daß ich Ihnen und meinen übrigen Freunden läſtig dadurch werde.

So wie aus dem allgemeinen Wohlſtande und Reichthume der Berniſchen Bauern die Milde und Weisheit der Regierung hervorleuchtet; ſo beweiſen alle öffentliche Werke, Gebäude und Einrichtungen nicht nur den Reichthum des Staats, ſondern auch das Beſtreben und die Kunſt, die erſparten Reichthümer zum Wohl und Vergnügen des Ganzen anzuwenden. Ungeachtet Bern nur eine kleine Stadt iſt, ſo entdeckt man in ihr doch viel mehr öffentliche Pracht, als in manchen vielmal größern Städten. Um von den Promenaden anzufangen, ſo wird man, glaube ich, nur wenige Städte nennen können, die ſchönere und beſſer unterhaltene Spaziergänge hätten. Innerhalb der Stadt giebt es deren zwey vorzüglich ſchöne, und eine gleich vor dem Thore. Auf allen dreyen hat man die Ausſicht auf die Schneeberge, die ſich faſt in jeder Stunde anders, am ſchönſten aber gegen Untergang der Sonne darſtellen, um welche Zeit man am häufigſten ſpazieren zu gehen pflegt. Vor allen andern gefällt mir die ſogenannte Platteform, oder der Spaziergang neben der Hauptkirche, der mit mehreren Reihen hoher ehrwürdiger Caſtanienbäume beſetzt iſt, unter denen man zu allen Zeiten des Tages gegen die Strahlen der Sonne Schutz findet. Hier hört man unaufhörlich das Brauſen der Aar, die in einer Tiefe von drey oder noch mehr hundert Schuhen wegfließt, und wovon ein Theil mit

einem gewaltigen Geräuſch über einen Damm wegſtürzt, welchen die ehemalige Bubenbergiſche Familie aufgeführt hat, um den Fluß in ein engeres Bett zu zwingen, und ihm dadurch eine größere Kraft und Geſchwindigkeit zur Treibung von Mühlen zu geben. Man erſtaunt, wenn man in die gräßliche Tiefe hinabſieht, und ſich denn dabey beſinnt, daß die erhabene Fläche, auf welcher man ſteht und umhergeht, von Menſchenhänden iſt zuſammen getragen, geſtützt und befeſtiget worden. An den beyden Enden, welche gegen die Aar gekehrt ſind, ſtehen zween ſchöne aus Steinen erbaute Pavillons, die den Spaziergängern bey einem plötzlichen Regen einen ſichern Zufluchtsort darbieten. In der Mauer, womit dieſe Promenade eingefaßt iſt, findet ſich ein Stein, in welchen die berühmte Geſchichte eines gewiſſen Weinzäpflis eingegraben iſt, der mit einem flüchtigen Pferde von der Platteforme heruntergeſtürzt ſeyn ſoll, ohne den geringſten Schaden zu nehmen. Als ich dieſe Inſchrift zum erſtenmal las, und dann gleich in die fürchterliche Tiefe unter mir hinabblickte, rief ich gleich aus, daß ich das Factum für ganz unglaublich halten würde, wenn es nicht durch eine ſo feierliche und öffentliche Urkunde beſtätigt würde. Mir fiel es aber doch nicht ein, daß die Obrigkeit eben ſo wohl, als in andern Fällen einzelne Menſchen, oder auch das ganze Publicum hintergangen werden könnte. Ich wiederholte die innere Unwahrſcheinlichkeit der Geſchichte in mehreren Geſellſchafften, und traff endlich einen eben ſo gelehrten, als ſcharfſinnigen Mann, der mir aufrichtig geſtand, daß des Weinzäpflis abentheuerlicher Fall allem Vermuthen nach eine Erdichtung ſey. Er ſelbſt habe von mehrern glaubwürdigen Männern,

die es von Zeitgenoſſen des Helden der Geſchichte erfahren, gehört, daß Weinzäpfli einſtens mit andern muthwilligen jungen Menſchen einigen Bauren die Pferde, womit ſie zur Stadt gekommen wären, heimlich entführt, und damit in den Straßen von Bern herumgejagt hätten. Weinzäpfli habe ſich ſogar auf den Kirchhof gewagt, wo ſich das wild gewordene Pferd in den Abgrund geſtürzt, nachdem es vorher den Reuter abgeworfen hätte, oder dieſer auch freywillig heruntergeſprungen ſey. Um der Strafe ſeines Muthwillens zu entgehen, und mehr Staunen und Dank über ſeine wundervolle Erhaltung, als Unwillen gegen ſich und ſeine Freunde zu erregen, habe er ſich mit ſeinen Mitſchülern verabredet, bey der Ausſage zu beharren, daß auch er mit dem Pferde hinuntergefallen, aber durch eine beſondere Fügung der Vorſehung erhalten worden ſey. Dieſe erdichtete Erzählung fand einen faſt allgemeinen Glauben, ſelbſt bey der Obrigkeit, von welcher er abgehört wurde, und es läßt ſich alſo leicht erklären, warum er in der Folge nicht widerrufen konnte. Mir kommt es viel wahrſcheinlicher vor, daß die Sache ſo geſchehen ſey, als ich ſie jetzo aus dem Munde eines gelehrten und zuverläßigen Mannes aufgeſchrieben habe, als daß Weinzäpfli den Sprung gemacht habe, der auf dem öffentlich errichteten Denkmale erzählt wird. Doch möchte ich die gleichzeitigen Urkunden ſehen, von welchen mir einer der ſcharfſinnigſten Alterthumsforſcher in Bern ſagte, daß ſie den Fall des Abentheurers außer Zweifel ſetzen.

Nach der Platteform iſt die Engi, oder die Promenade außer der Stadt die ſchönſte. Die letztere hat darin einen Vorzug vor der erſtern, daß man einer

weitläuftigern Ausſicht genießt, und nicht bloß gehen, ſondern auch fahren kann; allein ihre Hecken und Lauben oder Cabinetter ſchützen lange nicht ſo ſehr gegen die Sonne, als die dichten Alleen auf der Platteforme. Die Engi ſtößt an einen Wald, in welchen Gänge hineingehauen ſind, wo man auf einmal allem Städtiſchen Getümmel entrückt iſt. Nach dem Kirchhof und der Engi findet man die Promenade auf dem Wall nicht mehr vorzüglich ſchön, ungeachtet man ſie in einer jeden andern Stadt bewundern würde.

Unter allen Denkmälern öffentlicher Pracht, an welchen Bern ſo reich iſt, hat keins mich ſo ſehr intereſſirt und gerührt, und keins mir die väterliche Sorge der Regierung für die öffentliche Wohlfarth ſo ſtark bewieſen, als das große Kornmagazin, von welchem ich überzeugt bin, daß auch Sie und ein jeder anderer Menſchenfreund es lieber, als die ſeltenſte Sammlung von Gemählden geſehen hätte. Dies herrliche Gebäude iſt aus großen Quaderſteinen erbaut, und hat vier Böden über einander, die hundert vier und achtzig Fuß lang und vier und ſechszig breit ſind. Ein jeder dieſer Böden hat nach drey Seiten hin geräumige Luft- oder Zuglöcher, vor welchem Vorhänge von grober Leinwand herabhängen, die durch den ſanfteſten Wind bewegt werden. Die beſtändige Zugluft, die durch dieſe Oeffnungen unterhalten wird, und die Lage des Gebäudes gegen Norden, machen, daß die Frucht ſich hier länger, als in allen andern Magazinen hält. Ungeachtet man den Truppen vor Genf ſchon einen beträchtlichen Vorrath von Getraide nachgeſchickt hatte; ſo fanden ſich doch noch auf den verſchiedenen Böden nur allein 7000 Mütt Waizen und Dinkel, diejenigen nicht

einmal mitgerechnet, die in Säcken ſtanden, oder aufgethürmt lagen. Ein jeder Mütt hält zwölf Mäß, und ein jedes Mäß iſt nach dem abwechſelnden innern Gehalt der Frucht wieder achtzehn bis ein und zwanzig Pfund ſchwer. Unter dieſem Vorrath waren fünf und zwanzig hundert Mütt Sicilianiſcher Weizen und 1500 Mütt gedorrte Frucht, die man auf einer großen Dörrmaſchine, welche ich hier zum erſtenmal ſahe, ſelbſt hatte trocknen laſſen. Den Sicilianiſchen Waizen ließ der Rath mit unſäglichen Koſten zur Zeit der letzten großen Theurung kommen. Er iſt viel grobkörnichter und ſchwerer, als alle andere Arten, die ich geſehen habe, und man hat von ihm als etwas eigenthümliches angemerkt, daß er beſonders Anfangs beträchtlich aufgelaufen iſt, oder an Volumen zugenommen hat, an ſtatt daß andere Frucht in ſich verſchwindet. Als man ihn zuerſt nachmaß, fand man achtzig Mütt mehr, als man bezahlt hatte, und zu beſitzen glaubte.

Dies Magazin iſt zwar das größte, aber nicht das einzige im Berner Gebiet; denn es ſind noch ſieben, einige ſagen gar, zwanzig andere an bequemen Orten angelegt. Ueberdem ſind alle Landvögte verbunden, für die Rechnung des Staats eine gewiſſe Quantität von Getraide ſtets bereit zu halten. Hierauf wird ſo ſtrenge gehalten, daß man ſchon verſchiedene Landvögte abſetzte, und aller bürgerlichen Ehre und Würden verluſtig erklärte, weil ſie einen Theil der Frucht, die dem Staat gehörte, verkauft hatten, um ſie bey wohlfeilern Preiſen wieder zu erſtatten. Von Zeit zu Zeit werden Bevollmächtigte herum geſchickt, welche die Kornhäuſer und die Vorräthe der Landvögte unterſuchen müſſen.

So große Koſten dieſe Kornhäuſer auch verurſachen, ſo ſind ſie doch in einem Lande unumgänglich nothwendig, das nicht ſo viel Getreide baut, als es braucht, und mit Ländern umgeben iſt, die entweder in demſelbigen Fall ſind, oder auch bey dem geringſten Anſchein von Hungersnoth und Theurung alle Ausfuhr verbieten. Man hebt aber nicht bloß durch die angelegten Kornmagazine alle Gefahren von Theurung und Hungersnoth auf, ſondern man gewinnt dadurch auch noch den unſchätzbaren Vortheil, daß man die Preiſe des Getreides gleichſam in der Hand hat, und ſowohl die verderblichen Anſchläge von Wucherern zernichtet, als die gleichfalls ſchädliche Wohlfeilheit der Frucht zurückhält. Wenn das Mäß auf dem wöchentlichen Markte über zwanzig Batzen ſteigt, ſo läßt der Stand aus ſeinen Magazinen dieſelbige Quantität zu achtzehn Batzen verkaufen. Sinkt aber das Mäß unter funfzehn Batzen herab, ſo fängt der Staat an, einzukaufen, und hindert dadurch das fernere Sinken der Kornpreiſe, wodurch der Bauer oft eben ſo ſehr, als durch Mißwachs zu Grunde gerichtet wird.

In eben den Abſichten, in welchen der Stand Bern acht große Kornhäuſer erbaut hat, in eben den Abſichten hat er auch zwey große Weinläger angelegt, von welchen eins teutſche Weine, vornemlich ſolche, die um den Bielerſee herum wachſen, das zweite aber welſche Weine, das heißt, ſolche Weine enthalten, die in der Franzöſiſchen Schweiz wachſen, und von welchen die eine Art, die man zwiſchen Lauſanne und Nyon baut, la Cote, und diejenige, die zwiſchen Lauſanne und Vevay gezogen wird, Ryfwein, oder vin de la Vaud genannt wird. Das größte oder doch eins der größten

Weinläger findet ſich unter dem großen Kornhauſe in Bern, und enthält welſche Weine von verſchiedenen Jahrgängen. Dies Weinlager iſt eben ſo lang und breit, als die Kornböden, und giebt, glaube ich, dem großen Weinlager auf der Inſel Meinau im Bodenſee nichts nach. Es liegen vier Reihen mächtiger Fäſſer hinter einander, zwiſchen welchen man bequem durchgehen kann. Das große Faß, das erſt im Jahre 1781. aufgefüllt worden war, enthielt zweyhundert und sechs und zwanzig Säume, jeden Saum zu hundert Maaß oder zweyhundert unſerer Quartiere gerechnet. Nie habe ich einen Keller ſo hoch gewölbt, oder den Fußboden eines Kellers ſo reinlich geſehen, als hier. In dem Fußboden ſind an verſchiedenen Orten vier geräumige Behälter ausgemauret, um darin den Wein aufzufangen, wenn etwa ein Faß ſpringen oder ſonſt verunglücken ſollte.

Nach dem großen Kornhauſe und deſſen Einrichtung habe ich nichts mehr bewundert, als die Inſel: ein Gebäude, das einem königlichen Pallaſte ähnlicher als einem Hoſpital ſieht. In dieſem Hoſpital waren jetzo, wenn ich nicht irre, achtzig Kranke, von welchen ein jeder ein reinliches mit grünen Umhängen verſehenes Bett hatte. Sechs bis ſieben lagen in einem jeden der großen Säle, die alle ſo reinlich waren, daß man ſie als Beſuchzimmer hätte brauchen können. Dieſe Kranken ſind gegen Feuersgefahr vollkommen ſicher. Die Inſel iſt nicht nur aus Quaderſteinen gebaut, ſondern auch in allen Stockwerken gewölbt. Veneriſche oder mit andern anſteckenden und unheilbaren Krankheiten behaftete Perſonen werden hier nicht aufgenommen, ſondern in ein Hoſpital geſchickt, das außer der Stadt liegt.

Unmittelbar aus der Inſel gingen wir in das ſo genannte Hotel de Muſique, das von einer Geſellſchafft reicher Privatperſonen erbaut worden iſt, und zu einem Schauſpielhauſe beſtimmt war. Der Stand hat ſich aber der Einführung eines beſtändigen Theaters bisher nicht allein widerſetzt, ſondern auch zugleich auf ewige Zeiten verboten, daß das ſogenannte Hotel de Muſique zu einem Schauſpielhauſe gebraucht werden ſoll. Jetzo werden daher Bälle und Concerte darin gegeben, doch findet man auch ſchön möblirte Zimmer, in welchen kleine oder gröſſere Geſellſchafften zuſammenkommen und ſpeiſen können. Der große Saal und die darüber angelegten Logen müſſen eine herrliche Wirkung machen, wenn ſie ſchön erleuchtet ſind. Die Treppen und Gallerien ſchienen mir in dieſem ſonſt niedlichen Gebäude zu enge und dunkel, und es freute mich, daß die Wohnungen der Schwachen und Elenden in Bern ohne alle Vergleichung prächtiger, als der Sitz des Vergnügens und der Glücklichen ſind.

Das ſchönſte, oder wenn man dieſen Ruhm der Kirche zum heiligen Geiſt zuerkennen will, gewiß das weitläuftigſte öffentliche Gebäude in Bern, das auch am allermeiſten in die Augen fällt, iſt das ſogenannte Spital. Nur wenige Fürſten in Europa wohnen ſo ſchön, als die armen, alten und unvermögenden Perſonen, aus bürgerlichen Familien, deren funfzig, von einem jeden Geſchlechte fünf und zwanzig, in dieſem Spital frey unterhalten werden. Außer dieſen nimmt man noch eine unbeſtimmte Zahl von Koſtgängern auf, die aber entweder ſelbſt, oder für die auch ihre Zünfte Koſtgeld bezahlen müſſen. Ein jeder Bewohner des Spitals hat ſein eignes Bett mit grünen Umhängen,

deren vier bis ſechs in großen und ſchönen Sälen ſtehen. Das Zimmer, in welchen die Curatoren zuſammen wohnen, iſt koſtbarer möblirt, getäfelt und vergoldet, als ich manche fürſtliche Audienzſäle gefunden habe. In dieſem Zimmer waren auf einer Tafel die Namen der Wohlthäter verzeichnet, welche dem Spital ſeit dem Jahre 1719. beträchtliche Vermächtniſſe hinterlaſſen hatten. Unter dieſen legatis war eins von 20000, ein anders von zehntauſend, und mehrere von fünftauſend Gulden. Der nützlichſte Gebrauch, den man von den unermeßlichen Fonds des Spitals macht, iſt gewiß dieſer, daß man eine Schule unterhält, in welcher beſtändig 15 bis 20 Hebammen unterrichtet werden. Sehr ſchädlich hingegen ſcheint mir die Barmherzigkeit, oder vielmehr die Verſchwendung zu ſeyn, womit man alle herumſtreichende Bettler ohne Unterſchied aufnimmt, mit Brod und Suppe ſpeiſt, die Nacht über beherbergt, und am folgenden Morgen mit einem oder einigen Batzen Zehrgeld weiter ſchickt. Im Sommer geſchieht es häufig, daß an jedem Tage funfzig, hundert, ja wohl gar hundert funfzig ſolcher gefütterter und beſchenkter Landſtreicher im Frieden entlaſſen werden. Als ich dieſes hörte, pries ich die Schweizer glücklich, daß man in ihrem Lande, wohin ſich wegen der ungemeſſenen öffentlichen und privat Freygebigkeit liederliche Bettler aus allen benachbarten Gegenden hinziehen, nicht noch mehr von Diebſtählen und Räubereyen höre. Die Sicherheit gegen heimlichen oder gewaltſamen Raub iſt in manchen Gegenden auf dem Lande ſo groß, daß man nicht einmal daran denkt, Zimmer, die man nicht bewohnt, oder die man auf eine kurze Zeit verläßt, zu verſchließen, wie es anderswo gewöhnlich iſt. Ungeach-

tet aber die übertriebene Güte gegen fremde Bettler hier nicht alle die ſchlimmen Folgen hat, welche faſt unzertrennlich davon zu ſeyn ſcheinen; ſo iſt doch gar kein Zweifel, daß die großen Summen, womit man jährlich die Liederlichkeit und Faulheit unbekannter Vagabonden nährt, viel nützlicher zur Errichtung eines Werkhauſes verwendet werden könnten, in welches alle Bettler gebracht, und eine Zeitlang zum Arbeiten angehalten werden müßten.

Hinter dem Spital liegt das Zuchthaus, in welches nicht nur Verbrecher, ſondern auch einzelne Blödſinnige und Verrückte eingeſperrt werden. Die Säle und Gänge waren zwar nicht ſo ſauber, als im Spital, aber doch viel mehr, als ſie in ähnlichen Anſtalten gewöhnlich ſind. Beſonders war die Arbeitsſtube der Weiber ſo reinlich, daß ich mich gar nicht würde geſcheut haben, während meines Aufenthalts in Bern darin zu wohnen. Ich weiß nicht ob es zweckmäßig iſt, ſo ſchöne Zuchthäuſer zu bauen, als das Berniſche iſt, aber davon bin ich überzeugt, daß man die Gefangenen ſtrenger halten müſſe, als hier geſchiehet, wenn die Abſicht ihres Gefängniſſes erreicht werden ſoll. Die Bewohner des Berniſchen Zuchthauſes befinden ſich ſo wohl, daß mehrere, die man um gewiſſer Vergehungen willen aus dem Spital hineingeſetzt hatte, nicht wieder heraus wollten, weil ſie darin weniger Klatſchereyen und Zänkereyen, als im Spital, ausgeſetzt wären.

Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden iſt keins, wenn ich etwa noch die Hauptwachen ausnehme, das ſich durch vorzügliche Schönheit auszeichnete. Die Bibliothek iſt reich an koſtbaren Werken, vorzüglich an Handſchriften, von denen ich Ihnen aber nichts ſage, weil

weil der ehemalige gelehrte Bibliothekar Sinner ſie alle umſtändlich in ſeinem Katalogus beſchrieben hat. Daß das Zeughaus mit grobem und kleinem Geſchütz und allen andern Arten von Kriegsbedürfniſſen reichlich verſehen iſt, werden Sie ſchon in vielen Reiſebeſchreibern geleſen haben, und läßt ſich aus dem Reichthum und der Vorſicht des Staats vermuthen. Am aufmerkſamſten betrachtete ich unter den Burgundiſchen Siegszeichen die Waffen der Leibgarde des Herzogs von Burgund und beſonders die Leibpiſtolen Carls des Kühnen, die ausnehmend ſchön mit Silber und Elfenbein ausgelegt ſind. Eben ſo merkwürdig ſchienen mir die Rüſtungen der Berniſchen Helden, welche glänzende Siege erfochten, oder große Eroberungen gemacht haben. Unter allen dieſen Rüſtungen kündigte nur die einzige, die dem Stifter von Bern, dem Herzoge von Zähringen, gehört hatte, eine außerordentliche Figur, die übrigen alle aber kleinere Männer an, als der Canton Bern jetzo gewöhnlich hervorbringt. Man hat ſchon lange daran gedacht, ein neues prächtigeres Zeughaus zu erbauen; allein man hat bisher keinen Platz zu finden gewußt, wo man unterdeſſen den ganzen Kriegsvorrath hätte laſſen können. Eine ähnliche Urſache hat die Erbauung eines neuen Rathhauſes zurückgehalten, indem das jetzige nicht abgebrochen werden kann, ohne die unſichtbaren Heiligthümer des Staats, nämlich den Schatz zu bewegen, und anderswo hinzubringen. Zu einem neuen Waiſenhauſe iſt, wie ich höre, ſchon der Plan und Anſchlag gemacht worden. Das jetzige iſt ohngefähr vor dreyßig Jahren geſtiftet worden, und ſoll doch ſchon einen Fond von mehrern hundert tauſend Gulden haben. Aus dieſem Facto allein können Sie den mäch-

tigen Hang der Berner zu frommen Vermächtniſſen ſe- hen, welcher Hang durch ein ausdrückliches Geſetz un- terhalten und befördert wird. Ein jeder Notarius (ein Factum, das einige läugnen wollen) iſt bey ſeinem Eide verbunden, Sterbende oder Teſtirende zu erinnern, ob ſie nicht an irgend ein pium corpus etwas zu verma- chen gedächten. Ehemals fielen dieſe Vermächtniſſe vorzüglich dem Spital und den Zünften, ſeit einer ge- wiſſen Zeit aber am meiſten dem Waiſenhauſe zu. Im letztern werden die Kinder armer Bürger auf eine Art erzogen, wie die wenigſten es in ihrem elterlichen Hauſe erwarten könnten, und nicht bloß in den nöthigen und nützlichen, ſondern auch in manchen ſchönen aber ent- behrlichen Kenntnißen unterrichtet. Aus dieſem ſorg- fältigen Unterricht entſteht die nachtheilige Folge, daß die Waiſenkinder ſich über ihren Stand erheben, und lauter Künſtler, oder Gelehrte, oder Schreiber in den Collegiis und auf dem Lande, nicht aber Hand- werker, werden wollen.

Während meines Aufenthalts in Bern hatte ich keine Zeit, Cabineter zu beſehen, nach welchen ich über- haupt zuletzt frage. Doch habe ich mit ſo vielem Ver- gnügen, als ein Profaner empfinden kann, die Münz- ſammlung des Herrn Gerichtſchreibers von Haller, und die Vögelſammlung des Herrn Pfarrers Sprüngli be- trachtet. Jene iſt die reichſte Sammlung von eidge- noſſiſchen Münzen, dieſe von einheimiſchen Vögeln in der ganzen Schweiz. Herr Sprüngli ſagte mir, daß ihm, wenn mich anders mein Gedächtniß nicht trügt, noch zwölf Gattungen von Vögeln fehlen. Bey dem Herrn Obriſten von Braun, einem würdigen Officier, der acht Jahre in Bengalen unter Lord Clive gedient hat,

ſahe ich mehrere Indiſche Seltenheiten, unter andern Gemälde, ſowohl Portraite, als Phantaſien von Indiſchen Meiſtern, in welchen viel mehr Zeichnung und Ausdruck war, als in allen Sineſiſchen, die mir jemals vorgekommen ſind.

Am 2ten Jul.

Erſt geſtern haben wir Ihren und unſerer übrigen Freunde letzte Briefe erhalten. Sie waren uns um deſto erfreulicher, da wir ſie ſo lange und ſehnlich erwartet hatten, und ſchon zu fürchten anfingen, daß ihnen auf der langen Reiſe irgend ein Unfall möchte zugeſtoßen ſeyn. Die Urſache ihrer ſpätern Ankunft war wahrſcheinlich dieſe, daß Sie dieſelben nicht auf die Caſſelſche, ſondern auf die kaiſerliche Poſt gegeben hatten, weßwegen ſie die Reiſe queer durch Teutſchland machen muſten, ehe ſie in die Schweiz und zu uns kamen. Laſſen Sie alſo inskünftige Ihre Briefe den nächſten Weg am Rhein hinauf nehmen, auf welchem ich ſie viel früher erhalten werde.

Jetzo bin ich mit Nidau ſchon ſo bekannt, daß ich Ihnen eine Beſchreibung ſowohl von der Stadt, als der umliegenden Gegend geben kann. Beyde haben dem großen Naturmahler Aberli ſo ſehr gefallen, daß er ſie auf einer ſeiner artigſten Blätter vorgeſtellt hat, mit welchem Blatt in der Hand ich dieſen Brief zu leſen bitte. Die Stadt ſelbſt beſteht nur (einige Häuſer an beyden Seiten der Kirche gegen den See hin abgerechnet) aus einer einzigen wohlgepflaſterten Straße, die ſo breit iſt, als wir keine in Göttingen haben. Die Häuſer haben faſt alle das Anſehen der Neuheit, auch ohngefähr dieſelbige Höhe und Bauart, ſie ſind von

drey Stockwerkern und mit einer Seite ihrer überhängenden Dächer nach der Straße zugekehrt. Der vortheilhaften Lage ungeachtet hat die Stadt weder Gewerbe, noch Fabriken, noch Handel, etwas Speditions- und Commißionshandel ausgenommen. Der größere Theil der Einwohner iſt wohlhabend, und beſitzt ſo viele Weinberge oder Wieſen, oder Aecker, oder Capitalien, daß ſie von ihren Einkünften gemächlich und ohne anſtrengende Arbeit leben können. Die Aermern beſchäfftigen ſich lieber mit dem Fiſchfange, oder der Fortbringung der Schiffe, die aus der Aar in den Bieler und Neuenburger See oder aus dieſen in jene fahren, als mit anhaltenden und ununterbrochenen Arbeiten. Auch brauchen ſie außer ihrem Bürgerrecht nur noch wenig, um gegen die äußerſte Noth geſchützt zu ſeyn. Das Bürgerrecht in Nidau iſt zwar bey weitem ſo einträglich nicht, als in andern Municipal-Städten; es bringt aber doch jährlich an Holz und andern Naturalien für drey neue Louisd'or werth ein, und wird deßwegen auch von Fremdlingen, die es kaufen, mit tauſend Gulden bezahlt. Wegen der Wohlhabenheit eines großen Theils der Einwohner giebt es hier auch mehr gute Geſellſchafft, als man ſonſt in einem ſo kleinen Landſtädtchen erwarten ſollte. So wohl hier als in andern Städten der Schweiz iſt es gebräuchlich, daß, wenn ein Fremder bey einem angeſehenen Mann einkehrt, alle diejenigen, die mit dem Fremdlinge von demſelbigen oder von einem etwas geringern Range ſind, ihm die erſten Beſuche machen. Dieſe einen Teutſchen faſt beſchämende Ehre iſt alſo auch uns wiederfahren. — Das Schloß, auf welchem der jedesmalige Landvogt wohnt, liegt, wie Sie aus Aberli's Zeichnung ſehen werden, nicht in, ſondern gleich

außer der Stadt. Es war der ehemalige Wohnſitz der Grafen von Nidau, und eben ſo feſt, als hohe Bergſchlöſſer, weil es von allen Seiten mit den verſchiedenen Ausflüſſen des Bieler Sees umgeben iſt. Der jetzige Landvogt iſt Junker Tſcharner, (ſo titulirt man die Berniſchen Landvögte aus dieſem und einigen andern adelichen Geſchlechtern) ein Bruder des verſtorbenen Landvogts von Aubonne, der außer andern Schriften die beſten Aufſätze in dem Dictionnaire helvetique gemacht hat. Auch der hieſige Landvogt iſt nicht nur ein aufgeklärter, ſondern zugleich ein ſo rechtſchaffner, gerechter und gelinder Richter, daß alle, denen er vorgeſetzt war, ſeinen bevorſtehenden Abzug bedauren.

Als ich zuerſt von Bern nach Nidau kam, glaubte ich nicht, daß die Stadt ſo geſund wäre, als ich aus dem Munde ſelbſt von einſichtsvollen Aerzten gehört hatte. Nidau liegt am Ufer und gegen das Ende des Bieler Sees, und iſt faſt rund herum entweder mit dem hohen Jura Gebürge, oder auch mit niedrigern aber nähern Hügeln eingeſchloſſen. Auch laſſen ſumpfigte Weiden, und ſtehende Waſſer, die man an mehrern Seiten entdeckt, anfangs fürchten, daß ſie durch ihre Ausdünſtungen die Luft verderben könnten. Beyde rühren von den Ueberſchwemmungen des Sees und der Zihl her, die im Frühling, wenn der Schnee auf dem am Neuenburger und Bieler See ſich herum ziehenden Jura zu ſchmelzen anfängt, acht, zehn, zwölf und noch mehrere Fuß anwachſen, und alsdann die niedrigen Gegenden überſchwemmen. Dieſer der Geſundheit nachtheilig ſcheinenden Umſtände ungeachtet lehrt die Erfahrung, daß die Luft hier geſunder, als an manchen höhern Orten, und hektiſchen und ſchwachbrüſti-

gen Perſonen vor allen andern zuträglich ſey: daß es hier weniger Krankheiten und beſonders Fieber als anderswo, und hingegen mehr alte Leute gebe, indem ein glaubwürdiger Mann mich verſichert hat, daß er ſelbſt einmal in einem kleinen Hauſe am See drey Perſonen, die alle über achtzig Jahre alt geweſen ſeyen, angetroffen habe. Die Haupturſache der Geſundheit der Luft iſt die ſogenannte Biſe, oder der Bergwind, der ſich alle Abend nach Untergang der Sonne vom Jura erhebt, und ſo durchdringend iſt, daß man es auch nach dem heißeſten Tage Abends ohne Bewegung in der freyen Luft nicht aushalten kann, und daß im Garten des Schloſſes, der dem Berge am nächſten liegt, oft die Kirſchen nicht reif werden. Dieſer Abendwind iſt aber nicht der einzige Reiniger der Luft. Der Bieler See, und ſeine vier Arme oder Ausflüſſe, die ſich alle ſammt der trüben Schüß in der reißenden Zihl oder Sihl vereinigen, ſäubern die Atmoſphäre gleichfalls von ſchädlichen Dünſten, und erhalten ſie in einer beſtändigen Bewegung. Ich glaube zwar nicht, daß die Dünſte aus den ſtehenden Waſſern und ſumpfigten Gegenden um Nidau herum von einer beſondern Art ſind; allein es hat mir doch merkwürdig geſchienen, daß ich ſie nie ſo faulend oder nur übelriechend gefunden habe, als ſie anderswo zu ſeyn, oder bald zu werden pflegen.

So wie die Herren von Bern nie etwas verſäumen, was zur Vervollkommnung des Landes und zur Erhaltung ihrer Bürger und Unterthanen dienen kann, ſo haben ſie auch ſchon ſeit mehrern Jahren angefangen, den Ueberſchwemmungen des Sees und der Zihl entgegen zu arbeiten, und die Urſache derſelben, ſo viel es in menſchlicher Macht iſt, zu heben. Sie laſſen mit

großen Koſten das Bett aller Ausflüſſe des Sees, und vorzüglich der Zihl von dem beweglichen Grand und Steinen reinigen, um es einige Schuh tiefer zu machen, damit es mehr Waſſer, als vorher, faſſen, und den Ueberfluß des anwachſenden Sees beſſer aufnehmen könne. Die Art, wie man den Grund der Zihl ſäubert, iſt eben ſo ſicher, als einfach. Man wirft einen großen eiſernen Rechen, deſſen Zacken einige Schuh lang ſind, und dicht beyſammen ſtehen, in das Bett des Fluſſes, und läßt alsdann den Rechen ſammt dem Schiff nach dem Ufer zu winden. Das Schiff begleitet die Maſchine, damit es dieſelbe, wenn ſie irgendwo hängen bleibt, ſogleich wieder los machen könne. Wenn der Rechen ans Land kommt, ſo bringt er allemal eine beträchtliche Ladung von harten Steinen und groben Grand mit, von welchem ich oft gewünſcht habe, daß wir ihn in unſerm Lande hätten, um unſern Chauſſeen damit eine feſte Decke geben zu können.

Das Pfarrhaus, worin wir wohnen, liegt gerade mitten in der Stadt, dem neuen Brunnen gegenüber, und ein wenig ſeitwärts von der Kirche, ſo daß zwiſchen der letztern, und den ihr parallel gebauten Häuſern eine freye Ausſicht auf den Jura und den See übrig bleibt; letztern kann ich wenigſtens aus unſerm Zimmer ſehen, das im dritten Stock liegt. Wenn der See von der Sonne erleuchtet, und ſeine Oberfläche vom Winde ein wenig gekräuſelt wird, ſo läßt ſich der zitternde Glanz der zurückfallenden Sonnenſtrahlen kaum an unſerm Fenſter aushalten. Schon einigemal habe ich ihn von heftigen Windſtößen fürchterlich empört, und große aber doch offene Kähne mit ſeinen erzürnten Wellen kämpfen geſehen. Viel ſeltenere und

mannigfaltigere Scenen, als der See, bietet uns der Jura dar. Dies prächtige und vielleicht das fruchtbarſte Gebürge gleicher Größe auf der ganzen Erde, den Libanon ausgenommen, iſt uns nicht ſo nahe, daß es uns beängſtigen könnte; (denn Nidau iſt durch die Breite des Sees von demſelben getrennt) allein es iſt auch nicht ſo weit entfernt, daß wir nicht alle ſeine Theile, und die an ihm vorgehenden ſichtbaren Veränderungen recht gut beobachten könnten. Auch bey dem heiterſten Wetter ſieht der Jura in einer mäßigen Entfernung blau, und in einer etwas größern ſchwarz aus, welche Farben durch unendliche Schattirungen bald erhellet, und bald wieder verdunkelt werden. Die intereſſanteſten Phänomene zeigt er bey ſchlechtem Wetter, oder vielmehr, wenn es ſchlechtes Wetter werden will; denn aufmerkſamen Beobachtern verkündigt er nahe bevorſtehende Gewitter, oder Regen faſt untrüglich vorher. Bisweilen lagert ſich an der Mitte des Berges eine umgeſtürzt ſcheinende Wolkenſäule her, die bald unbeweglich da liegt, bald aber auf eine furchtbar langſame Art ſich fortbewegt. Noch häufiger rauchen die Spitzen, wie die Kratere von Vulcanen, oder der ganze Berg iſt in dichte Wolken gehüllt, bis auf kleine Fleckgen von Wäldern, die in der Luft zu hängen, oder wie unverſehrte Reiſer in einem brennenden Scheiterhaufen ſcheinen. Zu einer andern Zeit iſt es, als wenn man Wolken entſtehen, oder in ihrer Geburt ſähe. Es erheben ſich nämlich an unzähligen Stellen aus den Spitzen der Wälder leichte Nebelwölkgen, die kaum dieſen Namen verdienen, empor, und vereinigen ſich bald nachher in dichtere Wolken, die man aufſteigen und fortziehen ſieht. An andern Stellen ſtehen dicke Wol-

ken in den Wäldern oder an dem Berge gleichſam mit den Füßen eingewurzelt, und ſtrecken ihre grauen Häupter kühn in die höhere Luft empor.

Eben dieſe Erſcheinungen kann ich auch im Garten betrachten, der mir noch überdem eine Menge von reizenden Gegenſtänden und Ausſichten darbietet. Er geht, wie alle ſeine Nachbaren, bis an die Zihl, oder iſt gleich dieſen mit einer acht bis zehn Schuh hohen Mauer geſtützt, die aus dem Bette des Fluſſes aufgeführt iſt. An der linken Seite des Gartenhauſes, welches an und ſelbſt auf der Mauer ſtehet, liegt gleichſam als die Zinne der Mauer ein großer ebener viereckigter Stein, auf welchem zwo nicht zu breite Perſonen bequem ſitzen können. Auf dieſen Stein ziehe ich mich alle Mittage nach Tiſch, wenn das Wetter nicht zu ſchlecht iſt, zurück, weil ich nirgends einen ſchönern und zugleich kühlern Platz finden könnte, indem ich durch das Dach des Gartenhauſes gegen die Sonne geſchützt bin. Hier ruhe ich täglich eine oder mehrere Stunden, und freue mich meines Daſeyns in der Betrachtung der herrlichen Natur, die ich vor mir ſehe, und in der ich tägliche neue Schönheiten oder doch Merkwürdigkeiten entdecke, wodurch die ganze Landſchafft meiner Einbildungskraft tiefer eingeprägt wird. Bisweilen lehne ich mich an die nahe Wand, und überlaſſe mich einem leichten Schlummer, doch thue ich dies niemals, als wenn ein guter Genius mir zur Seite ſitzt, der mich vor einem Fall in den tiefen Fluß bewahren kann. Das Plätzgen iſt ſo ſchön, daß ich es mir gleichſam zugeeignet habe, und daß eine kleine Beſchreibung der Gegenſtände, die mich umgeben, und ſo oft entzücken, Ihnen nicht unangenehm ſeyn wird, da ſie wenigſtens dazu dienen kann,

daß Sie ſich meine beneidenswerthe Lage deſto vollſtändiger vorſtellen können. Vor mir und ſelbſt unter meinen Füßen fließt die aus dem Bielerſee ausſtrömende Zihl mit einer ſolchen Geſchwindigkeit fort, als man in Gegenden, wo keine hohe Berge nahe ſind, nicht einmal in Bächen bemerkt. Ungeachtet die Zihl ſchon mehr als einen Fuß gefallen iſt, (und dieſen Fall des Fluſſes und des Sees kann man den ganzen Sommer über genau angeben, weil die Mauern, womit beyde eingefaßt ſind, von der Höhe an, bis wohin das Waſſer ſtieg, viel weißer ſind, als die unberührten Theile) ſo iſt ſie doch noch ſo hoch, daß ich von dem großen Steine ihr Waſſer mit der Spitze des Fußes erreichen kann. Bey ihrer außerordentlichen Geſchwindigkeit iſt ihr Waſſer ſo klar und durchſichtig, daß ich ziemlich weit in den Fluß hinein alle Steine auf dem Grunde zählen und die Bewegungen der Fiſche deutlich wahrnehmen kann. Dieſe verſammlen ſich bisweilen bey hunderten unter meinen Füßen, entweder um den Salat oder das Unkraut zu haſchen, was man aus den Gärten in den Strom wirft, oder weil an den Ufern der Strom weniger reißend iſt, und ſie ſich mehr nach ihrem Willkühr bewegen können. Sie ſind ſo wenig ſcheu, daß dieſelbigen Fiſche ihr Spiel halbe und ganze Stunden lang vor meinen Augen fortſetzen. Bald ſchwimmen ſie, wie es ſcheint, um ihre Kräfte zu üben, gegen den Strom an: bald laſſen ſie ſich wieder, als wenn ſie keine willkührliche Bewegung hätten, von dem Strome forttragen: bald reiben ſie ſich unter allerley Wendungen an Steinen oder Pfählen, die auf dem Grunde des Fluſſes ſind; und bald machen ſie mit einer bewundernswürdigen Geſchwindigkeit auf Kirſchen- oder Salatblätter Jagd, die ich in den Strom

werfe. Noch nie habe ich geſehen, daß die groͤßern den kleinern nachſtellten, oder ihnen zu ſchaden ſuchten. Sonderbar iſt es, daß unter den Fiſchen, die ſich in einem ſo reinen und ſchoͤnen Fluſſe finden, nur ſo wenige ſind, die ſich eſſen laſſen. Wenn die Zihl vor mir voruͤbergefloſſen iſt, ſo bildet ſie einen ſchoͤnen Buſen, und windet ſich zuerſt an den Gaͤrten und bald nachher an dem Fuße eines waldigten Berges herum, der ihren geraden Lauf bricht, und ſie an das entgegengeſetzte flaͤchere Ufer hinuͤberwirft. Ihre Breite bleibt bis an ihren Ausfluß in die Aar, mit welcher ſie ſich einige Stunden von hier vereiniget, faſt immer dieſelbige; und dieſe iſt ſo betraͤchtlich, daß ich, glaube ich, auch mit dem aufs ſorgfaͤltigſte gewaͤhlten Stein und der aͤußerſten Anſtrengung nicht hinuͤber werfen koͤnnte. Selten vergeht eine viertel oder halbe Stunde, in welcher man nicht Fahrzeuge in die Aar hinab, oder aus dem Rhein und der Aar in den Bieler- und Neuenburgerſee hinauf ſchiffen ſieht. So leicht und angenehm die Fahrt den Strom hinab iſt, ſo beſchwerlich iſt ſie in der entgegengeſetzten Richtung. Groͤßere Schiffe koͤnnen die Heftigkeit des Stroms nicht durch bloße Ruder uͤberwinden, ſondern muͤſſen ſich an Linien von Menſchen ziehen laſſen. Hinter dem gruͤnen Ruͤcken der Berge, um welchen die Zihl ſich herumzieht, hebt in großer Ferne ein Schneeberg einen Theil ſeines weißen Hauptes hervor, deſſen Rieſencoͤrper und Bruͤder man aber weder hier, noch ſonſt in der Nachbarſchafft von Nidau ſehen kann. Jenſeits der Zihl liegen Wieſen und Felder, und links ſieht man das große Salzmagazin, wo Aberli ſeinen Standpunct nahm, als er Nidau zeichnete; dann die fuͤnf Bruͤcken, die uͤber die Schuͤß und vier Ausfluͤſſe des Sees geſchla-

gen ſind, hinter den Brücken das Schloß und zuletzt den Jura, an welchem vorzüglich eine Felſenwand das Auge des Beobachters auf ſich zieht, weil ſie einem unermeßlichen von Menſchenhänden aufgeführten Gemäuer ähnlich iſt. Dieſe Felſenwand hängt über den Weg her, der über den Jura, und zwiſchen zween Armen dieſes Gebirges ins Münſterthal führt. Dies große Werk der Natur wird mir noch intereſſanter, wenn ich bedenke, daß unter ihm oft die Kriegszeichen der Römiſchen Legionen glänzten, und daß es vielleicht vor achtzehn hundert Jahren vom Cäſar, den ich unter allen Menſchen zwar nicht am meiſten liebe, aber am meiſten bewundere, eben ſo aufmerkſam, als jetzo von mir, iſt betrachtet worden.

Weder in noch gleich außer der Stadt ſind beſchattete oder ſonſt merkwürdig ſchöne Spaziergänge. Es führen zwar angenehme Wege und Fußſteige durch Wieſen und Felder in die umliegenden Dörfer; allein die Ausſicht bleibt immer, ſo lange man keine Anhöhen erſteigt, zu eingeſchränkt. Auch ſind die Wieſen und Felder nicht ſo fruchtbar, die Häuſer nicht ſo groß und die Dörfer nicht ſo reich, als im obern Aargäu oder Emmethale, wiewohl es in dieſer Gegend einzelne Bauren giebt, die 60 bis 80000 neue Thaler oder 20000 neue Louisd'or im Vermögen haben. Solche einzelne reiche Bauern hält man aber eher für einen Fluch, als für einen Segen von Dörfern, weil ſie allmälig das beſte Land an ſich kaufen, und alle ihre Nachbaren durch vorgeſtreckte Gelder in eine harte Abhängigkeit von ſich ſetzen. Die Hauptbeſchäfftigung der hieſigen Bauern iſt Ackerbau, den ſie aber meinem Urtheile nach bey weitem nicht ſo gut verſtehen, als die Teutſchen Bau=

ren. Ich ſchließe dies vorzüglich aus dem ſogenannten Miſchelkorn *), welches ich um Nidau herum häufig antreffe, und welches in einer Miſchung von Waizen, Rocken und Gerſte, oder auch von drey andern Arten von Früchten, als Spelt, Haber und Wicken beſteht, welche letztere Art hier die gewöhnliche iſt. Wahrſcheinlich iſt die weniger ſorgfältige Bearbeitung des Ackers eine Miturſache, warum Fruchtfelder um ſo vieles wohlfeiler als Wieſen ſind, und Ackerbauende Landleute in der Schweiz zu den ärmſten gezählt werden. Dieſe letztern haben nur allein diejenigen unter ſich, die zugleich Wein- und Ackerbau treiben, und darüber weder den einen, noch den andern recht in Acht nehmen können. Denn indem ſie ihren Weinberg gehörig düngen und warten wollen, entziehen ſie ihrem Acker Nahrung und Fleiß, und geben dem erſtern doch nicht genug. Reicher als beyde ſind die Bewohner des nordlichen Ufers des Bielerſees, die ſich ganz allein mit Weinbau abgeben, und ihren Reben alle ihre Zeit und Sorgfalt und auch allen den Dünger ungetheilt zuwenden, den ſie von ihrem Vieh erhalten. Am wohlhabendſten aber ſind die Bewohner des obern Aargäus und des Emmethals, deren Hauptgeſchäfft die Veredelung und Wartung von Wieſen iſt, und die damit etwas Feldbau, noch mehr

*) In der Gegend von Nidau läßt ſich aber doch noch ein wichtiger Grund angeben, warum das Miſchelkorn ſo häufig gebaut wird. Um dieſe Stadt herum finden ſich verhältnißmäßig nur wenig Wieſen, und die Heuerndte iſt wegen der häufigen Ueberſchwemmungen ſehr ungewiß. Es würde daher oft an Futter gebrechen, wenn der Bauer keinen Vorrath von dem den Pferden nicht weniger als dem Hornvieh angenehmen Miſchelkornſtroh hätte.

aber Fabrikarbeiten verbinden. Als ich von Zürch nach Bern reiſete, freute ich mich zwar über den außerordentlichen Wohlſtand, den ich in allen Dörfern antraff; allein ich bedauerte es doch, daß die Berniſchen Bauren ſo herrliche länderenen, als ich im obern Aargäu ſah, zu Wieſen liegen ließen, und nicht in Ackerland verwandelten. Wenn ſie dieſes thäten, dachte ich, würde der Staat nicht nur an Unterthanen, ſondern auch ſie ſelbſt an Ertrag ihrer ländereyen gewinnen. Ich erſtaunte alſo nicht wenig, als ich wider alle meine bisherigen Erfahrungen und erworbene Kenntniſſe hörte, daß Wieſen viel einträglicher und alſo auch theurer als Ackerland ſeyen, und daß ein Juchart Wieſen, der 31250 Quadratſchuh enthalte, tauſend und mehrere Gulden, und hingegen ein Juchart Ackerland zu 35000 Quadratſchuhen nur zwey hundert oder etwas mehr oder weniger koſte. Ich hielt es Anfangs beynahe für ein Mährchen, daß man das beſte land zu Wieſen, und das ſchlechteſte zu Fruchtfeldern brauche, und daß man mit dem von mittlerer Güte abwechſele, indem man es einige Jahre beſäe, und andere Jahre zu Wieſen liegen laſſe. So wie aber Wieſen um drey oder fünfmal theurer, als Ackerland ſind, ſo ſind wieder gute Weinberge vier oder noch mehrmal theurer, als der beſte Wieſengrund. Ein Juchart Rebenland am Bielerſee zu 40000 Quadratſchuhen, koſtet im Durchſchnitt 3000 und das beſte 4000 Gulden, und am Neuenburgerſee gar 2000 neue Thaler oder 500 neue louisd'or und noch mehr. Es iſt aber auch faſt unglaublich, wie viel das Rebenland in guten und ſelbſt in mäßigen Jahren einbringt. Ein Juchart Rebenland giebt ſowohl am Bieler- als Neuenburgerſee im Durchſchnitt jährlich 25

Säume, jeden zu hundert Maaß, und in guten Jahren vierzig bis sechs und funfzig Säume, ja man hofft, daß er dieſes Jahr noch mehr bringen werde. Die Koſten der Bearbeitung ſteigen auf funfzig bis ſechzig Thaler, und deſſen ungeachtet können reiche Beſitzer ihre Capitalien, welche ſie in Weinbergen am Bielerſee angelegt haben, zu fünf Procent nützen. Kein Wunder alſo, wenn die Bauren, die Eigenthümer und Arbeiter zugleich ſind, reich werden, da ſonſt in allen bekannten Ländern diejenigen Landleute, die ſich allein mit dem Weinbau abgeben, gemeiniglich die ärmſten, wie die liederlichſten ſind. Rebenland iſt am Neuenburgerſee theurer, als am Bieler- und ſelbſt am Genferſee, weil die Neuenburger Weine viel edler und theurer als alle übrige Schweizer Weine ſind. Gute Haushälter am Neuenburgerſee verkaufen ihre Weine nie wohlfeiler, als das Maaß zu zehn Creuzern, oder dritthalb Batzen, da hingegen der Seewein in glücklichen Jahren um einen Batzen, und der la Cote und Ryfwein, der gewöhnlich 10 Creuzer koſtet, um ſechs Creuzer gekauft wird. Zum gewöhnlichen Tiſchwein, ziehe ich den Seewein, der am Bielerſee wächſt, dem la Cote, und ſelbſt Ryfwein vor. Er hat eine angenehme Säure, und kommt in Anſehung ſeiner Lieblichkeit dem guten Markgräfler, und dem Johannisberger ſehr nahe. Die Zahl der Arbeiter, welche jede Art von Ländereyen erfordert, verhält ſich nicht genau, wie ihre Preiſe. Es wird hier allgemein angenommen, daß Rebenland noch einmal ſo viele Hände verlange, als Ackerland, und Ackerland wieder einmal ſoviel, als Wieſen. Um ſich zu überzeugen, daß Weinbau eine viel größere Bevölkerung hervorbringt, als Ackerbau, darf man nur die beyden Ufer des Bie-

lerſees betrachten, unter welchen das flächere, an welchem man faſt nichts, als Wieſen und Ackerland ſieht, bey weitem nicht ſo viele Dörfer und Städte zeigt, als das andere, an welchem ſich ſteile und ſteinigte Weinberge erheben.

Wenn ich keine Luſt habe beſchwerliche Berge zu erklettern, ſo gehe ich zum Herrn Decan Hunziber in Mett, einem gelehrten und ſcharfſinnigen Mann, der in ſeiner Jugend anſehnliche Reiſen gemacht hat, oder ich beſuche auch die öffentliche Promenade in Biel, die man vor nicht langer Zeit von der Stadt bis an den See angelegt, und mit ſchönen Bäumen beſetzt hat. An beyden Seiten des Spatziergangès ſieht man Gartenland, welches in eben ſo viele gleiche Portionen abgetheilt iſt, als es Bürger in Biel giebt. Dieſe Gartenländer waren vormals eine unfruchtbare ſumpfigte Gemeinweide, die der Geſundheit der Einwohner von Biel gewiß nachtheiliger, als ihrem Vieh zuträglich war. Zur Zeit der großen Theurung kam man auf den vortreflichen Gedanken: dieſe Gemeinheit an die Bürgerſchaft, und zwar an einen jeden Bürger 4 Stücke, das Stück 12 bis 14 Schuhe lang und breit auszutheilen, damit ſie die nothwendigen Gemüſe und Gartengewächſe darauf bauen könnte. Auf dieſe nachahmungswürdige Art hat man aus einer moraſtigen Gegend hinlängliche Gemüsgärten für die Bürger, und eine ſchöne Promenade fürs ganze Publicum gewonnen. Hier hatte ich vor einigen Tagen das Vergnügen, den Herrn Burgermeiſter Walker, einen gelehrten und Staatsklugen Mann kennen zu lernen, von dem ich eine lehrreiche Geſchichte ſeiner Vaterſtadt im Manuſcript geſehen habe.

Vor

Vor dem Thore, zu welchem man von Bern aus hereinkommt, giebt es keinen angenehmern Spaziergang, oder wenigſtens Standpunct, als auf der Höhe, wo das Signal ſteht. Es wird Ihnen bekannt ſeyn, daß man ſeit dem Anfange der Freyheit in der ganzen Schweiz auf erhabenen und bequemen Orten Signale errichtet hat, wodurch man ſich in kurzer Zeit die Gefahr eines herandringenden Feindes bekannt machen kann. Ein ſolches iſt auch dasjenige, was ich vor kurzem beſucht habe. Es ſieht einer ſpitz zulaufenden, und mit Stroh gedeckten Hütte ähnlich, die gar keine Mauren oder Wände hat, und ruht auf einem feſten Fundament von Holz, welches den Brand eben ſo lange erhalten, als das Strohdach ihn leicht empfangen kann. Zehn bis zwölf Schritte von dem Signal iſt ein ſteinernes Wachthaus erbaut, deſſen Beſtimmung ich Ihnen nicht zu erklären brauche. Bey dieſem Signal hat man eine ſehr weite Ausſicht nach drey Seiten, denn die eine wird durch nahe und höhere Berge verſchloſſen. Wenn man ſich mit dem Geſichte von Nidau wegkehrt, ſo hat man die ganze Reihe der Berneriſchen Schneeberge vor ſich, und rechts erblickt man den Bielerſee, die Petersinſel und beyde Ufer des Sees, beſonders alle die Dörfer und Städte, die am Fuße des Jura erbaut ſind. Dreht man ſich alsdann um, ſo hat man Nidau und Biel gleichſam zu ſeinen Füßen, bemerkt den ſchlängelnden Lauf der Zihl, und die ganze Oeffnung des Thals, welches ſich bis nach und über Solothurn hinunter zieht.

Um aber noch ſchönere Ausſichten, als die vom Signal zu genießen, muß man ſichs nicht verdrießen laſſen, entweder den Jura ſelbſt zu erſteigen, oder von dem Ende des Bielerſees an, einem ſteinigten allmälig

ſich erhebenden Pfade nachzugehen, der ſich über den Fuß und Rücken des Jura bis nach Neufchatel fortzieht. Den Jura erſtieg ich zuerſt an einem ſchönen Morgen in Geſellſchafft mehrerer Freunde und Freundinnen, mit welchen wir den ganzen übrigen Tag im Schooße der Natur und der geſelligen Freuden zubrachten. Gleich hinter Biel fängt man an, den Berg hinanzuklettern, doch iſt der Fußſteig nicht ſehr beſchwerlich, ſo lange man ſich zwiſchen den Mauren der Weinberge findet, die bis zu einer beträchtlichen Höhe angelegt ſind. Man hat in den felſigten Berg Stuffen eingehauen, damit man die Trauben ſo bequem als möglich herab, und Dünger und andere Nothwendigkeiten hinauftragen könne. Dieſer in den Berg hineingearbeitete Fußſteig ſchien mir gleichſam ein tiefer Einſchnitt in ſeinen ungeheuren Cörper zu ſeyn, durch welchen man alle die verſchiedenen Arten und lagen von Steinen, aus denen er beſteht, entdecken könnte, und ich habe mich deßwegen gewundert, daß keiner der eifrigen Sucher und Beſchreiber von Steinen dieſe merkwürdige Stelle näher beobachtet hat. Wo die Weinberge aufhören, wird der Berg ſteiler und unwegſamer. Hier ſtößt man bald auf ein großes Stück von Geisbergerſtein, das in einer mäßigen Entfernung einer kleinen Hütte nicht unähnlich ſieht. Dieſe Granitmaſſe iſt wahrſcheinlich älter, als der Jura, der ſie jetzo trägt, und durch uns unbekannte und faſt unbegreifliche Revolutionen und Kräfte an den Platz hingeführt worden, wo ſie jetzo liegt, ſchon Jahrtauſende gelegen hat, und noch liegen wird. Nach allen Erkundigungen, die ich eingezogen habe, hat man niemals Geisbergerſtein im Jura gefunden, oder aus dem Jura hervorgezogen, und doch findet man in dieſer Ge-

gend noch mehrere gleichfalls ſehr große, aber doch nicht ſo große Stücke an dem Abhange des Berges, als das, was ich zuerſt ſah, zerſtreut. Dies letztere liegt an einer ſo ſteilen Stelle, daß es ſcheint, als wenn die Kraft eines einzigen Menſchen hinreichte, es überzuſtürzen, in welchem Falle es gewiß die unter ihm liegenden Weinberge verwüſten würde. Der Stoß, der es an ſeinen jetzigen Platz gebracht hat, muß ſehr ſanft geweſen ſeyn, indem es gar keine Vertiefungen gemacht hat, und nur an der Oberfläche des Berges zu hängen ſcheint. Nie habe ich einen Fels geſehen, der ſo ſehr das Anſehen von Unvergänglichkeit gehabt hätte, als dieſes Stück. Nirgends entdeckt man Vertiefungen oder Ritzen, welche Stürme, Schnee oder herabfließender Regen gemacht hätten. Es iſt allenthalben ſo glatt, als wenn es erſt heute aus der Werkſtatt der Natur herausgekommen wäre, ſo glatt, daß nicht einmal Moos daran hat haften können. Bey dieſem ehrwürdigen Denkmale aus Zeiten, die keine Geſchichte uns beſchreibt, fing die Sonne an, uns ein wenig beſchwerlich zu werden. Wir ermannten uns aber doch, und kamen nach einem anderthalbſtündigen Klimmen bey dem alten Benz, (ſo ſpricht man hier Benedict aus) einem klugen Wiedertäufer an, der ſich auf dieſem Theile des Jura, welchen man den Bieler Berg nennt, vor vielen Jahren angebaut hat, weil er ſeines Glaubens wegen aus ſeinem Geburtsorte im Canton Bern weichen mußte. Er kaufte ſeinen jetzigen Wohnplatz, vormals eine wüſte Strecke, als ein Lehn von der Stadt Biel um funfzig Cronen, errichtete ein bequemes und geräumiges Haus, pflanzte mehrere Arten von Obſtbäumen, legte einen artigen Garten an, ſchuff

fruchtbare Wieſen und Ackerfelder, und trieb mit ſeinen Kindern in den Stunden, welche die ländlichen Arbeiten ihm übrig ließen, ſein altes Handwerk, die Weberey. Als wir in ſein Haus traten, fanden wir ihn mit ſeinen Kindern am Tiſche ſitzen, wo ſie ihr Frühſtück einnahmen. Dies Frühſtück beſtand in gekochtem Cartoffelnbrey, und dem Safte von gedörrten Birnen, die beyde in beſonderen Schüſſeln aufgetragen, und ſehr ſchmackhaft und reinlich waren. Ungeachtet der arbeitſame Benz ſchon weit über ſechszig Jahr alt iſt, und graue Haare und Bart hat, ſo iſt er doch noch ſo rüſtig, daß er alle Tage ein oder mehrmalen nach Biel hinunter und wieder heraufſteigen kann. Er iſt einer von den angeſehenſten Lehrern der Wiedertäufer, die an den Höhen und in den Thälern des Jura, welche der Stadt Biel und dem Biſchofe von Baſel gehören, zerſtreut ſind, und ohngefähr tauſend Köpfe ausmachen ſollen. Weil beyde Mächte ſeit undenklichen Zeiten keine Kriege geführt haben, und allem Anſehen nach auch ſo bald keine führen werden, ſo können ſie am eheſten eine Sekte aufnehmen, die es für eine Todſünde hält, in den Krieg zu gehen, und Menſchenblut zu vergießen. Außer dem alten Benz haben die Wiedertäufer noch fünf und zwanzig andere Lehrer. Der alte Prophet, der uns ſo freundlich aufnahm, predigt faſt alle Sonntage, und geht jede dritte oder vierte Woche mehrere Stunden weit, um ſeinen Brüdern das Wort Gottes zu verkündigen. Wenn er ſo beſchwerliche Reiſen macht, ſo theilt er ſeine geiſtlichen Schätze reichlicher, als gewöhnlich aus, indem er drey bis vier Stunden hinter einander reden ſoll. Er erzählte mir ſelbſt, daß Herr Pf— aus Zürch ihn gehört, und geglaubt

hätte: daß er in ſeiner Jugend müſſe ſtudirt haben. Er beſitzt eine unglaubliche Beleſenheit in der heiligen Schrift, und es iſt kein Spruch von einigem Gewichte, der ihm nicht immer gegenwärtig wäre, und den er nicht ohne Anſtoß herſagen könnte. Einige von unſerer Geſellſchafft fingen auf eine höfliche Art an, ſich mit ihm über ſtreitige oder ſeiner Sekte eigenthümliche Puncte zu unterreden, und wir alle muſten geſtehen, daß er für die ſeltſamſten Meynungen ſeiner Sekte alles ſagte, was ſich dafür ſagen läßt, und daß er beſonders die ihr günſtig ſcheinenden Sprüche der Bibel geſchickt zu nutzen wuſte. Die Geſpräche dieſes alten, muntern, und geiſtreichen Mannes waren für uns eine Hauptquelle von Unterhaltung, und ich bin überzeugt, daß dieſer Greis, der mit eigenen Händen einen vorher ungenutzten Fleck der Erde bebaut und verſchönert, und durch ſeine Frömmigkeit viele Seelen getröſtet und vom Verderben zurückgehalten hat, dereinſt viel größer erſcheinen werde, als manche berühmte Eroberer, die ganze Völker vertilgt, und große blühende länder verwüſtet haben.

Gleich nach unſerer Ankunft lagerten wir uns unter den Schatten der Bäume, um die reiche landſchafft, die wir vor uns hatten, mit Muße zu betrachten. Rechts ſahen wir nicht nur den Bielerſee und die Petersinſel, ſondern auch den Neuenburger- und Murtnerſee, und ſelbſt die Stadt, von welcher der letztere den Namen erhalten hat. Vor uns irrte das Auge in einem unabſehlichen Thale umher, das mit Städten und Dörfern angefüllt iſt, unter welchen diejenigen, welche in dieſen Gegenden bekannt ſind, Solothurn links, wie am Ende des Horizonts erblickten. An vielen Stellen ſchimmerte die Aar hervor, von welcher das ganze Thal durch-

ſtrömt wird. Nicht weit jenſeits der Aar erheben ſich vier bis fünf Reihen von Bergen hintereinander, welche das Auge gleichſam als Stuffen braucht, um die höhern Schneeberge, vor denen ſie verſchwinden, zu erſteigen. Noch nie ſahen wir eine längere Kette von Schneebergen mit einem einzigen Blick, indem wir die ganze Strecke von den Savoyiſchen Gebirgen an bis nahe an den Gotthart vor uns hatten, und auch noch nie erſchienen ſie uns weißer, glänzender und näher, als hier. Wenn wir es nicht gewuſt hätten, daß wir über zwanzig Stunden von den nächſten Schneebergen entfernt wären, oder auch nicht die Menge von Gegenſtänden, die zwiſchen uns und den beſchneiten Felſengipfeln lagen, uns auf eine größere Entfernung hätte ſchließen laſſen, ſo würden wir gewiß vermuthet haben, daß wir uns ihnen in einigen Stunden nähern könnten. Wir hatten aber das prächtige Schauſpiel, was dieſe erhabenen Naturgerüſte gewähren, kaum eine Stunde genoſſen, als ſich an verſchiedenen Stellen kleine Wolken zu bilden anfingen, und ſich bald nachher mit unglaublicher Geſchwindigkeit ausbreiteten. Es dauerte nicht lange, ſo waren die meiſten niedrigern Berge ganz, und von den höhern bald der Fuß und bald die Spitzen bedeckt. Im letztern Falle ſahen die Wolken wie Fortſetzungen der Berge aus, und es war nicht möglich die Gränzen von beyden zu unterſcheiden. Ueberhaupt begegnet es einem jeden, der die lage, ſcheinbare Höhe, und Geſtalten von Bergen nicht genau kennt, unzählige mal, daß er die Berge mit Wolken und wiederum Wolken mit Bergen verwechſelt. Das Wetterhorn, Schreckhorn und die Jungfrau erhoben ihre Häupter am längſten über die immer zunehmende Fluth. Sie

ragten aus den Wolken, wie Inſeln aus dem Meere hervor, wurden aber doch zuletzt wie ihre kleinern Nachbaren verſchlungen, und nun ſahen wir ſie den ganzen Tag nicht wieder, ungeachtet es immer helles Wetter blieb, und die Sonne faſt nie vom Gewölke verdunkelt wurde.

Nachdem wir uns ein wenig erholt und geſtärkt hatten, ſtieg ich nebſt einigen andern von der Geſellſchafft noch weiter den Berg hinan. Wir erreichten bald eine Heerde von Geißen und Kühen, die von franzöſiſch redenden Hirten, aus dem Gebiete des Bißthums Baſel, das bis hieher geht, geweidet wurden. Die Kühe waren, wie alle, die ich in dieſer Gegend geſehen habe, nicht größer, als bey uns; allein die Butter, die aus ihrer Milch bereitet wird, hat eine eigenthümliche Süßigkeit, und gewürzhaften Geſchmack, den ich nie in der beſten Holſteiniſchen oder teutſchen Butter gefunden habe. Nachdem wir etwa noch einmal ſo hoch geklettert waren, als wir von Biel bis an Benzens Haus zurückgelegt hatten, ſo erreichten wir den Gipfel des erſten Abſatzes des Jura, und ſahen Ilfingen oder Orvins zu unſern Füßen liegen, in welchem Dorfe ſich jetzo ein Lord Northampton aufhält, um ſeine vom Podagra zerrüttete Geſundheit durch den Genuß der reinen Bergluft wieder herzuſtellen. Nicht nur das eben genannte Dorf, ſondern auch mehrere andere im Bißthum Baſel, und ſo auch im Païs de Vaud haben zween verſchiedene Namen, einen Teutſchen und einen Franzöſiſchen, die ſich bisweilen faſt gar nicht ähnlich ſind. Dieſe Verſchiedenheit von Namen rührt wahrſcheinlich daher, daß ſie auf der Gränze des Teutſchen und des ehemaligen Burgundiſchen Reichs lagen. Als wir bey der übrigen Geſellſchafft wieder anlangten, fanden wir, daß die

Bewegung und die reine Bergluft unſern Appetit ungewöhnlich rege gemacht hatten. Einige Stunden nach Tiſche kehrten wir durch einen angenehmen Umweg nach Nidau zurück, und berührten das ſchöne landgut des Herrn von Wildermett aus Biel, das hinter ſich einen prächtigen Wald, rund um ſich her Weinberge, und unter und vor ſich das ganze fruchtbare Thal, und die Kette von Schneebergen hat, die ich Ihnen vorher beſchrieben habe. Der Spaziergang zum alten Benz hat mir ſo viele Freude gemacht, daß ich ihn ſchon einigemal wiederholt habe. Einmal waren die Schneeberge nicht mit Wolken, ſondern mit einem dünnen Nebel umzogen, durch welchen aber ihre roſenfarbenen Gipfel, wiewohl ein wenig trübe, durchſchimmerten. Das andere mal war die luft ſo rein, daß ich mit meinem dollondſchen Teleſkop ganz deutlich die großen Riſſe und Brüche in den Felswänden der Schneeberge, und zu ihren Füßen die Reſte von lauinen unterſcheiden konnte, die viel ſchmutziger und gelber, als der Schnee auf den Spitzen ſind. Auch konnte ich in Murten nicht nur die Häuſer, ſondern auch an jedem Hauſe die Fenſter, Schornſteine und andere Theile wahrnehmen. Ich ließ den alten Benz gleichfalls durch mein Teleſkop ſehen, und er geſtand, daß er weder die Schneeberge, noch die Stadt Murten jemals ſo hell geſehen, ohngeachtet er beyde ſchon oft durch andere Fernröhre betrachtet habe. Der Grund davon lag nicht bloß in der größern Vortrefflichkeit meines Teleſkops, ſondern auch darin, daß die Wanderer, deren Fernröhre er bisher gebraucht hatte, ihn am Morgen oder bald nach Tiſche, und ich hingegen nicht lange vor Untergang der Sonne beſuchte, um welche Zeit die luft immer am heiterſten iſt.

Viel weniger beſchwerlich und dennoch viel angenehmer iſt mein zweyter Lieblingsgang an dem Ufer des Bielerſees und über den Fuß des Jura. Der Fußſteig, der am Ende des Bielerſees anfängt, iſt zwar ſteinigt und uneben, und läuft auch immer Berg an; er iſt aber nirgends, ſo weit ich ihn kenne, ſteil, und dabey ſo breit, daß man ihn ohne Gefahr reiten kann. Dieſen romantiſchen Fußſteig verfolge ich bald nicht weit über die erſten Reb- und Wirthshäuſer, die am See liegen, bald bis an Gottſtatthaus, bald bis an den Wald, der an dem ſteilen und felſigten Berge bis an den See hinabläuft, und bald bis an ein Landgut des Herrn Landvogts von Tſcharner, das Suz gegenüber liegt. Wenn ich entweder ermüdet bin, oder auch Luſt habe, die mich umgebenden Gegenſtände genauer zu betrachten, ſo ſetze ich mich auf die erſte die beſte Terraße oder Mauer eines Weinbergs hin, zwiſchen denen man faſt beſtändig durchgeht. Dies thue ich niemals, ohne daß ich nicht eine unbeſchreiblich ſüße Gemüthsruhe empfände. Als ich das letztemal hieher ging, ſank die Sonne ſchon gegen halb ſechs Uhr hinter den Gipfel des Jura hinab. Die dunkeln Tannen, die auf einer gewiſſen Höhe des Berges ganz allein wachſen, (welche Höhe ich für eben ſo unveränderlich halte, als an den höhern Bergen die Linie, wo der ewige Schnee anfängt,) die hellern Eichen, die ihnen folgen, die noch hellern Weinberge, zwiſchen welchen ich ſaß, und endlich ein beträchtlicher ſich immer vergrößernder Abſchnitt des Sees waren im Schatten: der größere Theil des Sees hingegen, das entgegengeſetzte Ufer, Nidau und Biel, und zuletzt die Schneeberge waren noch alle von der Sonne erleuchtet. Ueber mir hörte ich das Geläute des Viehs,

das in mir allemal angenehme Arkadiſche Bilder aufweckt, und von unten tönten mir Stimmen von Arbeitern und Fiſchern, deren Nachen ich mit dem bloßen Auge kaum entdecken konnte, und dann das ſanfte beruhigende Plätſchern des Sees herauf, der ſeine nicht einmal ſichtbaren Wellen an das ſteile Felſenufer rollte. Ich wurde von dieſen verſchiedenen Eindrücken ſo eingewiegt, und gleichſam aufgelöſt, daß ich die Stille meiner Seele durch die Anſtrengung des Rückgehens nicht ſtören mochte. Ich miethete daher ein kleines Boot, und wurde in einer halben Stunde bey Nidau ans Land geſetzt.

Die Menſchen an dieſer Seite des Sees ſcheinen mir viel aufgeweckter, als die Bauern an dem flachen Ufer zu ſeyn. Wenigſtens konnte ich mich mit den erſtern unterhalten, da ich die letztern eben ſo wenig zu verſtehen als mich ihnen verſtändlich zu machen im Stande bin. Ich unterrede mich deswegen oft mit den Perſonen, die ich entweder in den Weinbergen, oder beym Heumachen, oder bey den Heerden, oder auch vor den Häuſern antreffe. Nur vor wenigen Tagen ging ich in ein anſehnliches und geräumiges Haus, um mich nach den Namen gewiſſer Oerter und Gegenden zu erkundigen, und fand zu meinem Erſtaunen ein Beyſpiel von Standhaftigkeit und Ergebung in die Fügungen der Vorſehung, das ich in einer ſo unbekannten Wohnung nicht geſucht hätte. Als ich mich der Hausthür näherte, erblickte ich vor dem offnen Fenſter eine alte Frau mit einem kränklichen, aber heitern und intereſſanten Geſichte, die mit großer Begierde Kirſchen aß. Meine Fragen und ihre Antworten führten uns allmälig zu einem Geſpräch über ihren Zuſtand, indem ihr ganzer Cörper zeigte, daß ſie vor kurzem krank geweſen ſeyn

müſſe. Sie erzählte mir, daß ſie ſeit dem letzten Herbſt die Waſſerſucht, und fünf beynahe tödtliche Anfälle von dieſer Krankheit gehabt habe. Bey der letzten Rückkehr derſelben habe ſie fünf Wochen hintereinander in dem Stuhle, worinn ſie jetzo ſitze, ohne Schlaf und Eſſen, und unter unausſprechlichen Beängſtigungen zugebracht; allein ſie preiſe Gott dafür, daß ſie niemals von dem Zutrauen zu ihm, und von der Geduld im Leiden verlaſſen worden. Vielmehr habe ſie in den Stunden der Mitternacht, wenn ihr Mann und ihre Söhne geſchlaſen, für die Wohlfahrt dieſer theuren Perſonen gebetet, und ihrem Schöpfer für alle die unzähligen Freuden gedankt, die er ihr in einem langen glücklichen Leben geſchenkt habe. Ungeachtet jetzo Schlaf und Appetit, und mit dieſen die Liebe und Süßigkeit des Lebens zurückgekehrt ſeyen, ſo wäre ſie doch immer bereit, aus dieſer Welt zu ſcheiden, wenn der Herr des Lebens ſie abfordern wolle. — Ich wußte zwar, daß die roheſten Wilden die gräßlichſten Krankheiten und den martervollſten Tod mit eben der Gleichgültigkeit dulden, womit ſie alle übrigen Freuden und Leiden aufnehmen; allein noch nie hatte ich ſelbſt auf eine ſo rührende und beſchämende Art erfahren, daß eine Perſon aus dem niedrigen Stande, die keine ſorgfältige Erziehung und Unterricht genoſſen, eine langwierige Krankheit, und den nahen Tod nicht nur ohne Verdrießlichkeit, ſondern auch mit frohem Danke ertragen und erwartet hätte.

Die Lage von Nidau iſt beſonders für einen Fremden, der die Schweitz theilweiſe und zu verſchiedenen Zeiten ſehen will, außerordentlich günſtig. Dies Städtchen iſt nur fünf Stunden von Neufchatel, ohngefähr eben ſo weit von Bern, Murten, und Solo-

thurn, achtzehn Stunden von Baſel, und faſt eben ſo weit von Lauſanne entfernt. Am nächſten liegt es bey Biel, das man auch bey dem mäßigen Schritt eines Spaziergängers in weniger als einer halben Stunde erreichen kann, und das ich daher faſt eben ſo genau als Nidau ſelbſt kenne. Biel iſt nicht weit von dem See, der von dieſer Stadt den Namen hat, auf der letzten Abhängigkeit des Jura erbaut, wo der Fuß des Berges ſich in eine ebene Fläche verliert. Die meiſten Straßen ſind deßwegen abhängig, und zugleich enge oder ungerade. Für ihren Umfang iſt die Stadt ſchlecht bevölkert. Sie enthält nicht mehr, als achtzehenhundert Seelen, und unter dieſen nur dreyhundert Bürger, welche Volksarmuth man ſchon aus dem Graſe ſchließen kann, womit einige geräumige Plätze, beſonders um öffentliche Brunnen herum bewachſen ſind. Die Lage von Biel iſt weder vorzüglich ſchön, noch auch zur Handlung beſonders vortheilhaft. Rund um die Stadt herum ſieht man nichts, als Wieſen und Weinberge, und man muß ſchon ſehr hoch ſteigen, wenn man eine weite und mannichfaltige Ausſicht haben will. Sie iſt überdem mehrere hundert Schritt vom Ende des Sees entfernt, der hier ſehr ſeicht wird. Zwar verbindet ſie die Schüß, die aus dem St. Immerthal herabkömmt, mit dem See; allein dieſer Waldſtrom iſt zu ſeicht, als daß er zum Transport von Waaren gebraucht werden könnte. So viel ich gehört habe, iſt die Stadt reicher, als ihre Einwohner. Jene hebt aus ihren Gütern und Capitalien jährlich etwa zwölftauſend Thaler; unter dieſen ſollen nur einige reich, und ſehr wenige wohlhabend ſeyn. Der größte Theil lebt von dem Ertrage von Wieſen und Weinbergen, deren War-

tung die Hauptbeſchäfftigung der Einwohner von Biel ausmacht. Der Wein, den die Bieler aus ihren Weinbergen gewinnen, iſt viel ſchlechter, als der See-wein, und ſo ſauer, daß ihn nur die gemeinen Leute in der Stadt, und die Bauren, die ſeinetwegen des Montags nach Biel kommen, trinken können. Man verkauft jetzo hundert Maaß, oder fünf Anker von dem Wein, den man den nächſten Herbſt zu erhalten hofft (und man verſpricht ſich viel Gutes von der Weinleſe) für zween neue Thaler, oder eine halbe Caroline. Die Säure des Bielerweins rührt nicht bloß aus einer andern Richtung her, welche der Jura am Ende des Sees nimmt, ſondern am allermeiſten daher, daß er die Wärme des Sees, und die Hitze, die aus den davon zurückprallenden Strahlen entſteht, entbehren muß. In der ganzen Schweiz liegen die beſten Weinberge an Seen, und der Wein wird allenthalben um deſto beſſer, je näher die Reben dem Waſſer ſtehen. Die Weinberge der Bieler ſind faſt alle hinter und jenſeits der Stadt, nach Solothurn hin angelegt; denn vom See an bis an Biel iſt der Jura ſo ſteil und felſigt, daß er nur wenige Reben tragen kann. Der Wohlfeilheit des Weins muß man es zuſchreiben, daß in der ganzen Schweiz Völlerey und die daher entſtehenden Laſter und Krankheiten nicht ſo allgemein, als unter dem gemeinen Mann in Biel ſind. Auch iſt nirgends Taglohn ſo theuer, oder theurer als hier, indem man einem gemeinen Handarbeiter täglich neun Batzen, oder faſt eben ſo viele gute Groſchen bezahlen muß. Dieſer hohe Arbeitslohn iſt die Haupturſache, warum weder in Biel, noch in den meiſten übrigen Städten der Schweiz Fabriken gelingen können. Man hatte vor einigen Jah-

ren in der Nachbarſchafft von Biel eine Cattunfabrike angelegt; allein ſie iſt ſchon von mehrern Herren verlaſſen worden, und die Zeit muß lehren, ob ſie ſich wird erhalten können. Merkwürdig iſt es, daß die vernünftigſten Geiſtlichen in allen Landſtädten gegen die Fabriken eingenommen ſind. Sie haben durchgehends bemerkt, daß Fabriken und Manufacturen die Sitten in den Städten unglaublich ſchnell verdorben haben, und zwar nicht ſowohl durch den größern Wohlſtand und Luxus, den ſie hervorbrachten, als durch die fremden und liederlichen Arbeiter, die ſie herbeyzogen, und deren Umgang und Beyſpiel die unſchuldigen Schweizer verführte.

In der Stadt ſelbſt iſt kein einziges prächtiges, weder öffentliches, noch privat Gebäude; vor der Stadt aber ſind einige ſchöne Landhäuſer. Am merkwürdigſten iſt unter den Seltenheiten in und um Biel die Quelle, die nicht nur neunzig bis hundert Brunnen in der Stadt füllt, ſondern auch einige Schritte von ihrem Ausfluſſe durch ihr entbehrliches Waſſer zwo Mühlen treibt. Dieſe Quelle fließt unter einer Felſengrotte hinter der Stadt mit einer ſtets gleichen Fülle aus einem unterirdiſchen Waſſerbehälter hervor, deſſen Tiefe über ſiebenzig Klafter betragen ſoll, und deſſen Umfang kein Sterblicher erforſcht hat, und vielleicht auch nie erforſchen wird. Das Waſſer war bis auf das Erdbeben von Liſſabon niemals verändert worden; allein um dieſe Zeit wurde es trübe, und ſoll es auch nachher bey anhaltendem Regen bisweilen geworden ſeyn. Die Naturforſcher möchten wahrſcheinlich die Röhren im Jura, wodurch dem Behälter bey Biel das Waſſer zugeführt wird, noch lieber, als die Beſchaffenheit des Behälters ſelbſt kennen lernen.

Nirgends glaube ich, ſind ſeltſamere politiſche Verhältniſſe und Theilungen oder Einſchränkungen der höchſten Gewalt, als in der Schweiz, und vorzüglich in Biel und einigen benachbarten Orten und Gegenden. Biel iſt eine unabhängige Republik, die alle Vorrechte der höchſten Gewalt beſitzt, mit mehrern Cantonen verbürgert iſt, und als ein zugewandter Ort jährlich einen Geſandten auf die Eidgenöſſiſchen Tageſatzungen ſchickt. Nichts deſto weniger muß dieſe unabhängige Republik dem Biſchofe von Baſel huldigen, und von ihm einen Mayer (Maire) annehmen, der in dem kleinen und großen Rath den Vorſitz hat. Wenn man dies hört, ſo glaubt man Anfangs, daß Biel nicht mehr ſouverain ſey, als die Kalmukiſchen und Coſakiſchen Horden und Verſammlungen, in welchen allemal ein Ruſſiſcher Officier oder vornehmer Staatsbedienter gegenwärtig iſt. Allein nur die Einſchränkung der Souveränität, nicht die Souveränität ſelbſt, iſt ſcheinbar. Der Maire hat zwar in den höchſten Collegien den Vorſitz, und ſammelt die Stimmen der Mitglieder, kann aber ſelbſt keine geben. Auch hat er den dritten Theil der Einkünfte der Civilgerichte, muß aber auch wieder den dritten Theil der Koſten peinlicher Proceſſe ſtehen, und darf gar keine Appellationen annehmen. So gering und wenig furchtbar auch die Gewalt des Biſchofs von Baſel in Biel iſt, ſo muß er doch alsdann, wenn die Bieler ihm huldigen, feierlichſt verſprechen, daß er ſie bey allen ihren Rechten und Gerechtigkeiten erhalten wolle. Auch muß er erlauben, daß die Bürger von Biel bis auf drey tauſend Mann aus ſeinem Gebiet der Landſchafft Erguel auffordern, wenn ſie dieſelben in eignen Gefahren oder auch in den Gefahren

ihrer Bundesgenoſſen nöthig haben ſollten. Dagegen iſt die Stadt verbunden, ihm zu Hülfe zu ziehen; aber nur bis auf einige Stunden von ihren Gränzen.

Ohngefähr dieſelbige Bewandtniß hat es mit der kleinen Stadt Neuenſtadt, oder Neuveville am Bielerſee, die gleichfalls unter dem Schutze des Biſchofs von Baſel ſteht. Sie hat beſtändig einen vom Biſchofe ernannten Maire, erwählt übrigens ihre Obrigkeitlichen Perſonen, und richtet allein nach ihren eigenen Geſetzen. Dieſe kleine Stadt hat das Panner, oder das Recht, Mannſchafft aus ſolchen Dörfern aufzubieten, die in Anſehung der Gerichtsbarkeit unter Bern oder Biel oder dem Bißthum Baſel ſtehen.

Zu den politiſchen Seltſamkeiten gehören auch die Conſiſtorialrechte, welche der Canton Bern über die Reformirten Bewohner des Münſterthals hat, und ausübt. Bern ſchickt alle Jahr einen Inſpector aus dem kleinen Rath, nebſt einem Geiſtlichen ins Münſterthal, um die dort wohnenden Glaubensgenoſſen bey ihren Vorrechten zu erhalten, die Klagen über Bedrückungen oder Einſchränkungen, wenn dergleichen geſchehen ſeyn ſollten, zu vernehmen, und die Streitigkeiten zwiſchen den Unterthanen und ihrem Herrn, dem Biſchofe von Baſel, zu ſchlichten. Es iſt eine Art von Vergeltung für dieſe mit nicht geringen Koſten verbundene Aufſicht und Schutz, daß Bern zu ſeiner Vertheidigung Mannſchafft aus dem Münſterthal auffordern kann. Dieſes Jahr ging einer der gelehrteſten Berniſchen Staatsmänner, der Herr Rathsherr Jenner, als Inſpector ins Münſterthal. Die Regierung von Bern läßt jährlich eine beträchtliche Menge von Erbauungsſchriften in dieſem Lande austheilen.

Allein,

Allein, es iſt einmal Zeit, dieſen Brief zu ſchlieſ-ſen. In meinem nächſten ſollen Sie etwas von der Petersinſel und vielleicht von Solothurn leſen. Auch werde ich noch, ehe ich in die kleinen Cantone gehe, einen Theil des Fürſtenthums Neuenburg, oder Neuf Chatel beſuchen. Ueber Mangel von Fleiß im Briefſchreiben ſollen Sie ſich, hoffe ich, nicht beſchweren. Grüßen Sie unſere Freunde, und melden Sie uns, ob ſich die Ruſſiſche Krankheit ſchon wieder aus Göttingen verloren hat. Ich bin u. ſ. w.

Vierter Brief.

Nidau am 11ten Jul. 1782.

Liebſter Freund,

Sie haben meinen Rath befolgt, noch ehe Sie meinen erſten Brief von hier erhalten konnten, und haben Ihr letztes Schreiben über Caſſel geſchickt. Es fehlte nicht viel daran, daß es nicht ſeinen ältern Vorgänger erreicht hätte. Jetzo ſind wir durch Ihre und unſerer übrigen Freunde Güte ſo reich an Göttingiſchen Neuigkeiten, daß wir eine Zeitlang daran zehren können, und bey unſerer Rückkehr kaum etwas neues antreffen werden.

Sie fordern mich auf, Ihnen eine kurze und doch vollſtändige Schilderung von der Berniſchen Verfaſſung zu geben. Was Sie im Stanian, dem Dictionnaire helvetique, dem Simler, Fäſi, und noch mehr in Franzöſiſchen und Engliſchen Reiſebeſchreibern gefunden hätten, das

ſey entweder nicht vollſtändig, oder nicht deutlich genug, oder auch zu ſehr zerſtreut, oder ſo widerſprechend, daß Sie nicht wüßten, wem Sie folgen, oder nicht folgen ſollen. Unter den genannten Werken ſind die drey erſten die zuverläßigſten. Im Stanian finden ſich, in ſo ferne er Bern beſchreibt, nur einige wenige unbedeutende Fehler, und er wird ſelbſt von den erſten Gelehrten in Zürch und Bern, wiewohl mit einigem Widerſpruch, für einen der beſten Schriftſteller über die Schweizeriſchen Staatsverfaſſungen gehalten.

Ihr Wunſch, einen der blühendſten Staaten auf der Erde genauer kennen zu lernen, iſt zu gerecht, als daß ich nicht alles, was in meiner Macht iſt, thun ſollte, ihn zu befriedigen. Ich habe bisher Gelegenheit genug gehabt, die wahre Einrichtung und den gegenwärtigen Zuſtand des Cantons Bern zu erfahren, und ich hoffe alſo, daß es mir nicht an Stoff fehlen wird, Ihrer Neugierde genug zu thun. Wenn Sie aber einmal mit einem einzigen muſterhaften Freyſtaate, wie der Berniſche iſt, bekannt geworden ſind, ſo werden Sie gewiß (wenigſtens iſt es mir ſo ergangen) viele weiſe, oder auch thörichte und ungerechte Maaßregeln der alten Republiken beſſer bemerken, und richtiger beurtheilen, als vorher, und es werden Ihnen viele Stellen in allen Schriftſtellern intereſſant und merkwürdig werden, die Ihnen ſonſt unfruchtbar und unbedeutend ſchienen.

Der Canton Bern iſt bey allen ſeinen Mängeln, die ich nicht verkenne, und auch nicht verſchweigen werde, eine der vollkommenſten, vielleicht die vollkommenſte Ariſtokratie, die ſich je in der wirklichen Welt gefunden hat; und ich zweifle ſehr, ob alle die Entwür-

ſe von vollkommenen Republiken, welche politiſche Träumer in alten und neuen Zeiten zuſammengedichtet haben, wenn ſie von einem Gott wären realiſirt worden, ſo glückliche Menſchen würden gemacht haben, als im Berniſchen Gebiet wirklich leben. So wie es untrügliche Merkmale giebt, an welchen man die gute oder ſchlechte Einrichtung und Verwaltung eines jeden Staats erkennen kann: ſo giebt es auch wiederum andere, aus denen man die Vortrefflichkeit oder Ausartung einer jeden Staatsverfaſſung insbeſondere zu beſtimmen im Stande iſt. Die Merkmale einer guten Ariſtokratie haben ſchon Plato, Iſokrates und Ariſtoteles angegeben; und Sie werden ſich erinnern, daß dieſe, wie alle übrige große Schriftſteller, keiner andern Regierungsform ſo günſtig ſind, als der Ariſtokratiſchen. Eine Ariſtokratie iſt gewiß vortrefflich eingerichtet, wenn alle Unterthanen und Bürger, ſelbſt diejenigen, die keinen Theil an der Regierung haben, bewaffnet ſind, und keine ſtehende Truppen unterhalten werden, wodurch eine gewaltthätige Regierung ſich gegen die Unterdrückten behaupten könnte: wenn man keine gehäſſige Maaßregeln nimmt, die geheimſten Geſinnungen von Einheimiſchen und Fremden zu erfahren, wodurch faſt alle geſellſchafftliche Verbindungen und Vertraulichkeit, und alle Freyheit zu reden und zu denken, wie in Venedig aufgehoben werden: wenn die Gerechtigkeit auf das ſtrengſte gehandhabt, und die geringſte Ungerechtigkeit auf das härteſte beſtraft: wenn die öffentlichen Einkünfte gewiſſenhaft verwaltet, und die erſparten Summen nicht geplündert oder ausgetheilt, ſondern zu unvorhergeſehenen Bedürfniſſen aufgehoben und zur Verſchönerung von Stadt und Land angewendet: wenn die vor-

nehmſten Bedienungen, die große Talente und Kenntniſſe erfordern, nach Verdienſt und durch Wahl, und die einträglichen ohne Cabale und Gunſt durchs Loos gegeben werden: wenn nicht Erbrecht und Geburt allein, in die regierenden Collegia einführen, ſondern gewiſſe Jahre und Verdienſte erfordert werden, um hineinzukommen: wenn endlich auch den nicht regierenden Familien Hoffnungen und Wege übrig bleiben, zu den Würden und Vortheilen, die ſie bisher nicht hatten, zu gelangen, und alle oder der größte Theil von Unterthanen ſo glücklich und zufrieden ſind, daß ſie die gegenwärtige Verfaſſung mit Gut und Blut gegen einen jeden Angriff vertheidigen würden. Alle dieſe Merkmale finden ſich in der Berniſchen Regierungsform zuſammen; und wenn man alſo die Zürchiſche Regierungsform eine Ariſtokratiſche Demokratie nennen kann, ſo kann man der Berniſchen den Namen einer Demokratiſchen Ariſtokratie geben.

Die Regierungsform war in Bern ſo wenig, als in einer jeden andern Stadt und Nation von den erſten Anfängen der Freyheit an ſo beſchaffen, wie ſie jetzo iſt. Vielmehr hat ſie alle Veränderungen und ſelbſt Ausartungen von bürgerlichen Verfaſſungen gelitten, nur die Unterdrückung eines Tyrannen oder Alleinherrſchers nicht. Bern und Zürch unterſcheiden ſich dadurch von faſt allen übrigen Freyſtaaten der alten und neuen Welt, daß ſie nicht von einem fehlerhaften Extrem gleich in das entgegengeſetzte eben ſo ſchlimme oder noch ſchlimmere, von ausgelaſſener Demokratie in Tyranney, oder drückende Oligarchie, oder von Oligarchie in Ochlokratie übergegangen ſind, daß ſie auch nicht Mißbräuche durch andere Mißbräuche gehoben, ſondern allmälig, und ohne

blutige Revolutionen durch beſſere Einrichtungen geheilt haben. Die Geſchichte der urſprünglichen Geſtalt und der Verſchlimmerung ſowohl als Verbeſſerung der Berniſchen Regierungsform iſt mit vielen Dunkelheiten bedeckt, und zwar mehr die neuere, als die ältere, mehr die Geſchichte der Verbeſſerung, als der Ausartung derſelben. Ich hege ſo viel Ehrfurcht gegen die, wenigſtens Ausländern, unbekannten Reformatoren der Berniſchen Verfaſſung, und die Urheber der Glückſeligkeit, deren jetzo ihre Nachkommen genießen, daß ich nicht leicht irgend einen andern Punct ſo ſehr, als die Verdienſte dieſer großen Männer in's Licht geſetzt wünſche. Dies wird man aber nicht eher hoffen können, als bis der Staat klugen und freymüthigen Geſchichtforſchern erlauben wird, die öffentlichen Archive zu Rathe zu ziehen. Wenn eine Regierungsform einmal ſo vollkommen und ſo feſtgegründet iſt, als die Berniſche; ſo darf und ſollte ſie billig nicht die Entdeckung fürchten, daß ſie zu andern Zeiten weniger vollkommen, oder anders eingerichtet war, als ſie es jetzo iſt.

Bern hatte von ſeiner Entſtehung, oder wenigſtens von dem Jahre an, in welchem es von Friedrich dem zweyten für eine freye Reichsſtadt erklärt wurde, (und dies geſchah 1218., oder ſieben und zwanzig Jahre nach der erſten Gründung) eine demokratiſche Verfaſſung. Die Berniſchen Geſchichtſchreiber wollen dieſes nicht zugeſtehen, und führen mehrere, aber meinem Urtheile nach ſehr ſchwache Gegengründe an, die durch unbezweyfelte Urkunden und Thatſachen widerleget werden.

Man beruft ſich zuerſt auf die Art und Abſicht, in welcher Bern von Berchtold dem fünften, Herzoge

von Zähringen, erbaut wurde *). Bern, ſagt man, entſtand nicht, wie die meiſten übrigen Städte in Teutſchland, aus einem Haufen von Handwerkern, Künſtlern und Kaufleuten, die ſich in der Nähe irgend eines Biſchöflichen Sitzes, oder Kloſters, oder auch Hofes von Fürſten und Rittern niederließen; ſondern ſie wurde zur Demüthigung des hohen und zur Beſchützung des niedern Adels angelegt. Die erſten Bürger von Bern waren größtentheils Edelleute und freye Beſitzer von Ländereyen in der Nachbarſchafft der Stadt. Als einen Beweis dieſer erſten Bevölkerung und der Ariſtokratiſchen Verfaſſung von Bern, führt man das Factum an, daß die Stadt in einem Zeitraume von drey Jahrhunderten faſt keine andere, als adeliche Schultheißen gehabt habe.

Ich will jetzo die Abſicht nicht bezweyfeln, warum man ſagt, daß Bern erbaut worden ſey. Auch läugne ich nicht, daß Bern unter ſeinen erſten Bewohnern einen zahlreichen Adel, und in den erſten Jahrhunderten faſt keine andere, als Schultheißen aus edeln Geſchlechtern gehabt habe. Allein ich läugne den Schluß, den man hieraus zieht, daß Bern's erſte Verfaſſung eine Ariſtokratiſche geweſen ſey. Nichts war natürlicher, als daß die Einwohner von Bern in den älteſten Zeiten, wo ſie unaufhörlich kriegen muſten, ſolche Männer zu ihren Häuptern und Führern wählten, die wegen ihres Reichthums am meiſten Zeit und Vermögen hatten, den Staat zu regieren, und wegen ihrer Erziehung am meiſten Stärke, Muth, und Geſchicklichkeit die Feinde der Stadt zurück zu ſchlagen. Unter welcher Claſſe von Bürgern konnte man ſolche Männer eher finden, als

*) Leſen Sie Diction. Geogr. Berne p. 62.

unter den begüterten Edelleuten, die ſich in Bern niedergelaſſen, und die ſchon ſo oft Güter und Leben für die gemeinſchafftliche Sache gewagt hatten? Daraus aber, daß die Bürger von Bern nur Edelleute zu ihren Führern ernannten, folgt eben ſo wenig, daß ſie kein Recht hatten, dieſe Führer zu erwählen, als man annehmen kann, daß das Römiſche Volk nicht die Macht gehabt habe, ſeine Magiſtratsperſonen zu wählen, und andere Vorzüge der höchſten Gewalt auszuüben, weil es eine Zeitlang ſeine Vorſteher nur aus den Patriciſchen Familien nehmen durfte.

In allen teutſchen Städten, fährt man fort*), bekleideten in den älteſten Zeiten die adelichen Familien, die ſich den Bedrückungen mächtiger Baronen entzogen hatten, die erſten Stellen, und übten eine Macht aus, die dem Zutrauen ihrer Mitbürger entſprechend war, bis der Geiſt der Gewerbe und Handlung allenthalben Demokratien erſchuff, und Sprecher und Vertheidiger des Volks erweckte. Es wäre alſo in der That ſonderbar, daß zu eben der Zeit, wo in allen übrigen Städten die Ariſtokratien in Demokratien übergingen, in Bern die Demokratiſche Verfaſſung in eine Patriotiſche Ariſtokratie verwandelt worden, ohne daß man den Zeitpunct dieſer Verwandlung anzugeben im Stande wäre. Dies müſte einem jeden um deſto ſonderbarer vorkommen, da das Volk in den häufigen Unruhen und Empörungen im vierzehnten, funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderte niemals, nicht einmal im Jahre 1384. wo man ſich gemeiniglich einbilde, daß der Rath der Zweyhunderte geſtiftet und die Demokratie aufgehoben

*) Dict. helv. p. 88. 92. 93.

worden, auf die Wiederherſtellung ſeiner ehemaligen Vorrechte gedrungen habe.

So ſcheinbar dieſe Gründe auch ſind, ſo enthalten ſie doch lauter mißgedeutete Facta, oder unrichtige Schlüſſe aus richtigen Vorderſätzen. Bern läßt ſich in Anſehung ſeiner älteſten Verfaſſung mit dem größten Theile teutſcher Städte nicht vergleichen, indem dieſe entweder von Biſchöffen oder Mönchen oder Fürſten unmittelbar abhingen. Mit denjenigen aber, deren Verfaſſung der älteſten Berniſchen ähnlich war, oder wurde, hat Bern einerley Schritt gehalten, das heißt, Bern wurde je größer und reicher, deſto demokratiſcher, und erhielt in ſeinen Vennern vier Zunftmeiſter, die es vorher nicht gehabt hatte, oder wenn dieſe Magiſtratsperſonen eben ſo alt, als die Stadt ſind, ſo gewannen ſie doch viel mehr Gewalt, als ihnen in den älteſten Zeiten anvertraut worden war. Es iſt alſo auch gar nicht zu verwundern, daß das Volk in den Aufläufen des 14. 15. und 16. Jahrhunderts nur auf die Abſetzung einzelner verhaßter Perſonen, nicht aber auf die Abſchaffung der Regierungsform gedrungen hat, weil dieſe ſo demokratiſch war, daß kaum dem herrſchſüchtigſten Pöbel etwas zu wünſchen übrig blieb.

Wenn man auch wahrſcheinlichere Vermuthungen für die ariſtokratiſche Regierungsform von Bern anführen könnte, als ich bisher gehört oder geleſen habe, ſo würden dieſe alle durch die ausdrücklichen Worte der älteſten Urkunden und der älteſten Geſchichtſchreiber widerlegt werden. Die Urkunde iſt die ſo genannte Handveſte der Stadt Bern, worin Friedrich der zweyte ſie für eine freye Reichsſtadt erklärt, und alle ihre Rechte umſtändlich angeführt und beſtimmt hat. In dieſer

Handveſte, die Sie im vierten Stück der helvetiſchen Bibliothek leſen können, heißt es: Wir geloben euch auch, daß wir, noch einer unſerer Nachkommen, einen Schultheißen, noch einen leut-Prieſter, noch einen Rath, noch einen Weibel, noch anders einen Amtmann ſollen ſetzen, wann wen ihr ſetzet, den ſollen wir beſtätigen. Ihr möget auch alle Jahre den Schultheißen, den Rath, und alle der Stadt Amtleute, ohne einig den leut-Prieſter wandeln, ob es euch gefällt. Dieſe Worte der Handveſte laſſen gar keinen Zweyfel übrig, daß die Bürgerſchafft von Bern in allgemeinen Verſammlungen ihre Magiſtratsperſonen erwählt habe.

Daß aber die Bürgerſchafft von Bern die ihr von Friedrich dem 2ten verliehenen Vorrechte behauptet und bisweilen auf eine nicht ganz regelmäßige Art ausgeübt habe, erhellet aus einem Vorfall, welchen Conrad Juſtinger, einer der älteſten und zuverläßigſten Geſchichtſchreiber, erzählt. Dieſer Juſtinger, der lange Stadtſchreiber geweſen war, und auf Befehl des Raths die Chronik von Bern zwiſchen 1421. bis 1426. ſchrieb, meldet unter andern *), daß ſich im Jahr 1362. in Bern eine große Rede erhoben, wie man vor 13 Jahren den Ritter Johann von Bubenberg wegen beſchuldigter Beſtechungen verjagt, aber nichts dadurch gewonnen habe, weil die regierenden Herren nicht weniger, als der verwieſene beſtechlich geweſen ſeyen. Hierüber wäre die Bürgerſchafft ſo ſehr aufgebracht worden, daß ſie die Vorleſung ihrer Handveſte verlangt habe, weil dieſe lehre, daß die Bürger das, was ſie der Stadt gut und nützlich hielten, auch zu thun befugt ſeyen. Als der

*) S. deſſen Fragment in der Helv. Bibl. S. 29.

Stadtſchreiber, fährt Juſtinger fort, die Stelle, welche die Vorrechte der Bürger enthält, nicht gleich finden konnte, wurde er von einem der Umſtehenden gemißhandelt, und nachdem er nun das Geſuchte gefunden und geleſen hatte, eilten die Bürger zu dem Hauſe des Schultheißen von Schwarzenberg, und verlangten die Panner, welche er ihnen auch willig und freundlich zum Fenſter hinausreichte. Mit dieſen Fahnen hohlten ſie nicht nur den alten Ritter von Bubenberg feierlich ein, ſondern ernannten auch ſogleich ihm zu Ehren ſeinen Sohn zu ihrem Schultheißen. Der Geſchichtſchreiber muß nicht geglaubt haben, daß die Bürgerſchafft durch die Abſetzung eines alten und die Ernennung eines neuen Schultheißen eine unrechtmäßige Gewalt ausgeübt habe, indem er ſelbſt geſteht, daß der Kaiſer Friedrich der 2te der Stadt große Freyheit über Haut und Haar zu richten, ihre Aemter zu beſetzen, ihre Erbe und Erbfälle auszurichten u. ſ. w. verliehen hätte *).

*) Die bisherigen und folgenden Anmerkungen über die urſprüngliche Verfaſſung von Bern theilte ich dem Herrn Gerichtsſchreiber von Haller als einem Kenner mit, der ihre Richtigkeit am beſten prüfen könnte. Dieſer verdienſtvolle Gelehrte und Staatsmann war ſo gütig, auf meine Frage zu antworten: daß Bern gewiß zu allen Zeiten ariſtokratiſch geweſen ſey, und daß dieſes durch die wichtigſten Urkunden, und durch das fortdaurende politiſche Syſtem ſelbſt bewieſen werde, deſſen keine Demokratie fähig ſey. Zwar habe man zu gewiſſen Zeiten die Bürgerſchafft, wie die Gemeinden auf dem Lande zuſammen berufen; allein ſie habe nie einen geſetzlichen Einfluß in die Regierung gehabt. Urſprünglich ſeyn zwey Rathscollegia geweſen, eins von 12, und ein anders von 50 Mitgliedern, wovon das erſtere nachher auf 27, und das andere auf 272 Perſonen erhöht

Weil nun die Bürgerſchafft alle ihre Vorſteher nicht nur erwählte, ſondern auch (den Prediger ausgenommen) jährlich ändern konnte, ſo hatte ſie keine Urſache, auf den Rath, der ganz in ihrer Macht war, eiferſüchtig zu ſeyn, und ſie überließ ihm daher allem Vermuthen nach die ausübende Gewalt mit uneingeſchränktem Zutrauen, ſo lange er deßelben werth war. Wahrſcheinlich aber legte der Rath, um kein Murren oder Auſläufe zu veranlaßen, alle wichtige Fälle der verſammleten Bürgerſchafft, oder doch einem Ausſchuß derſelben vor, aus welchem in der Folge der große Rath entſtand. Es iſt ungewiß, ob der Rath zuerſt zu ſeiner Sicherheit einen ſolchen Ausſchuß aus der Bürgerſchafft an ſich gezogen, oder ob die letztere gewiße Perſonen aus ihrem Mittel ernannt habe, den Berathſchlagungen des Raths beyzuwohnen, um nicht durch zu häufige Verſammlungen in ihren Arbeiten geſtört, oder vom Lande, wo viele wohnten, in die Stadt gelockt zu werden. So viel

worden. Nirgends ſey eine Spur zu finden, daß die Bürgerſchafft Magiſtratsperſonen erwählt, oder andere Vorrechte der höchſten Gewalt ausgeübt habe. Die Gewalt der Venner ſey anfangs bloß militariſch geweſen, und durch dies Anſehen unterſtützt, hätten ſie ſich zu dem wichtigen Einfluß in Staats- und Familiengeſchäffte erhoben. Juſtinger ſey nichts weniger, als zuverläßig, und die Geſchichte der Bubenberge eine Fabel u. ſ. w. — Ich beſcheide mich gern, daß Herr von Haller die Zuverläßigkeit von Juſtinger beſſer, als ich, beurtheilen könne, da ich nur einen kleinen Theil der Chronik dieſes Mannes geleſen habe. Weil aber doch dieſer Geſchichtſchreiber ſo wohl wegen der Würde, die er bekleidete, als wegen des vom Rathe erhaltenen Auftrags, eine Chronik von Bern zu ſchreiben, ein Vorurtheil von Glaubwürdigkeit für ſich hat, ſo wünſchte ich, daß Herr

aber, glaube ich, kann man als gewiß annehmen, daß die Zahl dieſer Repräſentanten eben ſo wenig als ihre Rechte

von Haller, oder wenn es dieſem ſeine wichtigen Geſchäffte nicht erlauben, ein anderer Berniſcher Gelehrter, der eine eben ſo tiefe Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte und zugleich mehr Muße hätte, den Werth dieſes Mannes und ſeines Werks gehörig beſtimmte, und zugleich zeigte, wie die Handveſte von Bern ohne Zwang ſich mit der älteſten ariſtokratiſchen Verfaſſung vereinigen laſſe. Wenn es auch außer der Handveſte keine andere Urkunden gäbe, aus welchen erhellte, daß die Berniſche Bürgerſchafft die vornehmſten Magiſtratsperſonen erwählt, oder andere Vorrechte der höchſten Gewalt ausgeübt habe, ſo würde doch daraus nicht folgen, daß die Bürger dergleichen nicht gehabt hätten. Die meiſten alten Städte zeichneten zwar vor dem Zeitpuncte, in welchem Bern ſeine gegenwärtige Verfaſſung erhielt, ihre wichtigſten Begebenheiten auf, und ſammleten auch wohl ihre Civil- und einige peinliche Geſetze, allein ſie dachten nicht daran, ihre Grundgeſetze, die ſie nicht auf einmal von einem Geſetzgeber, ſondern zu verſchiedenen Zeiten von den Umſtänden erhalten hatten, zuſammen zu ſuchen und aufzuſchreiben, weil es ihnen gar nicht einfiel, daß ihre Verfaſſung ſich jemals ändern, oder daß geſchriebene Geſetze jemals ein ſolches Uebergewicht über verjährte heilige Gewohnheiten erhalten könnten. Genf ſammlete ſeine Grundgeſetze erſt im Jahr 1568., ungeachtet dieſe Geſetze ſchon ſeit undenklichen Zeiten gegolten hatten. — Wenn ich es für wahrſcheinlich hielt, daß die vornehmſten Magiſtratsperſonen und vorzüglich die Venner in den älteſten Zeiten vom Volke erwählt worden ſeyen, ſo hatte ich nicht bloß die Handveſte im Sinne, ſondern ich ſtützte mich auch auf die Analogie anderer Städte, und auf die Natur der Sache ſelbſt. So wählte Genf z. B. in ſeinen Syndics Fürſprecher des Volks, und dieſe ernannten nach ihrem Gut-

genau beſtimmt waren. Wenn das Volk ſie erwählte, ſo läßt ſich kaum zweyfeln, daß ſie jährlich ernannt oder bedünken Räthe oder Beyſitzer. Wenn die Berniſchen Venner vom Rathe, und nicht von der Bürgerſchafft erwählt worden wären, ſo ließe ſich gar nicht begreifen, wie ſie ſich eine ſolche Gewalt hätten anmaßen, und dieſe ſo lange behaupten können. Mir iſt es endlich aus der ganzen Geſchichte der Stadt Bern wahrſcheinlich, daß, wenn ſie auch urſprünglich eine ariſtokratiſche Verfaſſung gehabt hätte, dieſe doch nothwendig bald in eine demokratiſche hätte übergehen müſſen. Denn wie wollte eine kleine Zahl von edlen regierenden Familien ohne ſtehende Truppen die zahlreichere und mächtigere Bürgerſchafft bewogen haben, Jahrhunderte lang zu kriegen, und zur Ankaufung von Herrſchafften ſo häufige und große Beyträge (die bisweilen den fünften Theil des Vermögens überſtiegen haben ſollen) herzugeben, wenn man mit ihr nicht ohngefähr die gewonnenen Vortheile, wie die Laſten getheilt hätte? So lange die Berner noch Kriege führten, und Eroberungen machten, oder aus ihrem eigenen Vermögen für den Staat neue Beſitzungen ankauften, war das Bürgerrecht in Bern viel weniger ein Vortheil, als eine Laſt, die man gleichſam ausbieten muſte, oder gerne mittheilte, weil eine beſtändig kriegende Bürgerſchafft ohne Ergänzung durch Fremde bald aufgerieben worden wäre. So bald aber die Kriege der Berner, und das Anlaufen von Herrſchafften aus dem Vermögen der Bürger aufhörte, ſo erhielt das Bürgerrecht einen ganz andern Werth, und der Staat allmälig eine andere Verfaſſung, als er vorher hatte. Die Volksverſammlungen wurden unnöthig, weil die Bürger nicht mehr zu blutigen oder koſtbaren Unternehmungen aufzumuntern, und die nöthigen Abgaben einmal beſtimmt waren; und da die Bürger nicht mehr zuſammenkamen, ſo trat der Magiſtrat ſtillſchweigend in die Vorrechte ein, die man vormals gemein-

ſtätigt worden, indem dieſes in der Folge auch unter den Vennern geſchah, von denen ich jetzo reden will.

Die häufigen Volksverſammlungen, welche die urſprüngliche Verfaſſung von Bern nothwendig machte, waren mit mancherley Unannehmlichkeiten verbunden, welche ſelbſt dem geſetzgebenden Pöbel auffielen, und beſchwerlich wurden. Sie veranlaßten daher die Bürgerſchafft in Bern, wie in Venedig und vielen andern Städten, zu dem Entſchluſſe, in'skünftige ihre Magiſtrats-Perſonen nicht mehr ſelbſt, ſondern durch andere von ihr dazu ernannte Bürger wählen zu laſſen. In dieſer Abſicht erwählte eine jede der vier Quartiere, in welche Bern eingetheilt war, einen Venner, oder ein Haupt, welche Venner mit ſechszehn andern Bürgern, die ſie nach ihrem Belieben ausſuchen konnten, den alten Rath ergänzen und auch den nachherigen großen Rath beſetzen ſollten. In welchem Jahre und durch

ſchafftlich mit der Bürgerſchafft beſeſſen hatte. Das Bürgerrecht wurde nun geſucht, und ſeltner ertheilt, weil die Beſitzer deſſelben beträchtliche Vortheile vor den Inſaſſen hatten, und der Rath um deſto mächtiger wurde, je weniger zahlreich die Bürgerſchafft war. Meiner Meynung nach finden ſich noch jetzo in der Benennung der Mitglieder des großen Raths, die Räth und Bürger genannt werden, in der Wahl der Sechszehner, und in gewiſſen Gebräuchen und Einrichtungen der Zünfte manche Spuren, daß Bern vormals demokratiſch geweſen ſey. Ich ſchmeichle mir, daß weder Herr von Haller, noch irgend ein aufgeklärter Berner mir dieſe Bemerkungen übel deuten wird. Ich bin bereit, mich eines beſſeren belehren zu laſſen, und würde meine Gedanken gewiß nicht niedergeſchrieben haben, wenn ich hätte befürchten dürfen, daß ſie einer Regierung, die ich ſo ſehr bewundere, Nachtheil bringen könnten.

welche Veranlaſſungen die mächtige bald alles an ſich reißende und zerrüttende Vennerwürde zuerſt eingeführt, oder ihr alle die Vorzüge geſtattet worden, die ſie mehrere Jahrhunderte durch ausgeübt hat, kann ich Ihnen nicht melden, da ich darüber nichts gehört, und in den mir bekannten Büchern nichts gefunden habe. So lange die Venner den Abſichten des Volks entſprachen, muſte das letztere weniger Abnahme von Macht, als von Unruhen oder Beſchwerlichkeiten merken. Es ernannte die Erwähler aller Magiſtratsperſonen, wählte in den Sechszehnern ſelbſt mit, und wurde auch in den großen Rath der Zweyhunderte gezogen, der ſchon in Urkunden des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts erwähnt wird. Die Vorrechte der Vennerwürde waren aber zu groß, als daß man ſich nicht durch unrechtmäßige Mittel darum hätte bewerben, und ſie nachher nicht hätte mißbrauchen ſollen. Weil die Venner die Perſonen, mit welchen ſie den kleinen und großen Rath ergänzten, nach ihrem Belieben wählen durften, ſo nahmen ſie keine andere, als ſolche, von deren Ergebenheit ſie ſich zum voraus verſichert hatten. Eine natürliche Folge hiervon war, daß weder in den großen, noch in den kleinen Rath leicht jemand kam, der ihnen verwerflich geſchienen hätte. Weil auch damals noch keine Geſetze waren, wodurch Blutsverwandte von dem kleinen, und Perſonen unter einem gewiſſen Alter, ſowohl von dem kleinen, als großen Rathe ausgeſchloſſen wurden, ſo konnten die Venner in den regierenden Rath von ihrer eigenen oder einer jeden andern Familie ſo viel hineinbringen, als ſie wollten, und ſich dadurch das Uebergewicht verſchaffen. Weil endlich in alten Zeiten die Landvogteyen nicht durch's Loos, ſondern durch öf-

fentliche Stimmen des großen Raths, der ganz aus ihren Creaturen beſtand, vergeben wurden; ſo hatten ſie es in ihrer Gewalt, die einträglichſten Stellen, wem ſie wollten, zuzuwenden, den Landvögten nach Belieben von ihren Rechnungen abzulaſſen, und alle Klagen über verübte Gewaltthätigkeiten abzuweiſen. Auf dieſe Art wurden die Venner bald der Mittelpunct der Macht, und der wichtigſten Angelegenheiten des Staats, den ſie plünderten und drückten, ohne daß einzelne Perſonen ſich an ſie gewagt hätten. Es entſtanden zwar oft Aufrühre auf dem Lande, und Meutereyen in der Stadt, allein dieſe endigten ſich höchſtens mit der Abſetzung einiger ſtrafbaren Räuber und Unterdrücker, nicht mit der Aufhebung der Gebrechen, wodurch die Häupter des Volks verdorben wurden. Die Nachfolger traten bald wieder in die Fußſtapfen der Vorgänger ein, und die Verfaſſung artete zuletzt in eine eben ſo ſchimpfliche als drückende Oligarchie aus, aus welcher ſie ſich kaum in einem Zeitraume von zweenen Jahrhunderten hat heraus arbeiten können.

Den erſten Schritt zur Ariſtokratie und zur Verminderung der unmäßigen Gewalt der Venner that der große Rath kurz vor der Reformation, als er ſich die Ergänzung des damals der Kirchenverbeſſerung abgeneigten kleinen Rathes anmaßte. Durch dieſe Einſchränkung der Venner litt aber der kleine Rath nur wenig oder gar nichts. Letzterer war noch im vorigen Jahrhundert ſo allgewaltig, daß er die wichtigſten Angelegenheiten ganz allein abthat, ohne das Volk oder den großen Rath zuſammenzurufen. Ein viel kühnerer Schritt zu Zerſtörung der bisherigen Oligarchie war dieſer, daß man die Ergänzung des großen Raths, dem ganzen kleinen

Rath,

Rath, und einer gewiſſen Zahl von Mitgliedern des großen übertrug, und daß man das Geſetz machte, daß keiner vor dem dreyßigſten Jahre in den großen, und keiner in den kleinen Rath aufgenommen werden ſolle, der nicht zehn Jahre im großen Rath geſeſſen habe, und verheirathet ſey, oder geweſen ſey. Die Zeitpuncte der meiſten dieſer Einrichtungen finde ich eben ſo wenig beſtimmt angegeben, als die Perioden, in welchen der große Rath ſich die verſchiedenen Theile der geſetzgebenden und oberſtrichterlichen Gewalt angemaßt, und ſowohl den kleinen Rath, als alle hohen Collegia von ſich abhängig gemacht hat.

Die Bewohner der Stadt und des Cantons Bern laſſen ſich in zwo Claſſen abtheilen: nämlich in Bürger und Unterthanen. Ungeachtet alle Bürger ohne Ausnahme regimentsfähig ſind, das heißt, nicht durch ausdrückliche Geſetze vom großen und kleinen Rathe ausgeſchloſſen ſind; ſo kann man doch die Bürgerlichen Familien in regierende, und nicht regierende eintheilen. Der erſtern waren zu Stanians Zeiten achtzig, und ſind jetzo nur etwa ſiebenzig; der letztern, die keine Mitglieder im großen Rathe haben, ſind jetzo kaum zweyhundert, da man ihrer zu des ebengenannten Schriftſtellers Zeiten noch dreyhundert und ſechszig zählte. Selbſt die regierenden Familien laſſen ſich wieder in die großen oder vornehmern, und in die kleinern eintheilen. Zu den erſten gehören diejenigen, die gewöhnlich aus ihrem Mittel ein Mitglied im kleinen, und ſechs bis zwölf im großen Rath haben. Kleine ſind ſolche, aus welchen ſelten einer im kleinen, und nur wenige im groſſen Rath ſitzen, oder die wenigſtens nicht auf viele Stimmen im letztern rechnen können. Die ewigen Einwoh-

ner kann man als Bürger ſine jure ſuffragii anſehen, dergleichen die Römer auch hatten. Doch hat man bisher unter den ewigen Einwohnern allen denen das Bürgerrecht gegeben, die es nur einigermaßen wahrſcheinlich machen konnten, daß es ihnen vormals verſprochen worden. Sonſt aber iſt das Bürgerrecht in Bern, wie in allen Ariſtokratiſchen Staaten der Schweiz, jetzo um keinen Preis feil. Die Unterthanen ſind wenigſtens eben ſo ſehr, als die Bürger von einander verſchieden. Die Edelleute im Pays de Vaud fühlen die Herrſchafft der Republik Bern nur allein darinn, daß ſie ihr huldigen, und in gewiſſen Fällen, wenn ihre Güter an andere als ihre nächſten Verwandten fallen, eine beſtimmte Summe bezahlen müſſen. Noch unabhängiger ſind die ſogenannten freyen Städte im Argäu, Zofingen, Arau, Lenzburg, Brug, und dann die Städte Burgdorf, Erlach und Thun. Alle dieſe Städte wählen nicht nur ihre eigene Obrigkeit, ſondern einige von ihnen richten ſo gar in der letzten Inſtanz über Leben und Tod, und üben über benachbarte Dörfer die Gerichtsbarkeit aus. Die übrigen Municipalſtädte ſtehen zwar alle unter der Jurisdiction von Landvögten; allein ſie haben doch die erſte Inſtanz, und können ihre Magiſtratsperſonen ſelbſt wählen, oder auch mehrere vorſchlagen, aus welchen dann eine vom kleinen Rath in Bern beſtätigt wird. Sie geben keine andere Abgaben, als die im Verkauf des Salzes und in den mäßigen Zöllen enthalten ſind. Auf dem Lande giebt es zwar Baurengerichte; allein dieſe kann der Kläger vorbey gehen, und geht ſie auch gewöhnlich vorbey. Die Bauren tragen keine andere Auflagen, als die Städter und Bürger, den Grundzins oder die Zehnten ausge-

nommen, womit ihre Ländereyen in den älteſten Zeiten beſchwert waren.

Nur die Regimentsfähigen Bürger allein können in den großen Rath kommen, der, wenn er vollſtändig iſt, mit Inbegriff des kleinen Raths, aus zwey hundert und neun und neunzig Mitgliedern beſteht. Die Stellen der geſtorbenen Mitglieder beſetzt man nicht gleich nach ihrem Tode, ſondern man wartet acht oder zehn Jahre, bis wenigſtens achtzig abgegangen ſind, wie einige ſagen, um deſto mehrere auf einmal zu erfreuen, oder, wie andere, um in einem gewiſſen Zeitraume die Zahl von Prätendenten ſich vermindern zu laſſen, die auf Landvogteyen Anſpruch machen können. Wenn man den Entſchluß, eine Rathsergänzung vorzunehmen, gemacht hat, ſo läßt man von allen Zünften ein Verzeichniß der Bürger einreichen, welche ſie der Ehre in den großen Rath aufgenommen zu werden für würdig halten. Zugleich werden alle Jahr von neuem auf einer jeden der vier wichtigeren Zünfte zwo, und auf einer jeden der acht kleineren eine Perſon durchs Loos erwählt, die mit dem kleinen Rath den großen ergänzen ſollen. Dieſe Perſonen nennt man ihrer Zahl wegen die Sechszehner, und ſie können gewöhnlich nur aus den Mitgliedern des großen Raths, die ſchon Landvogteyen hatten, erwählt werden, ausgenommen wenn auf einer Zunft ſich gar keine Alt-Landvögte finden ſollten. Dieſe Sechszehner verbunden mit den ſieben und zwanzig Mitgliedern des kleinen Raths machen die wichtige Verſammlung aus, welche den geſetzgebenden Cörper ergänzt. In dieſer Verſammlung haben zuerſt die Schultheißen durch ein altes Herkommen den Vorzug, zwo Perſonen, und die übrigen Rathsherrn, und Sechszehner, ſammt dem

Stadt- und Gerichtsſchreiber, dem Groß-Weibel und Rathhaus-Ammann eine Perſon als ein würdiges Mitglied des großen Raths zu ernennen. Nichts iſt natürlicher, als daß Väter ihre Söhne oder Schwiegerſöhne, und Brüder ihre Brüder, oder andere ihnen am nächſten verbundene Perſonen ernennen. Solche von den Mitgliedern des Wahlcollegii vorgeſchlagene Perſonen werden einſtimmig erwählt, wenn ſie ſich anders dieſer Ehre nicht durch notoriſche Schändlichkeiten unwürdig gemacht haben; denn in ſolchen Fällen werden die Vorgeſchlagenen bisweilen verworfen. Durch dieſe Ernennungen werden ſchon funfzig Stellen beſetzt; die übrigen werden, wie es heißt, durch freye Wahl vergeben. Man lieſt nämlich alle von den Zünften eingegebene Namen der Regimentsfähigen Bürger, ſo wie ſie durch das loos herausgezogen werden, einen nach dem andern ab. Bey den Namen von Perſonen, die keine Verwandte oder Beſchützer unter den Wählenden haben, bleibt alles ſitzen; bey denen aus regierenden Familien hingegen ſtehen diejenigen auf, die der abgeleſenen Perſon ihre Stimme geben wollen. Die Zahl der aufgeſtandenen Perſonen wird bey jedem Namen genau bemerkt, und wenn alle Verzeichniſſe abgeleſen ſind, ſo ſind diejenigen erwählt, welche die meiſten Stimmen haben. Eingeborne, die mit den Verhältniſſen der Berniſchen Familien genau bekannt ſind, wiſſen nicht nur vor der Wahl, welche Perſonen ein jedes Mitglied des wählenden Collegii ernennen, ſondern auch oft, welchen ein jeder ſeine Stimme geben wird. Höchſtens bleibt es von einem oder einigen Candidaten ungewiß, welcher die meiſten Stimmen erhalten werde, und es geſchieht alſo nur ſelten, daß Perſonen wider alle Erwartung über-

gangen, oder erwählt werden. Wenn die große Raths-beſatzung nicht durch eine öffentliche Ernennung, oder durch Stimmen geſchähe; ſo würden unzählige heimliche Betrügereyen begangen, und endloſe Feindſchafften unter Familien und Verwandten geſtiftet werden. Diejenigen, welche einige, wenn gleich nur entfernte Hoffnungen hatten, in den großen Rath zu kommen, ohne ihren Wunſch zu erreichen, werden durch einträgliche Landſchreibereyen oder andere Stellen getröſtet, unter denen verſchiedene bis 6000 Pfund abwerfen. Bey der jetzt beſchriebenen Art, den großen Rath zu ergänzen, wird es freylich ſolchen Familien, die herausgefallen oder noch nicht darin geweſen ſind, ſehr ſchwer, hineinzugelangen; es iſt ihnen aber deßwegen der Zugang nicht gänzlich verſchloſſen. Talente, Fleiß und Vermögen können auch ſolche Bürger, deren Vorfahren nicht im Rath ſaßen, oder wenigſtens ihre Kinder in den geſetzgebenden Rath einführen. Männer von großen Verdienſten werden bisweilen von Gönnern, die ihnen durch nichts als Genie und Tugend verwandt ſind, zu Mitgliedern des großen Raths ernannt, und reiche Bürger, die nach dieſer Würde ſtreben, brauchen ſich nur um die Töchter eines oder des andern Erwählers zu bewerben, die entweder keine oder ſchon verſorgte Söhne, und zugleich wenig Vermögen oder viele Schulden haben. Der Bräutigam erhält alsdann mit ſeiner Braut die Ernennung zu einem Mitgliede des großen Raths, welche Ehre allemal für einen reichen Brautſchatz gelten kann, und gemeiniglich auf dreyßigtauſend Pfund geſchätzt wird. So wie die großen Familien ſich aus einem gemeinſchafftlichen Intereſſe unterſtützen, und darnach ſtreben, daß keine tiefer ſinkt, als ſie bis

her ſtand; ſo geben ſie auch wieder darauf Acht, daß keine unverhältnißmäßig mächtig werde, oder ein zu großes Uebergewicht erhalte. Man ſucht es deßwegen zu verhindern, daß die Zahl der Mitglieder aus einer einzelnen Familie nicht zu groß, oder nicht viel größer als bisher werde, und eine jede kann alſo nur darauf rechnen, eben ſo viele Mitglieder aus ihrem Mittel in den großen Rath zu bringen, als ſie verloren hatte. Man hat mich verſichert, daß die kleinen Familien ſich der Aufnahme von Bürgern, oder dem Eindringen von bisher nicht regierenden Familien in den großen Rath viel heftiger, als die vornehmſten Häuſer widerſetzen.

Dieſer große Rath hat nach der jetzigen Verfaſſung der Republik allein die höchſte Gewalt. Er allein giebt oder ſchafft Geſetze ab: vermehrt oder vermindert Auflagen, beſchließt Krieg, Frieden und Bündniſſe, übt die oberſte peinliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit aus: beſetzt die vornehmſten Bedienungen des Staats: hat die oberſte Aufſicht über die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte: theilt allen übrigen Collegiis die Gewalt und Vorrechte aus, die ſie beſitzen, und kann allein außerordentliche Ausgaben oder Gnadenbezeugungen, die über hundert Thaler ſteigen, bewilligen. Der große Rath verſammelt ſich wöchentlich dreymal, und in der Erndte und Weinleſe nicht ohne dringende Noth nur zweymal. Er kann alle Sachen viel ſchneller, als andere Collegia, abthun, weil ſie ihm ſchon von einem oder mehrern Collegiis vorgearbeitet und gleichſam reif vorgelegt werden.

Bern hat dieſes mit allen ihm ähnlichen ariſtokratiſchen Staaten gemein, daß außer dem großen geſetzgebenden Cörper noch ein kleinerer da iſt, der gleichſam

beſtändig fortdauert, über alle Sachen, die dem gröſſern vorgelegt werden ſollen, vorher rathſchlagt, und ſie vorbereitet, der die Befehle und Entſchlüſſe der geſetzgebenden Macht ausübt, und gewiſſe Theile der ausübenden allein beſitzt. Ein ſolcher Cörper iſt der ſo genannte kleine oder tägliche Rath, den man einen Ausſchuß des größern nennen kann, weil er, ſobald dieſer verſammelt iſt, in demſelben verſchwindet. Dieſer kleine Rath beſtehet aus ſieben und zwanzig Mitgliedern, zween Schultheißen, eben ſo vielen Seckelmeiſtern, vier Vennern, ſiebenzehn Rathsherren, und zweenen Heimlichern. Die beyden Schultheißen werden aus einer gewiſſen Zahl von Perſonen, welche die Venner vorgeſchlagen haben, vom großen Rath erwählt und wechſeln jährlich ab. Der regierende Schultheiß iſt das Haupt des kleinen, und des großen Raths, in welchem er aber nur Stimmen ſammlet, ohne ſelbſt eine zu haben. Unter den Seckelmeiſtern iſt der Teutſche im Range der nächſte nach dem Schultheißen, und der Präſident der teutſchen, ſo wie der Welſche der welſchen Schatzkammer. Die vier Venner ſind Mitglieder beyder Schatzcollegien, und haben zwar noch einige, aber doch nur wenige von ihren ehemaligen Vorrechten erhalten. Ihre Würde, die nur vier Jahre dauert, wird auch vom großen Rath vergeben, und iſt mit der Regierung eines der vier um die Stadt gelegenen Landgerichte verbunden, die in den älteſten Zeiten das ganze Gebiet von Bern ausmachten, und für Landvogteyen angeſehen werden können. Die beyden Heimlicher ſind gleichſam Abgeordnete des großen Raths, die darauf Achtung geben müſſen, daß im kleinen Rath keine der Republik nachtheilige Entwürfe gemacht wer-

den. Sie ſind daher verbunden, Sachen, die ihnen von einigen Mitgliedern des großen Raths in dieſer Abſicht anvertraut werden, mit Verſchweigung der Namen bey dem kleinen anzubringen; auch können ſie, wenn ſie es nöthig finden, ohne und wider den Willen des regierenden Schultheißen den großen Rath zuſammen berufen. Wenn ein Rathsherr ſtirbt, ſo wird der älteſte Heimlicher gewöhnlich zu der erledigten Stelle erhoben, und zugleich ein neuer Heimlicher erwählt.

In der Wahl eines Mitgliedes des kleinen Raths findet ſich eine ſo eigenthümliche Miſchung von Stimmen und Loos, daß ſie gewiß ihre Aufmerkſamkeit reizen wird. Wenn ein Rathsherr geſtorben iſt, ſo wird gleich nach ſeiner Beerdigung der kleine und große Rath verſammlet, und es werden in zwey verdeckte Gefäße ſo viele Kugeln gethan, als Mitglieder des einen und des andern Raths gegenwärtig ſind. Unter den Kügelchen, die für den kleinen Rath beſtimmt ſind, finden ſich drey, unter denen für den großen Rath ſieben vergoldete; die übrigen alle ſind ſilbern. Die drey Mitglieder des kleinen, und die ſieben des großen Raths, welche die goldenen Kugeln ziehen, gehen hinter einen Vorhang, wo ſie viele Bögen finden, auf welchen die Namen aller rathsfähigen Mitglieder des großen Raths gedruckt ſind. Hier ſchneidet ein jeder den Namen desjenigen aus, den er zu einem Heimlicher tüchtig hält. Niemand iſt rathsfähig, der nicht zehn Jahre im großen Rath ſaß, und verheirathet iſt, oder es wenigſtens war. Wenn die zehn Erwähler weniger als ſechs Perſonen vorſchlagen, ſo werden auf die beſchriebene Art zehn andere durchs Loos erwählt, welche die mangelnde Zahl von Candidaten vollmachen müßen. Sobald dieſes geſchehen iſt, ſo

werden die Namen der Ernannten auf Schachteln geklebt, und abermals in verdeckte Gefäße ſo viele Ballots gelegt, als Herren des großen und kleinen Raths da ſind. Unter dieſen Kugeln ſind zwey Drittheile vergoldet; und ein Drittel ſilberne. Wer eine ſilberne greift, iſt von der Zahl der wählenden ausgeſchloſſen; diejenigen aber, denen die goldenen zufallen, werfen ſie in die Schachteln derer, welchen ſie ihre Stimmen geben wollen. Wenn man herum ballotirt hat, ſo ruft man denjenigen, der die wenigſten Ballots erhalten hat, mit ſeinen Verwandten wieder herein, indem die Candidaten mit ihren Verwandten bis dahin abtreten müſſen. Auf eine ähnliche Art ballotirt man, und fähret fort, diejenigen, welchen die wenigſten goldenen Kugeln zugefallen ſind, herein zu fordern, bis noch vier Candidaten übrig ſind. Für dieſe wirft man vier Ballots, zwey ſilberne und eben ſo viele vergoldete in einen Beutel, und läßt ſie einen nach dem andern ziehen. Diejenigen, welche die ſilbernen treffen, ſind ausgeſchloſſen, und nur um die beyden übrigen wird wieder ballotirt. Wer alsdenn die meiſten Ballots erhält, iſt Heimlicher.

Die Abſicht der weiſen Vermiſchung des Looſes und des Votirens in der Wahl eines Rathsherrn iſt augenſcheinlich dieſe: daß alle Cabalen und gefährliche Bewerbungen gehindert, und doch auch nicht unwürdigen Mitgliedern der Zugang in den Rath geöffnet werde. Wenn man aber Bern nicht kennt, und dabey bedenkt, daß die erſten Ernenner durchs Loos erwählt, daß durchs Loos wieder ein Theil des großen Raths, vielleicht alſo gerade die unparteyiſchſten und aufgeklärteſten Patrioten, von den Wählenden ausgeſchloſſen, und daß end-

lich zwey von den vieren, welche die nächſte Hoffnung zur Rathsherrnwürde haben, gleichfalls durch's Loos geſprengt werden, ſo kann man leicht auf die Vermuthung kommen, daß man dem Loos in der Ernennung der Väter des Volks zu viel überlaßen habe, und daß dieſes eben ſowohl ſich zu einer unfähigen und unwürdigen, als fähigen und würdigen Perſon verirren könne. Allein das einzige, was das Loos vermag, beſteht darin, daß es die würdigſten Candidaten einigemal übergehen oder täuſchen kann. Das erſte geſchiehet alsdann, wann unter den zehn Perſonen, denen der Vorſchlag der künftigen Rathsglieder durch's Loos überlaſſen wird, keine denjenigen nennt, welchen das Publicum oder der größere Theil des Raths dazu beſtimmt hat. Der andere Fall tritt, wie es ſich von ſelbſt verſteht, alsdann ein, wenn ein Ernannter bey dem letzten Looſen ein- oder mehrmal eine ſilberne Kugel zieht. Allein beyde Unfälle ſind von der Art, daß ſie einen von dem größern Theile des regierenden Raths begünſtigten Candidaten zwar einige Jahre aufhalten, aber nicht gänzlich ausſchließen können. Wer alſo von den vornehmſten Familien unterſtützt wird, der muß nothwendig bald in den Rath kommen; denn dieſe können es immer dahin bringen, daß er unter die vier glücklichen kömmt, welche um die erledigte Würde looſen; und wenn er auch nicht das erſte oder zweyte oder drittemal eine goldene Kugel erhaſcht, ſo kann er doch verſichert ſeyn, daß es das viertemal geſchehen und daß er alsdann beym letzten Ballotiren werde erwählt werden. Wer hingegen alle mächtige Häuſer gegen ſich hat, dem iſt es unmöglich, Rathsherr zu werden, ſo ſehr ihn auch das Glück begünſtigen mag; denn, wenn er auch bis zur letzten Wahl gelangt,

ſo wird er doch immer beym letzten Ballotiren geflämmt. Eben deßwegen, weil die vornehmen Familien bey der Rathsherrnwahl immer mächtiger, als das Loos bleiben, ſo iſt es faſt noch ſeltener, daß jemand aus einer Familie, die bisher noch nicht in dem kleinen Rath ſaß, Mitglied deſſelben wird, als daß ein novus homo aus einer nicht regierenden Familie in den großen Rath kommt. Doch kann das erſtere ſich am leichteſten zutragen, wenn bey dem letzten Looſen der Candidaten gerade die beyden, von welchen man einen zum Rathsherrn beſtimmt hatte, ſilberne Kugeln ziehen, und alsdann jemand, der vorher nur wenig Hoffnung hatte, mit einem andern auf die letzte Wahl kommt, der ſich den vornehmſten Familien verhaßt gemacht hat. In dieſem Falle wird der erſtere nicht um ſeiner vorzüglichen Verdienſte willen, ſondern hauptſächlich deßwegen erwählt, damit nicht ſein Mitbewerber die erledigte Würde erhalte.

Wenn aber auch das Loos bisweilen den Würdigſten vorübergeht; ſo iſt es doch kaum gedenkbar, daß ein durchaus Unwürdiger jemals Rathsherr werden ſollte. Dawider ſtreiten nicht nur die heiligſten Geſetze, ſondern auch eben ſo heilige Staatsmaximen, die nicht weniger unverbrüchlich beobachtet werden. Weil nach den Geſetzen niemand Rathsherr werden kann, der nicht zehn Jahr im großen Rath geſeſſen hat, ſo kann man immer annehmen, daß die wahlfähigen Perſonen nicht nur in den Verſammlungen des regierenden Senats, ſondern auch als Landvögte ſich mit allen Theilen der Staatsverwaltung bekannt gemacht haben, denn nicht leicht wird jemand als Rathsherr in Vorſchlag kommen, oder dieſen Vorſchlag annehmen, der nicht ſchon vorher eine Landvogtey gehabt hat. Ueberdem wird aus einer

jeden Familie immer nur das fähigſte und würdigſte Mitglied zum Rathsherrn beſtimmt, und diejenigen als unwürdig verworfen, die ſich ſchändlicher oder gewaltthätiger Handlungen ſchuldig oder nur verdächtig gemacht haben. Der kleine Rath in Bern beſteht daher gewiß immer aus den reifſten und weiſeſten Staatsmännern, und hat auch gewöhnlich durch ſeine Weisheit mehr Einfluß und Anſehen, als die Geſetze des Staats ihm Gewalt gelaſſen haben.

Die wichtigſten Vorrechte des kleinen Raths ſind folgende: daß er alle täglich vorfallenden ſowohl auswärtigen, als innern Angelegenheiten, ſowohl Polizey- als Civil- und Kirchenſachen abthut, die nicht vor den großen Rath, oder ein anderes hohes Collegium gehören: daß er Belohnungen oder Gnadengelder oder andere Ausgaben bis auf hundert Thaler bewilligen kann: daß er die geiſtlichen Stellen und untern Civil- und Polizeybedienungen beſetzt: daß er alles, was dem großen Rath vorgelegt werden ſoll, zuvor überlegt, und vorbereitet: daß aus ſeinem Mittel Geſandte, die Vorſitzer faſt in allen hohen Collegiis, und die vornehmſten Staatsbedienten gewählt werden, und endlich daß er vorzüglich den großen Rath ergänzt. Dieſes letzten Vorzugs wegen iſt den vornehmen Familien immer am meiſten daran gelegen, eine Perſon aus ihrem Mittel im täglichen Rath zu haben. Wenn Sie dieſe Vorrechte des kleinen Raths mit denen des großen und anderer Collegien zuſammenhalten; ſo werden Sie finden, daß der Erſtere Macht genug hat, um die Maſchine des Staats im Gange zu erhalten, oder ſie zu verbeſſern, aber nicht ſo viel, um ſie zu verrücken, oder gar über'n Haufen zu werfen.

Die Mitglieder des großen Raths erhalten gar keine Beſoldungen: die Vorſitzer oder Directoren einiger Collegien ausgenommen, z. B. den Groß-Weibel, Gerichtſchreiber u. ſ. w. Die Mitglieder des kleinen Raths werden alle beſoldet, aber ſo geringe, daß nicht leicht jemand um der Beſoldung willen nach einer Rathsherrnſtelle eifrig ſtreben würde. Der Schultheiß erhält jährlich etwan fünf bis ſechs tauſend Pfunde, wovon ein jedes 22½ franzöſiſche Sols ausmacht, ein Seckelmeiſter 3000 bis 4000, und ein Rathsherr 1200 oder funfzig neue louisd'or. Einer von den Vennern, zu den Pfiſtern genannt, ſteht auch gut, indem das Amt, was er zugleich verwaltet, eine kleine landvogtey iſt; dieſe Stelle wird aber, wie der übrigen Venner, alle vier Jahre von neuem beſetzt. Nach einer zuverläßigen oder höchſtwahrſcheinlichen Schätzung glaube ich nicht, daß die Beſoldungen, welche der Staat an den großen und kleinen Rath und alle hohe Collegia auszahlt, viel über 3000 neue louisd'or ausmachen. Ich brauche es Ihnen nicht zu ſagen, daß geringe Beſoldungen ein ſicheres Kennzeichen und eine unumgängliche Bedingung eines gut geordneten Freyſtaats ſind.

Im gemeinen leben, und auch in Briefen, nennt man im Berniſchen ein Mitglied des kleinen Raths: **hochgeachter**, und ein Mitglied des großen Raths **hochgeehrter Herr**, denn **gnädiger Herr** oder ihre **Gnaden** wird ganz allein den beyden Schultheißen gegeben. Von gnädiger Frau oder gnädigen Fräulein weiß man hier nichts. Der große Rath wird oft durch **Räth und Bürger**, am häufigſten durch die Worte: **meine gnädige Herren** bezeichnet, welche letztere Formel auch Mitglieder

des kleinen und großen Raths in der Verſammlung des letztern gebrauchen.

So wenig irgend ein Miniſterium alle Geſchäffte beſtreiten könnte, wenn man ſich aus dem ganzen Lande zuerſt und unmittelbar an daſſelbe wenden dürfte; eben ſo wenig würde in demſelbigen Falle der kleine Rath in Bern dazu im Stande ſeyn. Die meiſten Angelegenheiten kommen an den letztern aus andern niedern, wichtigern oder unwichtigern Collegiis. Wenn man die Zahl dieſer Collegien mit denen in Monarchiſchen Staaten vergleicht, ſo ſollte man auf die Gedanken kommen, daß der Staat Bern ein viel größeres Gebiet, oder vielmehr Geſchäffte habe, als er wirklich hat. Es giebt nicht nur ein Chorgericht oder Conſiſtorium, einen Kriegsrath, und außer einem Stadtgericht zwo Appellationscammern, und eben ſo viele Schatzcammern für das teutſche und welſche oder franzöſiſche Gebiet; ſondern es giebt auch eine teutſche und welſche Holzcammer, eine Jäger- und Exulanten-Cammer, eine Landſaſſen- Proſelyten- und Reformations-Cammer, ferner eine Fiſch- und Fleiſchtax-Commißion, eine landsfriedliche, eine leſſenbergiſche, Neuenburgiſche, Freyburgiſche, Reitſchul- und Pferdezucht-Commiſſion, in welchen allen ein oder mehrere Mitglieder des kleinen Raths ſitzen. Auf dieſe Art werden Geſchäffte und Departements, deren in Monarchien oft ein einziger Miniſter mehrere zu beſorgen hat, unter viele Collegia vertheilt. Eine ſolche Zerſplitterung von Geſchäfften oder Vervielfältigung von Collegiis macht den Gang der erſtern freylich langſamer, aber auch ſicherer; und Geſchäffte werden zwar nicht ſo raſch abgethan, als in großen Reichen, aber länger und reifer, und von einſichtsvollern

und erfahrnern Männern erwogen. Durch dieſe reifere Ueberlegung gewinnt der Staat unendlich mehr, als er durch Langſamkeit je verlieren kann, beſonders da faſt alle Arbeiten, womit ſich die wichtigſten Collegia beſchäfftigen, innere, nicht aber auswärtige Angelegenheiten ſind, bey welchen allein Zögerung bisweilen gefährlich oder ſchädlich werden kann. Die große Zahl von Commiſſionen hat auch noch dieſen großen Vortheil, daß Söhne aus vornehmen Familien in einem Alter, wo ſie zu höhern Würden noch keinen Zutritt haben, als Secretaire vorbereitet, und in öffentliche Geſchäffte eingeweiht werden.

In keinem Theile der öffentlichen Verwaltung zeigt es ſich mehr, wie viel der Staat und die Einrichtung deſſelben ſeit einigen Menſchenaltern gewonnen haben, als in der Beſetzung und Verwaltung der Landvogteyen, welche man die Provinzen der Berniſchen Magiſtratsperſonen nennen kann. Noch im Anfange dieſes Jahrhunderts wurden die Landvogteyen durch öffentliches Votiren vergeben. Eine Folge davon war, daß diejenigen, welche einträgliche Landvogteyen zu haben wünſchten, ſich um die Gunſt ſolcher Mitglieder des großen Raths bewarben, die das meiſte Anſehen hatten, und daß ſie dieſer ihre Gunſt durch eine gänzliche Ergebung ihrer Perſon, durch die Verpfändung ihrer und ihrer Verwandten Stimmen und nicht ſelten durch Beſtechungen zu gewinnen ſuchten. Aus dieſen Bewerbungen entſtanden Kleinmüthigkeit oder Mangel von Freymüthigkeit im Rath, und gewaltthätige Bedrückung der Unterthanen, weil man wuſte, daß man durch eben die mächtigen Gönner, denen man ſeine Stelle zu verdanken hatte, auch gegen Klagen, oder

die Ablegung einer ſtrengen Rechenſchafft würde geſichert werden. Die Gewaltthätigkeiten der Landvögte waren ſo unleidlich, daß ſie noch im Jahre 1653. einen allgemeinen Aufſtand der Bauern veranlaßten, und auswärts ſo allgemein anerkannt, daß die Landvögte in ganz Europa als Tyrannen ihrer Unterthanen verabſcheut wurden. So gar Stanian verſichert, daß zu ſeiner Zeit Recht und Unrecht in der ganzen Schweiz feil geweſen ſey, und auf eine ähnliche Art habe ich viele aus dem Païs de Vaud von Bern und den Berniſchen Magiſtratsperſonen reden hören; allein dieſe Vorwürfe haben von Zürch und Bern ſchon lange aufgehört wahr zu ſeyn, und es iſt alſo unbillig, das, was die Väter und Vorfahren geſündigt haben, den in dieſem Puncte gebeſſerten Nachkommen anzudichten. Die unvermeidlichen Nachtheile, die mit der ehemaligen Art zu wählen verbunden waren, fielen ſo ſehr in die Augen, daß der große Rath im Jahre 1710 den Entſchluß faßte, nach dem Beyſpiele von Freyburg die Landvogteyen durchs Loos zu vergeben. Dieſe Verordnung wurde zuerſt nur auf ſieben Jahre gemacht; man fand aber bald, wie ein ſcharfſinniger Schriftſteller ſagt, daß das Ohngefähr nicht blinder, als Gunſt und Cabale ſey, und übergab alſo dem Looſe auf ewig, was man ihm bisher nur auf eine gewiſſe Zeit anvertraut hatte. So bald man die Landvogteyen nicht mehr zu erkriechen oder zu erkaufen brauchte, hörte die ſclaviſche Abhängigkeit des größten Theils des regierenden Raths von einigen mächtigen Oligarchen auf: man redete und ſtimmte mit mehr Muth, als vorher, man nahm ſich der Geſchäffte mit größerem Eifer an, und nöthigte die Landvögte zur größten Genauigkeit in ihren Rechnungen

und

und die Schatzcollegia zur gröſten Strenge in den Prüfungen. Von dieſen Verbeſſerungen muß man den Wohlſtand und ſelbſt den Reichthum des Berniſchen Bauren, und ſeine Zufriedenheit mit der Regierung anrechnen.

Die Landvögte ſind gleichſam ein jeder in ſeinem Amte das und zum Theil noch mehr, was der kleine Rath in Bern für den ganzen Staat iſt. Ein Landvogt iſt der oberſte Polizeycommiſſarius in ſeinem Bezirk, der Einnehmer und Verpachter der öffentlichen Einkünfte aus Domainen, Grundzins und Zehnten, und die erſte oder zweyte Inſtanz in allen Civilproceſſen. Bey dieſer großen Gewalt und der kurzen Dauer derſelben (indem kein Landvogt ſeine Stelle länger als ſechs Jahre behält, oder jemals behalten hat) muſten nothwendig Ungerechtigkeiten ausgeübt werden, ſo lange nur die geringſte Hoffnung, es ungeſtraft thun zu können, übrig blieb.

Bey der jetzigen Einrichtung iſt es kaum möglich, daß ein Landvogt, ohne entdeckt und beſtraft zu werden, den Staat betrügen, oder den Unterthanen Unrecht thun könnte. Durch die Verwaltungen und Abrechnungen ſeiner Vorgänger, unter denen faſt immer einer oder mehrere im großen Rath ſitzen, ſind die öffentlichen Einkünfte ſeines Amtes auf das genaueſte bekannt, und auch in Beſtrafungen iſt der Willkühr des Landvogts nichts überlaſſen, wenigſtens ſind alle Geldſtrafen auf das genauſte beſtimmt. Wenn jemand mit dem Urtheile eines Landvogts nicht zufrieden iſt; ſo darf dieſer keinen Augenblick die Appellation verweigern. Glaubt er aber gar von ihm zu hart geſtraft oder ſonſt ungerecht behandelt zu ſeyn, ſo kann er ſich ohne Bedenken an den

kleinen Rath in Bern wenden, wo der ärmſte Bauer verſichert iſt, daß er gegen den reichſten und mächtigſten Landvogt Recht erhält, wenn er es anders wirklich auf ſeiner Seite hat. In Bern iſt es faſt zum Sprüchwort geworden, daß der Bauer, wenn er nicht ein offenbarer Chicaneur iſt, faſt immer gegen den beklagten Landvogt Recht behält; er mag Recht oder Unrecht haben. Selten alſo ſtraft ein Landvogt ſo ſcharf, als die Geſetze es ihm erlauben; und wenn einer oder der andere es bisweilen wegen der Ausgelaſſenheit der Bauern nöthig findet, ſo legt er nicht ſelten den Theil der Strafgelder, der ihm nach den Geſetzen zukäme, den er aber über die gewöhnlichere gelindere Taxe gefordert hat, bey Seite, und ſchenkt ihn den Armen, oder irgend einer wohlthätigen Anſtalt, um nicht einmal einer aus Habſucht entſtandenen, wenn gleich nicht ungerechten Strenge geargwohnt zu werden. Die regierenden Familien wetteifern gleichſam unter ſich, welche die andere an Milde übertreffen, oder den ſchon lange verdienten Ruhm einer ſanften Regierung am längſten behaupten werde.

Alle Landvogteyen ſind in Rückſicht auf ihre Einträglichkeit in vier Claſſen getheilt. Die von der erſten Claſſe bringen jährlich zwiſchen ſechs und acht tauſend Thaler: die von der zweyten vier bis fünf tauſend; die von der dritten drey bis vier tauſend; und die von der letzten Claſſe weniger als zwey tauſend Thaler ein. Da nun die Landvogteyen in Anſehung der Einträglichkeit ſo ſehr von einander verſchieden ſind; ſo erforderte es die Billigkeit und Klugheit, das Loos, wodurch ſie vergeben werden, ſo einzuſchränken, daß es nicht mehrere der beſten Landvogteyen einer einzigen Perſon, und den verdienteſten Männern vielleicht gar keine oder eine ſchlechte

zuwenden könnte. Um alſo der blinden Güte ſowohl als der Ungerechtigkeit des Ohngefährs vorzubeugen, machte man das Geſetz, daß alle diejenigen, welche eine Landvogtey von der erſten Claſſe gehabt hätten, niemals eine andere vom großen Rath zu vergebende einträgliche Bedienung erhalten könnten: die Landvogteyen ausgenommen, welche Bern abwechſelnd mit andern Cantonen zugleich beſetzt, und die in Bern nicht ſehr geſucht werden. Man verordnete ferner, daß, wer eine Landvogtey von der zweyten Claſſe erhalten hätte, niemals wieder auf eine von derſelbigen, noch weniger auf eine von der erſten Claſſe Anſpruch machen, und überdem acht Jahre warten ſolle, bevor er wieder Landvogt werden könne. Eben dieſen Geſetzen nach iſt es zwar den ehemaligen Beſitzern von Landvogteyen aus der dritten Claſſe erlaubt, ſich um eine zweyte von der vierten Claſſe zu bewerben, doch müſſen die Alt-Landvögte ſechs Jahre warten, ehe ſie als Candidaten von erledigten Landvogteyen wieder angenommen werden.

Selbſt dieſe Einrichtungen aber würde man noch als unbillig tadeln können, wenn junge Rathsmitglieder, die ſich entweder gar keine oder ſehr geringe Verdienſte um das Vaterland erworben haben, mit den ältern und verdientern ein gleiches Recht beſäßen, um eine jede Landvogtey zu looſen. Es werden daher einem weiſen Geſetze zufolge vor der Beſetzung einer Landvogtey zuerſt die Mitglieder von der älteſten Rathswahl gefragt, ob ſie looſen wollen, und wenn dieſe, wie es gemeiniglich geſchieht, keine Luſt oder auch kein Recht mehr dazu haben, ſo wendet man ſich an diejenigen Mitglieder, welche das nächſtemal nach ihnen in den großen Rath gekommen ſind, und wenn auch dieſe aus ähnlichen Ur-

ſachen keine Anſprüche machen wollen, oder dürfen; ſo kömmt die Reihe endlich an die von der vorletzten oder letzten Rathsergänzung. Wenn alle Candidaten ſich gemeldet haben, ſo thut man ſo viele Kugeln in einen Sack, als Bewerber ſind; und wer alsdann die einzige vergoldete zieht, der iſt Landvogt. Bisweilen geſchieht es, daß Mitglieder des großen Raths zwanzig oder dreyßig Jahre in auswärtigen Dienſten ſind, und erſt bey der Rückkehr in ihr Vaterland eine Landvogtey begehren. Solche alte Mitglieder ſind gemeiniglich aus der ganzen Regimentsbeſatzung oder der Zahl von Perſonen, die mit ihnen in den großen Rath kamen, die einzigen, die auf Landvogteyen vom erſten oder zweyten Range noch Anſpruch machen können. Ihnen iſt es alſo auch erlaubt, ohne Loos eine jede erledigte Landvogtey, die ihnen gefällt, zu wählen, weil niemand von gleichem Alter da iſt, der ſie ihnen ſtreitig machen könnte. Von denen, welche im Lande bleiben, wartet faſt keiner ſo lange, bis niemand aus derſelbigen Regimentsbeſatzung übrig iſt, der um eine der erſten Landvogteyen anſuchen könnte; denn, wenn man vor dieſem Zeitpuncte ſtürbe, ſo verlöre die Familie alles, was man in einer Landvogtey von einer geringern Claſſe hätte erſparen können. Ueberdem tröſten ſich diejenigen, welche gleich um eine jede Landvogtey von der dritten oder vierten Claſſe looſen, mit der Hoffnung, daß ſie in der Zukunft noch eine andere erhalten oder in den Rath befördert werden können.

So ſehr auch unverſtändige oder eingenommene Männer darüber declamirt haben, daß eine gewiſſe Zahl von Familien ſich der einträglichſten Aemter bemächtigt habe, und den gröſten Theil der Einkünfte des Staats

gleichſam unter ſich austheile; ſo halte ich doch die Land-vogteyen, und die damit verbundenen großen Vortheile für eine Haupturſache der Beſtändigkeit der Staatsver-faſſung, und des Flors der edelſten und mächtigſten Familien. Einem jeden Unparteyiſchen muß es ein-leuchten, daß es im höchſten Grade unbillig wäre, wenn man den Nachkommen von Perſonen, die oft um un-bedeutender Geſchicklichkeiten willen das Bürgerrecht er-hielten, und deren Geſchlechter dem Staate keine wich-tigen Dienſte geleiſtet haben, wenn man dieſen gleiche Vorrechte mit ſolchen Familien zugeſtehen wollte, deren Vorfahren nicht nur dem Vaterlande ſeit Jahrhunder-ten in den erſten Würden gedient, ſondern ihm auch oft ihr Leben und einen großen Theil ihres Vermögens aufgeopfert haben. Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte kauften die Berner eine Menge von Herrſchafften nicht aus erpreßten oder geraubten Schä-tzen, ſondern mit Geldern, die ſie freywillig nach dem Verhältniſſe ihres Vermögens zuſammenſchoſſen. Da alſo die Ahnen der jetzt noch blühenden alten und reichen Geſchlechter vor allen andern geſäet und gepflanzet haben, ſo iſt nichts billiger, als daß ihre Nachkommen auch vorzüglich die Früchte genießen; beſonders, da ſie dieſe Früchte nicht ohne alle Arbeit einſammlen, ſondern ſo-wohl während, als vor und nach der Erndte dem Staate nützlich werden. Die Landvogteyen ſind daher die angemeſſenſte Belohnung für die geleiſteten Dienſte ganzer Geſchlechter, und zugleich ein ſicherer und unver-äußerlicher Fond, den kein unbeſonnener Verſchwender herdurch bringen kann. Ohne die beträchtlichen Sum-men, welche durch die Einkünfte von Landvogteyen jähr-lich in die Caſſen der regierenden Familien fließen, wür-

de der Wohlſtand derſelben eben ſo ungewiß, und eben ſo ſchnell vorübergehend, als der von andern angeſehenen und reichen Häuſern in den übrigen ländern Europens ſeyn. In Bern hingegen hebt der Staat den Geſchlechtern, die ihn regieren, in den landvogteyen einen unvergänglichen Schatz auf, aus welchem ſie ſich nach gerade wieder erholen können, wenn ſie durch die Pracht, oder Schwelgerey einzelner Perſonen geſchwächt ſind. Verarmte oder verarmende mächtige Familien ſind zwar eine laſt für einen jeden Staat, aber nirgends ſind ſie gefährlicher, als in einem ariſtokratiſchen, wo ſie mit ihrem Reichthum nicht gleich ihr Anſehen verlieren, und keine leichte oder anſtändige Mittel finden können, ſich wieder aufzurichten. Solche Familien müſſen nothwendig rauben, was ſie nicht rechtmäßig erwerben können, und ich bin deßwegen überzeugt, daß die öffentlichen Einkünfte in Bern nicht ſo gewiſſenhaft würden verwaltet, und der landmann nicht ſo gerecht und gelinde regiert werden, wenn die landvogteyen, deren jetzo im Gebiete der Republik ohngefähr neun und funfzig ſind, an Zahl oder Einkünften abnehmen ſollten.

Hier breche ich vors erſte ab, weil ich ſonſt befürchte, daß ich Sie durch meine politiſchen Nachrichten und Bemerkungen ermüden möchte; wenn Sie aber bis hieher geduldig ausgehalten haben, ſo will ich Sie für ihre Beharrlichkeit auf die Petersinſel im Bielerſee mitnehmen, die durch Rouſſeau's Aufenthalt, und noch mehr durch die hinreißende Schilderung, die er in ſeinem leben davon gemacht hat, berühmt geworden iſt.

Wir machten dieſe Reiſe vor kurzem in der ſchönen Gondel des Herrn landvogts, worinn wir uns, wenn es nöthig geweſen wäre, gegen Regen oder den Brand

der Sonne hätten ſchützen können. Das Wetter war kühl, ohne rauh zu ſeyn, und der Himmel bedeckt, ohne daß er ſich auf eine drohende Art getrübt hätte. Dies war uns lieber, als heller Sonnenſchein, weil wir dabey unſäglich von der Hitze würden gelitten haben. Der Wind blies uns beſtändig und zwar lebhaft entgegen, und unſere Schiffer waren deßwegen genöthigt, unaufhörlich ihre Ruder zu gebrauchen. Hierdurch wurde zwar unſere Fahrt langſamer, aber für uns intereſſanter, da wir alle Gegenſtände deſto genauer beobachten konnten. Wir fuhren ſtets an dem nördlichen Ufer weg, von welchem ſich der Jura ohne den geringſten Vorgrund ſchnell und ſteil emporhebt. Die Ufer des Bielerſees ſind lange ſo reich und abwechſelnd nicht, als die des Zürcher= oder Bodenſees; doch hat das nördliche etwas großes und romantiſches, was den letztern fehlt. Dies nördliche Ufer iſt faſt ununterbrochen mit Weinbergen beſetzt, einige wenige Stellen ausgenommen, wo nackte Felſen oder ſteile, nur mit Tannen bewachſene Abhänge des Berges in den See hineinlaufen. Hinter den Weinbergen erblickt man meiſtens dichte Eichen= oder Buchenwälder, das Haupt des Jura aber, auf welchem man große Geier und Adler ſchreyen hört, iſt ganz allein mit ſchwarzen und undurchdringlich ſcheinenden Tannen bedeckt. So ſteil und beſchwerlich dies Ufer auch iſt, ſo liegt doch ein Dorf und landgut neben dem andern. Die letztern ſind verhältnißmäßig nicht ſo prächtig, als die Dörfer, Flecken und Städtchen ſchön ſind. Die reichen Familien aus Bern bringen auf den Gütern, die ſie am Bielerſee haben, nur den Herbſt oder die Zeit der Weinleſe zu, weil man hier keine Wägen, oft nicht einmal Pferde brauchen, und kaum

den Fuß aus dem Hauſe ſetzen kann, ohne Berg ab, oder Berg auf zu ſteigen. Es giebt in vielen Ländern höhere und ſchöner in's Auge fallende Weinberge, als am Bielerſee, aber gewiß keine, die ſo ſorgfältig bearbeitet werden, und ihre Pfleger ſo reichlich belohnen. Wenn man die erſtaunliche Ergiebigkeit von gut gepflegten Reben nicht kennt, ſo muß man es für unmöglich halten, daß ſie ſo viele und koſtbare Arbeiten belohnen können. In manchen Weinbergen ſind nicht nur zehn und noch mehrere Terraßen mit hohen Mauren geſtüzt, ſondern die Füße der Weinberge ſind auch in dem See gegründet, und mit kühner Hand aus dem Grunde deſſelben aufgemauert worden. Dieſe Mauren, womit die ganze nördliche Seite des Sees eingefaßt iſt, werden alle Winter durch Wellen und Eis beſchädigt, und verlangen mehr oder weniger koſtbare Verbeſſerungen. Die Beſitzer der Weinberge ſind ſo ſinnreich, und geizen ſo ſehr mit einer jeden Handbreit, die ſie dem Berge abgewinnen können, daß ſie oft mehrere Fuß hohe Mauren aufführen und fruchtbare Erde hinauftragen, um nur drey oder vier Stöcke hinpflanzen zu können. Solche kleine Häuflein von Stöcken ſtehen bisweilen im Grunde eines oder mehrerer hohen Felſen, wie in natürlichen Niſchen, und haben das Anſehen, als wenn ſie in heiligen Capellen irgend einer Gottheit des Orts gewidmet wären. So unterhaltend und neu das nördliche Ufer iſt, ſo einförmig iſt das entgegengeſetzte, an welchen man mittelmäßige Weiden und Fruchtfelder, und ſeltene Dörfer ſieht, die noch dazu gröſtentheils in Bäumen verſteckt ſind. Die Petersinſel hat von der Nidauer Seite, wovon ſie am längſten und häufigſten geſehen wird, eine öde abſchreckende Geſtalt, welches

man leicht abändern könnte. Sie zeigt nämlich einen ſteilen von Gebüſch und Gräſern ganz entblößten Abhang, der noch überdem einem nahen Einfall zu drohen ſcheint. So bald man aber dieſen hinter ſich hat, ſo ſieht man in ihren fruchtbaren mit allen Arten von ländlichem Segen angefüllten Schooß hinein. Sie iſt gleich ihrer ſchönern Schweſter Meinau ſich ſelbſt genug, und wenn ſie alſo auch auf einmal von der ganzen bewohnten Erde abgeriſſen würde, wie ſie es jetzo vom feſten Lande iſt, ſo würde ſie doch ihre fleißigen Bebauer reichlich ernähren können, An ihrer flächern und mittägigen Seite bringt ſie Getraide, Wein, Gemüſe, und alle Arten von Gartengewächſen hervor, und an der erhabenern und nordlichen Seite iſt ſie mit einem prächtigen Walde bewachſen, in deſſen dunkle Gänge und einſame Schatten Roußeau ſich ſo gerne zurückzog. Die ganze Inſel gehört dem Spital in Bern, welches die fruchtbarern und bebauten Theile an einzelne Perſonen verpachtet, über welche alle ein Schaffner geſetzt iſt. Der Weinwachs allein ſoll jährlich fünf hundert, einer ſagte mir gar 1000, Säume eintragen. Erſt vor einigen Jahren iſt die Mauer vollendet worden, womit jetzo die ganze Inſel umgeben iſt, und die man aufführen muſte, weil der See jeden Winter an der Inſel nagte, und beträchtliche Stücke in ſeine Abgründe hineinriß. Dieſe Mauer hat dem Spital dreyßig tauſend Thaler gekoſtet, die Arbeiter beſtanden meiſtens in den Schellen-Werkern, welche der Staat dem Spital auf mehrere Jahre überließ. Das Wohnhaus des Schaffners iſt nicht prächtig, aber feſt, geräumig und bequem. Die beſten Zimmer werden für den Commiſſär des Spitals, oder für Herrn von Bern aufgehoben, die hie-

her kommen. Außer den Wohnſtuben, und den zu einer großen Haushaltung nothwendigen Gemächern und Kammern hat der Schaffner noch einige Zimmer zu ſeiner Diſpoſition. In einem von dieſen und zwar in dem ſchlechteſten wohnte Rouſſeau, der es aber faſt zu einer heiligen Stätte oder Wallfahrt gemacht hat. Der Schaffner iſt ſtolz auf ſeinen ehemaligen Gaſt, und hat das Zimmer ohne alle Veränderung ſo gelaſſen, wie es zu R. Zeiten war. Die Wände ſind nackt, ohne alle Tapeten oder Mahlerey, und in der ganzen Stube findet ſich nur ein hölzerner Schrank, ſechs gemeine mit grünem Tuche überzogene Stühle, ein eben ſo überzogener Tiſch, und ein reinliches mit grünen Vorhängen verſehenes Bett. Durch das einzige Fenſter hat man eine Ausſicht auf den bebauten Theil der Inſel, auf einen ſchmalen Arm des Sees, und das gegenüber liegende flächere Ufer. Was aber dies Zimmer ſeinem ſonderbaren Bewohner vielleicht am theuerſten gemacht hat, iſt eine geheime Treppe, durch welche man unbemerkt zum Hauſe hinaus kommen kann. Durch dieſe entfloh Rouſſeau oft in den Wald, wenn er von beſchwerlichen Neugierigen beſucht wurde.

An der Wand fanden wir mehrere erlauchte Namen, und auch wir ſchrieben die unſrigen hin, nicht um großen Vorgängern nachzuahmen, ſondern um Freunden, die nach uns hieher kommen könnten, ein Andenken zurück zu laſſen. Auf dem Ofen ſtand eine kleine gipſerne Statüe, die R. ſehr ähnlich ſeyn ſoll, und die man, wie ſein Bruſtbild, ſehr häufig in der Schweiz ſieht. In der kurzen Zeit, da er ſich hier aufhielt, gewann er durch ſein vertrauliches und liebreiches Betragen die Herzen nicht nur des Schaffners und

ſeiner Frau, ſondern auch aller übrigen Hausgenoſſen. Er hielt ſich oft halbe und ganze Tage in dem Walde, bald auf dieſem, bald auf jenem Baume auf. Zu andern Zeiten legte er ſich in einen Kahn, und überließ ſich dem Triebe des Windes und den Bewegungen der Wellen, wodurch er einigemal bey plötzlich entſtehenden Stürmen oder Windſtößen in wirkliche Gefahr gerieth. Ungeachtet ich den waldigten Theil der Inſel beym Spaziergehen und in ſüßen Träumereyen dem bebauten vorziehe; ſo würde ich doch zu meinem Lieblingsplätzchen nicht die dunkelſten Stellen des Waldes, ſondern das zwar beſchattete, aber doch heitere Plätzchen wählen, wo ein niedlicher Salon für vornehme Gäſte aus Bern gebaut iſt, und ſich zur Zeit der Weinleſe die Jugend an jedem Sonntage zu frohen Tänzen verſammlet. Hier ſetzten wir uns nach Tiſche in den Schatten ehrwürdiger Eichen hin, die auf der ganzen Inſel nicht edler, als hier ſind, und ergötzten uns an der reinen und leichten Luft, die man auf dieſer Höhe athmet, und an der Ausſicht in den ſanftbewegten See, und auf alle die Oerter, die an ſeinen feenhaften Ufern erbaut ſind.

Fünfter Brief.

Nidau am 14ten Jul. 1783.

Liebſter Freund,

Weil Sie mich einmal aufgefordert haben, Ihnen von Berniſchen Staatsſachen zu ſchreiben; ſo müſſen Sie nun auch bis zu Ende aushören. Ich will aber doch Ihre Geduld nicht auf eine zu harte Probe ſetzen, und mich ſo kurz als möglich faſſen. Diesmal zuerſt von den Einkünften des Standes Bern, und ihrer Verwaltung.

Schon in meinem letzten bemerkte ich, wie ich glaube, richtig, daß eins von den ſicherſten Kennzeichen einer guten Ariſtokratie, die gewiſſenhafte Verwaltung der öffentlichen Einkünfte ſey. Denn wenn irgend eine oligarchiſche Partey oder Familie ein zu gewiſſes Uebergewicht hat, oder erhält, ſo fängt ſie gewiß bald an, die öffentlichen Einkünfte mit dem Staat zu theilen, und ihm wohl gar das Nothdürftige zu rauben. In Bern ſind die Einnehmer und Verwalter der öffentlichen Gelder ſo ſtrengen Unterſuchungen unterworfen, daß es nicht einmal jemanden einfällt, daß Unterſchleife, oder Veruntreuungen vorgehen könnten. Ein ſolcher Argwohn wird auch durch die That ſelbſt widerlegt. In allen übrigen großen Staaten ſind die Auflagen unglaublich vervielfacht worden, und doch ſind dieſe Staaten, einen oder einige ausgenommen, in unermeßliche Schulden verſunken. Bern hingegen fordert noch immer von Bürgern und Unterthanen nicht mehr,

als vor zwey hundert Jahren, und hat ſich doch bey dieſen unverminderten Auflagen und den nicht wenig vermehrten Ausgaben beträchtliche Schätze geſammlet, weil es durch milde Regierung die Volksmenge, Handlung, Manufacturen, und Ackerbau vermehrt und verbeſſert, und eben dadurch die alten Quellen von Einnahme viel ergiebiger gemacht hat, als ſie vorher waren.

Seit Stanian's Zeiten ſind mit den Finanzen aller Cantone große Veränderungen, oder vielmehr Verbeſſerungen vorgegangen. Die kleinen Demokratiſchen Cantone ſind nicht mehr ſo arm, und die Ariſtokratiſchen viel reicher, als ſie es zu dieſes Schriftſtellers Zeiten waren. Alle kleine Cantone haben nicht nur einen Schatz, ſondern auch Capitalien; und beyde beſitzt Uri am größten, wegen des einträglichen Zolles, den dieſer Stand von den über den Gotthart gehenden Waaren hebt. Unter den Ariſtokratiſchen Cantonen iſt Bern der reichſte; auf dieſen folgt Zürch oder Freyburg, welcher letztere Stand große Summen in auswärtigen Fonds haben ſoll. Von Solothurns und Lucerns Finanzen habe ich nichts näheres erfahren können.

Eine jede der beyden Schatzcammern in Bern beſteht aus den vier Vennern, denen in der teutſchen der Seckelmeiſter der teutſchen, und in der welſchen der von den welſchen Landen vorſitzt. Dieſe Collegia und ihre Vorſitzer nehmen die Rechnungen der Landvögte und Zollbedienten, und ihre Gelder an, und zahlen auch wiederum die ordentlichen oder angewieſenen Ausgaben aus. Beyde Seckelmeiſter müſſen jährlich detaillirte Rechnungen ablegen, und jeden Artikel der Einnahme und Ausgabe mit gültigen Documenten bewähren. Neben dem älteſten Heimlicher hat ein jedes Mitglied der Schatzcol-

legien einen Schlüſſel zum Schatze des Staats, der ſo feſt verwahrt iſt, daß man gar nicht dazu kommen kann, wenn nicht alle ſieben Perſonen, welche ihn öffnen dürfen, gegenwärtig ſind.

Der wichtigſte Zweig der öffentlichen Einkünfte, die jährlich vom Lande gehoben werden, beſteht in dem Ertrag der Domänen der Republik, der Zehnten und des Grundzinſes. Einen großen Theil dieſer erſten Claſſe von Einkünften hat der Staat der Reformation zu danken, als wodurch er auf einmal in den Beſitz aller geiſtlichen Güter geſetzt wurde. Weil aber aus dieſen Einkünften die Landvögte und Pfarrer beſoldet werden, ſo iſt der Ueberſchuß, der in die Caſſe des Staats fließt, bey weitem ſo groß nicht, als man ſich gemeiniglich einbildet. So viel ich gehört habe, bringen die Domänen, Zehnten und Grundzinſen aus den teutſchen Landen jährlich ohngefähr nur reine funfzig tauſend Thaler ein. Wie viel eben dieſe Artikel in dem Franzöſiſchen Gebiet eintragen, kann ich nicht beſtimmen. Wenn man annehmen dürfte, daß ſie ſich gegen die aus dem teutſchen Gebiete eben ſo verhielten, wie die Zahl der welſchen und teutſchen Landvogteyen gegen einander, ſo würden die Domänen, Zehnten und Grundzinſen aus dem Païs de Vaud etwa einen Drittheil der Summe abwerfen, die ich vorher angegeben habe. Im Païs de Vaud hebt aber der Staat noch eine andere Abgabe, die man im teutſchen Gebiet gar nicht kennt, und die im Franzöſiſchen Laud, und im lateiniſchen laudemium genannt wird. Dieſe beſteht, wenn es Edellehen ſind, im ſechſten, ſonſt aber im zehnten Theil des Kaufpreiſes von liegenden Gründen, wenn dieſe in andere als der nächſten Erben Hände kommen, welches

im Païs de Vaud häufig geſchieht, weil ſich ſo viele Ausländer darinn niederlaſſen. Dieſer beſchwerlichen, und den Werth von Gütern ſehr verringernden Abgabe ſind nicht alle Ländereyen und Beſitzungen unterworfen. Der Stand kauft aber dieſes Recht an ſich, wo er kann, meiſtens für den achten Theil des Werths von Gütern oder Ländereyen. Ihre Domainen erweitert die Regierung nicht, der es ſonſt leicht ſeyn würde, in einem halben Jahrhundert die beſten Ländereyen und Güter an ſich zu kaufen. Die Zehnten werden gewöhnlich in natura gehoben, doch aber öffentlich dem Meiſtbietenden zugeſchlagen, und zwar meiſtens an diejenigen, auf deren Ländereyen ſie gewachſen ſind, damit der Erde, welche die Früchte getragen hat, der Dünger oder das Stroh nicht entzogen werde. Vor dem Verkaufe werden die Zehnten von Geſchwornen eines jeden Dorfs geſchätzt, und dadurch erhält der Landvogt einen Maaßſtab, nach welchem er ſich gegen die Verabredungen von Bauern ſchützen kann. Wenn aber die letztern gewiſſe Zehnten in der Hitze des Bietens über den geſchätzten mäßigen Preis hinaustreiben; ſo werden ſie oft von dem Landvogte ſelbſt gewarnt, und ihrer Hitze Einhalt gethan. Nennen Sie mir außer der Schweiz irgend ein anderes Land, wo man ſo darauf raffinirt, den Landmann zu ſchonen!

Die zweyte Quelle der öffentlichen Einkünfte, die vom ganzen Lande gehoben werden, iſt das Salzmonopol, welches jährlich nahe an neunzigtauſend Thaler einbringt. Dieſe Auflage, welche alle Bewohner des Berniſchen Gebiets, Arme wie Reiche, Bürger ſowohl als Unterthanen bezahlen müſſen, ſcheint beym erſten Anblick mit dem Geiſte der Berniſchen Regie-

rung ſtreitend zu ſeyn. Schon das Wort Monopol allein erregt einen ganzen Haufen von ſchrecklichen Vorſtellungen, und Sie werden gewiß fragen, wie eine ſo weiſe und gütige Regierung, wie die Berniſche, ſich einen ausſchließenden Handel mit einer der erſten Nothwendigkeiten des Lebens anmaßen, und dem ganzen Volk eine Laſt auflegen könne, die ſelbſt in Frankreich eine der drückendſten ſey. Dieſe Frage läßt ſich leicht beantworten, und wenn Sie meine Antwort werden geleſen haben, ſo werden Sie vielleicht zum erſtenmale eine Ausnahme von der Regel machen, daß Monopole in den Händen einer Regierung immer unweiſe und ſchädlich ſind.

Salz iſt eine von den Nothwendigkeiten des Lebens, welche die Natur der an Quellen und Bergen ſo reichen Schweiz verſagt hat. Zwar läßt der Canton Bern ſeine Salzwerke bey Bex bearbeiten; allein dieſe liefern nur einen kleinen Theil der Quantität, die im ganzen Lande verbraucht wird. Wenn man alſo den Handel mit dieſem unentbehrlichen Artikel den Kaufleuten allein überließe, ſo würde durch ihre Unvorſichtigkeit, oder Bosheit, gewiß eben ſo oft Mangel entſtehen, als Hungersnoth oder Theurung von Getraide entſtehen würde; wenn nicht der Staat durch ſeine Magazine die Kornjuden im Zaume hielte. Der Staat übernimmt daher gleichſam das Amt eines Großhändlers, und liefert eine Waare zu allen Zeiten um denſelbigen mäßigen Preis, um welchen ſie höchſt wahrſcheinlich kein Kaufmann liefern würde, weil er ſich ſchwerlich dieſelbigen Vortheile zu Nutze machen könnte. Das Salz wird in Burgund, Lothringen und Baiern aus der erſten Hand bey großen Quantitäten aufgekauft, zu den bequem-

quemſten Zeiten, wenn die Fracht am wohlfeilſten iſt, zugefahren, und in ſichern und geräumigen Magazinen aufgehoben. Daß der Gewinn, welchen der Staat ſich durch das Salzmonopol verſchafft, nicht ſo wohl eine drückende Auflage iſt, als durch eine vortheilhaftere Einrichtung des Handels gewonnen wird, ſieht man am meiſten daraus, daß man nichts von Contrebande hört, welches gewiß nicht unterbleiben würde, wenn bey einem heimlichen Handel viel zu erbeuten wäre. Nirgends aber wäre Unterſchleif leichter, als im Berniſchen, wo man ſo aufmerkſame Licent= und Zollbediente nicht kennt und dulden würde, als woran man in andern Ländern gewohnt iſt.

Der dritte Hauptzweig von Einkünften, die aus dem Lande ſelbſt gehoben werden, beſteht in den Zöllen. Dieſe ſind ſo mäßig, daß ſie, ſo weit meine Erkundigungen gehen, im teutſchen Gebiete nicht einmal die Hälfte der Summe ausmachen, welche die Landvogteyen aus Grundzins, Zehnten und Domänen in die Caſſe des Staats liefern. Die übrigen Quellen von Einkünften beſtehen in dem Pacht der Poſten, und in den Ohmgeldern, den Verhör= Audienz= und Naturaliſationsgeldern, Legitimations= und Habitantengeldern u. ſ. w. Die erſtere giebt jetzo 60000 Pfund, und die andern werden jährlich in den teutſchen Landen nicht viel mehr als vierzig tauſend Pfunde abwerfen, von welchen die Ohmgelder ohngefähr die Hälfte ausmachen. Aus dieſen angeführten Einkünften könnte der Staat in manchen Jahren unmöglich nur ſeine ordentlichen Ausgaben, ſo wie ſie jetzo einmal eingerichtet ſind, beſtreiten, geſchweige daß er für Nothfälle etwas daraus erübrigen könnte. Die ordentlichen Ausgaben beſtehen

in der Unterhaltung oder Anlegung der öffentlichen Gebäude und Wege: in den Beſoldungen der Rathsherrn, Artillerie-Officiere, Schreiber, Regiſtratoren, Polizeybediente, und der Stadtwache: in dem Aufwande von Geſandten oder außerordentlichen Commißionen: in Almoſen und Gnadengeldern, und endlich in Unterſtützung von Unglücklichen, die durch Brand gelitten haben. Die beyden letzten Artikel machen große Summen aus, weil in einem Ariſtokratiſchen Staate die Regierung immer die erſte und gröſte Wohlthäterinn iſt, und in Ermangelung von Brandcaſſen beynahe die Stelle derſelben vertreten muß. Wenn aber der Schade zu groß iſt; ſo bewilligt die Obrigkeit den Nothleidenden unter ihrer Aufſicht die Erlaubniß, im ganzen Lande oder einem gewiſſen Theile deſſelben eine milde Beyſteuer zu ſammlen, wodurch der erlittene Verluſt meiſtens mehr, als erſetzt wird.

Unter dieſen Umſtänden würde der Staat ſchon lange gezwungen worden ſeyn, ſeine Ausgaben einzuſchränken, oder nach dem Beyſpiele anderer Staaten die Auflagen zu vermehren, wenn nicht die Sparſamkeit der Vorfahren eine andere immer reicher fließende Quelle von Einkünften geöffnet hätte. Dieſe letzte Quelle von Einkünften ſind die Zinſen der Capitalien, welche man ſeit ohngefähr hundert und funfzig Jahren in und außer Landes belegt hat. Die Capitalien erſparte man zu einer Zeit, als man noch keine neue Wege und ſo große Kornmagazine zu unterhalten hatte, und auf die Verbeſſerung des Landes und die Verſchönerung der Stadt viel weniger wandte, als jetzo. So wie man aber die Früchte einer guten Oekonomie mehr und mehr einzuerndten anfing; entſchloß man ſich, nicht ohne

Zweck todte Schätze zu häufen und zu vermehren, ſondern ſie zu großen oder nützlichen Unternehmungen und Werken anzuwenden. Man bäute Wege nicht nur nach allen Städten und Landvogteyen hin, ſondern ſelbſt in unabſehliche und vorher unerſteigliche Felſen hinein, dergleichen der berühmte Weg über den Gemmiberg nach dem Leukerbade iſt. Man erneuerte oder verſchönerte alle öffentliche Gebäude, trocknete Moräſte, reinigte und vertiefte Flüſſe, und zog Canäle, die ſelbſt Römiſche Baumeiſter in Erſtaunen ſetzen würden, um zerſtörende Bergwaſſer, wie die Kander, im Zaume zu halten. Unter allen Ständen, welche den Reichthum und die Freygebigkeit des Staats gefühlt haben, hat der geiſtliche am meiſten Urſache, dankbar zu ſeyn. Die Regierung hat nämlich allein in dieſem Jahrhundert über dreyhundert Pfarrhäuſer auf ihre Koſten neu erbauen laſſen.

Die Capitalien des Standes Bern, die zu Stanian's Zeiten nur 1200000 Thaler ausmachten, waren vor einigen Jahren bis nahe an ſechs Millionen Thaler geſtiegen, und brachten beynahe zwo Tonnen Goldes Intereſſen ein *). Faſt die Hälfte dieſer Summe iſt in Engelland allein belegt, die größere Hälfte aber an Teutſche Fürſten und Städte ausgeliehen. So anſehnlich die Summen ſind, welche Bern jährlich von außen hereinzieht; ſo würden doch bald Zinſen und Capitalien verzehrt werden, wenn der Staat nur zwanzig Jahre einen ſo zahlreichen Hof, einen ſo koſtbaren Civil- und Militär-Etat, als die teutſchen Fürſten vom

*) Von dieſer Zeit an hat das Capital wenigſtens noch um eine Million Pfund zugenommen.

dritten Rang, erhalten, ja, wenn er nur beſtändig ein ſo kleines Heer, als vor kurzem noch vor Genf ſtand, bezahlen müßte. Dies kleine Heer koſtete monatlich dreyßig tauſend Thaler, und würde allein die Einkünfte der ganzen Republik verzehret haben. Solche außerordentliche Ausgaben, als die Expedition gegen Genf, oder die Erbauung neuer Wege, oder anderer öffentlichen Gebäude ſind, oder als in den theuren Jahren der Aufkauf ausländiſcher Früchte war, an welchen der Staat über zwey Tonnen Goldes einbüßte, werden Hinderniſſe, daß die Capitalien des Staats nicht in geometriſcher Progreſſion zunehmen können.

Die meiſten Reiſenden fragen weniger nach dem weiſen Gebrauch, den die Regierung in Bern von ihren erſparten Reichthümern gemacht hat, und noch macht, als nach dem, was niemand beantworten kann: wie groß der öffentliche Schatz ſey? Dies kann kein Menſch genau wiſſen, weil an dem Schatze ſchon länger, als ein Jahrhundert geſammlet iſt, und allemal, wenn man etwas hineinlegt oder herausnimmt, ſolches zwar eingeſchrieben, aber Einnahme und Ausgabe auf die gleiche Seite und nicht in Ziffern, ſondern mit Buchſtaben eingezeichnet wird. Stanian wollte von guter Hand wiſſen, daß zu ſeiner Zeit ſchon im Schatze zu Bern über ſieben Millionen Thaler enthalten wären. Wenn man dieſe Summe als richtig annehmen, und zugleich vorausſetzen dürfte, daß der Schatz in gleichem Verhältniſſe mit den Capitalien zugenommen hätte; ſo würde eine ganz unglaubliche Summe herauskommen. Zwar wollte mich jemand in Bern verſichern, daß Stanian den baaren Reichthum des Staats nicht übertrieben hätte. Allein andere verſichern, daß Perſonen,

die den Schatz geſehen hätten, und die vorräthigen Maſſen von Gold und Silber zu ſchätzen wüßten, nicht zwo Millionen Thaler dafür geben möchten. Es wäre ein politiſches Problem: ob es weiſe ſey, daß die Regierung eben ſo viel, oder noch mehr Geld ungenutzt liegen laſſe, als ſie auswärts belegt hat. Ich wage es nicht, dieſe Frage zu entſcheiden, ich glaube aber, daß ein Staat, dergleichen der Berniſche iſt, eben ſowohl zu viel Capitalien belegen, als ſeinen Schatz zu ſehr anfüllen könne.

Die Kriegsverfaſſung in Bern iſt ſo gut, als ſie in einem Staate ſeyn kann, der keine ſtehende Armee unterhält, und in einigen Jahrhunderten keine langdaurenden Kriege geführt hat. Ueber die Einrichtung des Kriegsweſens verweiſe ich Sie auf Tſcharnern und andere. Aus dieſen werden ſie ſehen, daß alle ſtreitbare Männer zwiſchen ſechszehn und ſechszig Jahren (denn die ältern ſind von dem Dienſte frey) in drey Aufgebote, und dieſe wieder in Regimenter und Eſcadrons abgetheilet ſind, daß ein jeder ſtreitbarer Mann mit vollſtändiger Montur und Waffen verſehen ſeyn muß, und daß alle zu gewiſſen Zeiten in den Waffen geübt werden, u. ſ. w. Ich will Ihnen jetzt nur etwas von dem mittheilen, was ich ſelbſt beobachtet habe.

Die Waffenübungen können in ſeinem Staate, der keine ſtehende und beſoldete Heere hat, unmöglich ſo ernſtlich und anhaltend, als in Teutſchland ſeyn, deſſen Kriegszucht, wie es ſcheint, allen übrigen Nationen, die Ruſſen ausgenommen, unnachahmlich und unerträglich iſt. In Teutſchland ſind die Waffenübungen das einzige Geſchäfft des Soldaten; im Berniſchen ſind ſie nur eine von den Sonntagsbeluſtigungen der Bürger und Bauern, und dürfen alſo auch nicht ſo weit getrie-

ben werden, daß ſie diejenigen, die von der Arbeit der vergangenen Woche entweder noch ermüdet ſind, oder doch ſich erholen möchten, zu beſchwerlich fallen. In Teutſchland werden die geringſten Verſehen mit unerbittlicher Strenge beſtraft; in der Schweiz ſind die Officiere Mitbürger oder Nachbaren der gemeinen, die oft angeſehene Bürger oder Bauren oder deren Söhne ſind. Es iſt alſo gar nicht daran zu denken, daß die erſtern den Stock, den einzigen Schöpfer und Erhalter der guten Diſciplin, brauchen dürften. Eben ſo wenig kann man erwarten, daß die Berniſche Miliz die Behendigkeit und Gewandtheit des Cörpers, und die Schnelligkeit, Pünctlichkeit und Harmonie von Bewegungen habe, welche alle Ausländer an den diſciplinirten Truppen unſers Vaterlandes bewundern.

Den großen Unterſchied von teutſchen Truppen und Schweizeriſcher Miliz bemerkte ich am meiſten, als ich vor kurzem einige Detaſchements von Berniſchen Soldaten, die von Genf zurückkamen, in Bern einmarſchiren ſah. Der alte Schweizermarſch, mit welchem ſie ihre Fahnen zurückbrachten, rührte mich erſtaunlich; denn wem ſollten nicht dabey die großen Thaten der alten Schweizer im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderte einfallen? allein die Bildung der meiſten Soldaten, ihr Gang, die Art, wie ſie ſich trugen, und ihre Aufführung gegen die Officiere konnten unmöglich den Beyfall eines Teutſchen erhalten. Der größte Theil derſelben beſtand aus großen oder vierſchrötigen Leuten, und man ſagte uns, daß die Genfer ſich über nichts ſo ſehr, als über die dicken Lenden und Waden der Berner gewundert hätten; ſie waren aber faſt alle plump, und durch Arbeit oder böſe Gewohnheit ge-

krümmt, und nur ſelten ſah man einen von Geſicht ſchönen, behenden und hurtigen Kerl darunter. Die gröſten und wohlgebildetſten unter ihnen waren aus dem Oberlande, oder aus den gebirgigten Gegenden des Landes, in welchen Viehzucht die einzige Beſchäfftigung iſt. Eben dieſe größern mit Milch genährten Menſchen, ſollen aber viel weniger dauerhaft ſeyn, als die kleinern unanſehnlichen knorrigten Argäuer, die durch die Arbeiten des Feldbaus geſtärkt, und abgehärtet ſind. Ihr Gang war weder leicht, noch gleichförmig, und alle Stellungen und Bewegungen des Cörpers verriethen eine gewiſſe Langſamkeit und Unbehülflichkeit, die nicht anders als durch anhaltende Uebungen und ſtrenge Strafen überwunden werden können. Mehr als alles dieſes aber beleidigte mich die Ungeneigtheit, die ich in manchen wahrnahm, den Befehlen ihrer Officiere zu gehorchen. Weil ſie einen oder einige Tage ausruhen, und auf Koſten des Staats bewirthet werden ſollten, ſo wurden ſie in verſchiedene Quartiere vertheilt, die ſie aber, wenn ſie ihnen nicht gefielen, verließen, und eigenmächtig mit andern vertauſchten. Dieſer Ungehorſam blieb ungeſtraft, und dies konnte ich ſo wenig billigen, als daß der regierende Rath den Officieren, die ohne das ſchon zu geneigt dazu ſind, Gelindigkeit gegen ihre Soldaten empfohlen hatte. Man kann freylich nicht ohne eine lächerliche Schiefheit des Geiſtes von einem ſo friedfertigen Staat, als Bern iſt, verlangen, daß er einen eben ſo großen Unterſchied, als das kriegeriſche Rom, unter civibus und militibus machen, und eben die Männer, welche im Frieden zu mißhandeln Majeſtätsverbrechen war, im Kriege den Stöcken der Centurionen, und den Beilen ſeiner unumſchränk-

ten Imperatoren unterwerfen ſolle; allein das ſcheint mir immer einleuchtend, daß man in keinem Staate ohne den größten Schaden die Diſciplin ſo weit erſchlaffen laſſen könne, daß gemeine Krieger ſich unterſtehen dürften, wider den Willen ihrer Vorgeſetzten, oder nach ihrem eigenen Willen zu handeln. Die Regierung von Bern ſah wahrſcheinlich Gelindigkeit als das ſicherſte Mittel an, die Unzufriedenheit ihrer Truppen mit dem Zuge nach Genf zu beſänftigen; allein meiner Meynung nach hätte man eher ein jedes anderes als ein ſolches Mittel verſuchen müſſen, was die Schwäche oder Schüchternheit der Regierung ſelbſt in einer guten Sache verräth. Uebrigens war es dem Berniſchen Landmann nicht zu verdenken, wenn er unwillig darüber wurde, daß er um einer Stadt willen, die ſeinem Vaterlande ſchon ſo viele Koſten und Unruhen verurſacht hat, ſeine Wieſen und Aecker gerade zu einer Zeit, wo ſie ſeinen Arm am meiſten nöthig hatten, verlaſſen, und überdem noch ſein Geld fern von ſeiner Familie verzehren ſollte. Der Staat gab zwar einem gemeinen Soldaten täglich ein Pfund Fleiſch, ein Pfund Brod, und dritthalb Batzen; allein dieſer hohe Sold reichte lange nicht hin, die Bedürfniſſe wohlhabender und gutgenährter Bauren zu befriedigen. Weil die Berner nicht gewußt hatten, wie lange ſie vor, oder in Genf bleiben würden, ſo hatten manche ſechszig und noch mehrere Louisd'or mitgenommen, von welchen ſie gewiß viele in der Nachbarſchafft von Genf gelaſſen haben. Aus allen dieſen Nachrichten werden Sie mit mir gewiß denſelbigen Schluß ziehen: daß nämlich eine gewiſſe Wohlhabenheit des Bauren ihm gegen Kriegsdienſte nothwendig einen Widerwillen einflößen müſſe.

An eben dem Tage, an welchem ich den Einmarſch der von Genf zurückkehrenden Truppen ſah, hatte ich das Vergnügen, im Falken mit einem Landvogt zu ſpeiſen, der als Major vor Genf geweſen war, und nun die Officiere ſeiner Compagnie bewirthete. Die Regierung in Bern beſetzt nicht, wie andere Ariſtokratiſche Staaten in der Schweiz, alle Officierſtellen mit bloßen Bürgern, ſondern wenigſtens einen Drittheil aus den Landleuten und Einwohnern der Municipal-Städte. Gewöhnlich nimmt man aber zu Officieren nur ſolche, die in auswärtigen Dienſten geſtanden haben. Diejenigen, welche der Landvogt an die Wirthstafel mitbrachte, waren alle Landleute, die gute und geiſtreiche Geſichter hatten, aber doch in Mienen und Geberden eine gewiſſe Schüchternheit darüber blicken ließen, daß ſie ſich in Geſellſchafft von Menſchen befanden, mit denen ſie ſonſt nicht umzugehen gewohnt waren. Nach Tiſche dankten ſie ihrem Major herzlich für ſeine Güte, und ich pries dieſe Güte als eine von den guten und erlaubten Künſten, womit man die Liebe von Untergebenen gewinnen kann, und gewinnen ſollte. Am Tiſche hörte ich, daß von dem ganzen Corps Berniſcher Truppen nur ein einziger, und auch dieſer plötzlich auf dem Rückmarſche, geſtorben ſey. Dieſer Umſtand beweiſt ſowohl die Geſundheit der Truppen, die man nach Genf ſchickte, als die Sorgfalt der Obrigkeit, den Soldaten gute Pflege und Nahrungsmittel zu verſchaffen.

Die Berniſche Miliz würde aber gewiß nicht in einem ſo guten Stande ſeyn, als worin ſie wirklich iſt, wenn nicht ſo viele Bürger und Unterthanen unter fremden Mächten mehr oder weniger Jahre gedient

hätten. Ohne dieſe auswärtigen Dienſte würde Bern und die ganze übrige Schweiz ſchon lange keinen Kriegs-etat, keine erfahrne Officiere und Soldaten mehr haben. Wenn alſo auch auswärtige Kriegsdienſte noch ſo ſchädlich wären, ſo glaube ich doch, daß man ſie nicht verbieten müſſe, weil ſie nothwendig ſind. Der geringſte Vorwurf, den man ihnen machen kann, iſt dieſer, daß ſie der Bevölkerung ſchaden. In einem gut eingerichteten Staat wird eine ſo kleine Zahl von Menſchen, als zur Ergänzung der in fremden Dienſten ſtehenden Regimenter nöthig iſt, von ſelbſt und leicht wieder erſetzt. Viel nachtheiligere Folgen der auswärtigen Dienſte ſind dieſe: daß ſie jährlich beträchtliche Summen aus dem Lande ziehen (denn die Zeit hat lange aufgehört, wo auswärtige Dienſte das einträglichſte Gewerbe der Schweizer waren), und daß ſie die Sitten ſo vieler jungen Leute, beſonders aus den vornehmſten Familien, verderben.

Wenn aber auch Bern und die übrigen Cantone alle ihre Truppen aus den fremden Dienſten zurückzögen, und ihre Miliz dadurch vervollkommneten, ſo glaube ich doch nicht, daß ſie gegen eine halb ſo große Zahl diſciplinirter Truppen Stand halten könnten. Ich bin ſo ſehr, als der wärmſte Schweizer, überzeugt, daß die Schweizer eben ſo viele Tapferkeit als die Teutſchen haben, und daß Bürger und Bauren für ihre Freyheit, Weiber, Kinder und Güter mit viel größerem Muthe in die Schlacht gehen würden, als gedungene Miethlinge, die allein durch den Prügel oder die Furcht vor noch härtern Strafen getrieben und angefeuert werden; allein nichts deſto weniger lehrt die Erfahrung, daß Tapferkeit und Vaterlandsliebe gegen beſſere und vollkom-

menere Diſciplin nicht allein nichts ausrichten, ſondern immer unterliegen. Nicht alſo innere Stärke, auch nicht vortheilhafte Lage und noch weniger Eintracht wird die Schweiz gegen Unterjochung ſchützen, ſondern theils die Eiferſucht mächtiger Nachbaren, von welchen ſie am eheſten etwas zu fürchten hätte, und noch mehr die in ganz Europa anerkannte Wahrheit: daß ein ſo unfruchtbares und weitläuftiges Land, als die Schweiz iſt, einem Herrn, der es durch koſtbare Heere und Veſtungen beſchützen, und durch beſoldete Collegia regieren laſſen müſte, eine unerträgliche Laſt werden würde. Nicht leicht wird ein Miniſterium irgend eines großen Fürſten ſo verblendet oder unwiſſend werden, daß es vergeſſen ſollte, daß die Schweiz nur allein deßwegen ſo blühend iſt, weil ſie alle die Laſten nicht trägt, die ſie unter einem Monarchen tragen müſte, und daß ihr Wohlſtand auf einmal verſchwinden würde, ſo bald die Einwohner den Ertrag ihrer Heerden und Aecker mit einem Eroberer theilen müſten, um Truppen und Feſtungen und Collegia davon zu erhalten.

Die Schweizer Regimenter dienen allenthalben unter ſo vortheilhaften Bedingungen, daß man ſich wundern muß, daß die auswärtigen Mächte, in deren Dienſte ſie ſind, ſie nicht ſchon lange entlaſſen haben. Frankreich wenigſtens würde mit viel geringern Koſten teutſche Regimenter anwerben, unterhalten und ergänzen können, als es jetzo auf die Schweizeriſchen wendet. Die Schweizer Officiere wiſſen dieſes ganz gut, und haben deßwegen wenigſtens ein Drittel Teutſche unter ihren Soldaten, und würden, wie vormals auch geſchah, noch mehr annehmen, wenn ſie nicht durch ein Geſetz eingeſchränkt worden wären. Ein junger Schwei-

zer Recrute erhält, wenn er eine Capitulation auf vier Jahre eingeht, vierzig, funfzig und noch mehrere groſse Thaler Handgeld, und wenn dieſe vier Jahre verſtrichen ſind, kann und darf den Soldaten niemand halten, es ſey denn, daß er ſich von ſeinem Officiere Gelder hätte vorſchießen laſſen, und dieſe nach dem Ablauf ſeiner Capitulationszeit nicht bezahlen könnte. Alsdann iſt der Soldat auf eine gewiſſe Art genöthigt, wieder Handgeld, und von neuem Dienſte zu nehmen. Eine Folge hievon iſt, daß die Officiere ihre Soldaten, ſo viel ſie können, in ihrer Schuld zu erhalten, und zu allerley Ausgaben zu verführen ſuchen, welches freylich den Sitten der gemeinen Krieger nicht anders als verderblich ſeyn kann. Die Regierung in Bern thut alles, was in ihrer Macht iſt, um Ueberliſtungen oder heimliche und gewaltſame Werbungen, ſo viel als möglich, zu verhüten und zu beſtrafen. Kein Officier darf einen Neu-Angeworbenen aus dem Lande führen, bevor er ihn nicht vor die Recruten Cammer geſtellt hat. Dieſe frägt einen jeden, ob er mit freyem Willen, oder durch ſchändliche Liſt, und unerlaubte Mittel zu fremden Dienſten bewogen worden ſey. Sagt er das leztere, und mit Grund, ſo hat der Officier nicht nur ſein Handgeld verloren, ſondern wird auch noch überdem ſehr hart beſtraft. Eben dieſes würde geſchehen, wenn jemand wider ſeinen Willen und über die Zeit in fremden Dienſten gehalten werden ſollte. Ein jeder Prediger hat ein Verzeichniß der jungen Leute ſeines Kirchſpiels, die mit Erlaubniß der Regierung auswärtigen Mächten dienen. Sobald alſo eins oder das andere ſeiner Pfarrkinder über die feſtgeſezte Zeit ausbleibt, ſo muß er ſich nach den Urſachen erkundigen, die den Abweſenden zu-

rückhalten, in ſeine Heimath zurück zu kehren, und wenn ihm gegründeter Verdacht aufſteigt, ſo muß er es ſogleich höhern Orts berichten.

Die Einrichtung der Geiſtlichkeit im Canton Bern und die Verwaltung der geiſtlichen Angelegenheiten hat viel eigenthümliches, was man weder in Teutſchland noch in den übrigen Cantonen wiederfindet. Man kann zwar von der Schweiz überhaupt ſagen, daß ſie der Geiſtlichkeit mehr Anſehen, aber weniger wirkliche Gewalt, als andere länder verliehen habe. Von keinem Cantone aber kann man dieſes mit größerm Rechte, als von Bern, behaupten.

In Bern haben die wirklichen Pfarrer den Rang über die Mitglieder des großen Raths, die Pfarrer in den landſtädten über alle Stadtbediente, und die Decani, die einigermaßen unſern Superintendenten entſprechen, mit den landvögten; allein alle Geiſtliche ohne Ausnahme (und zu dieſen gehören auch die Profeſſoren) ſind auf ewig von aller Theilnehmung an der Regierung ausgeſchloſſen. Der geiſtliche Stand iſt ein Character indelebilis, den man niemals ablegen kann; und wenn jemand auch ſeine geiſtliche Bedienung aufgeben, und in den Stand der layen zurückkehren wollte, ſo würde er doch deßwegen nicht weniger, als vorher, unfähig ſeyn, in den großen Rath zu kommen. In Zürch kann zwar auch niemand, der in einem geiſtlichen Amt ſteht, in den regierenden Rath gelangen; ſo bald aber einer eine geiſtliche Bedienung niederlegt, ſo iſt er ſo gut als ein jeder anderer fähig, in den kleinen oder großen Rath erwählt zu werden. — Im Berniſchen haben zwar ferner die Geiſtlichen ein ausgedehnteres Sittenrichterliches Amt, als in dem mir bekannten Teutſch-

land; ſie können z. B. Mädchen, die in einem ſchlim-
men Rufe ſtehen, oder von denen das Gerücht ſagt,
daß ſie ſchwanger ſeyen, vorfordern, und den Gaſtwir-
then verbieten laſſen, notoriſchen Trunkenbolden über ein
gewiſſes Maas Wein zu verkaufen; dagegen ſitzen in dem
Chorgerichte in Bern, oder dem oberſten Conſiſtorio nur
zween Geiſtliche, und ſieben weltliche Mitglieder aus dem
kleinen und großen Rath; auch werden die Pfarreyen
nicht vom Chorgerichte, ſondern vom Senat beſetzt,
und Pfarrer auf dem Lande nicht von den Decanis, ſon-
dern von den Landvögten in Gegenwart der Decans ein-
geführt und der Gemeinde vorgeſtellt. Ja ſo gar die Buß-
täge werden von dem kleinen Rath in Bern durch's gan-
ze Land ausgeſchrieben.

Die Pfarreyen theilt man in Rückſicht auf ihre
Einträglichkeit in drey Claſſen ein. Die von der drit-
ten oder beſten bringen zwiſchen 1500 bis 3000 Gul-
den, die von der zweyten zwiſchen 700 bis 1500 Gul-
den, und die von der ſchlechteſten Claſſe zwiſchen 400
bis 700 Gulden ein. Die einträglichſten Pfarrdienſte
ſind nicht in der Stadt, ſondern auf dem Lande; und
die ſchlechteſten im Welſchen Gebiet. Zur Verbeſſerung
der letztern hat der Staat in dieſem Jahrhundert allein
160000 Thlr. hergegeben, und zur Verbeſſerung der
von der erſten oder ſchlechteſten Claſſe überhaupt ſeit dem
Jahre 1680. eine Verordnung gemacht, die in allen
Ländern nachgeahmt zu werden verdiente. Die glückli-
chen, welchen die einträglichſten Pfarreyen zufallen,
ſind verbunden, von ſechszig bis drey hundert Thaler
nach Maaßgabe ihrer Einkünfte in zehn Jahren und
eben ſo vielen Terminen in eine gemeinſchafftliche Caſſe
zu bezahlen, aus welcher allmälig die ſchlechtern Stel-

len ihrer Mitbrüder verbeſſert werden. Wahrſcheinlich wird eben die Weisheit und Güte, welche die Lage vieler Geiſtlichen erträglicher gemacht hat, in der Zukunft auch Mittel ausfindig machen, wodurch manche Kirchen verſchönert, oder doch mit Orgeln verſehen werden. Es giebt noch viele Kirchen in kleinen oder nicht reichen Dörfern, wo lärmende und unharmoniſche Blasinſtrumente, die von Bauren geſpielt werden, die Stelle von Orgeln vertreten. Dies geſchah auch vor nicht gar langer Zeit in einigen Kirchen in Bern, und geſchieht noch jetzo in Biel, wo man aber doch eine Orgel beſtellt hat.

So lobenswürdig die im Berniſchen geſtiſtete Predigercaſſe iſt, ſo wenig iſt es die Methode, nach welcher die Predigerſtellen vergeben werden. Die größere Hälfte der einträglichen Pfarreyen wird nach dem Alter, und die kleinere nach Gunſt oder Empfehlungen beſetzt; und ich bin ungewiß, welche von dieſen beyden Methoden die nachtheiligſte ſey. Nach der erſtern rücken die ältern Pfarrer, ſie mögen noch ſo unwiſſend oder unbrauchbar geworden ſeyn, zu immer beſſern Stellen hinauf, die ihnen gar nicht vorenthalten werden können. Eine Folge hiervon iſt, daß die einmal verſorgten Prediger ſich vernachläßigen, und die beſten Pfarreyen oft lange hintereinander mit abgelebten Männern beſetzt ſind, die ihre Stelle als eine Pfründe anſehen, und ihre Dienſte durch einen jungen ihnen zugeordneten Helfer verrichten laſſen. Eben ſo nachtheilig iſt es, daß viele einträgliche Pfarrſtellen nach Gunſt vergeben werden. Zu ſolchen gelangen nur Söhne aus adelichen oder angeſehenen regierenden Familien, die man weder in die Regierung noch in andere vortheilhafte Bedienungen einſchie-

ben konnte, oder auch ſolche Candidaten, die Töchter aus vornehmen Familien heirathen, welche man anderswo nicht zu verſorgen wußte. Weil der Adel in Bern es ſeiner eben ſo unwürdig hält, das Volk zu unterrichten, als es zu regieren oder anzuführen; ſo ſieht man auch im Berniſchen etwas, was in Teutſchland unerhört iſt, nämlich Junker Pfarrer; denn ſo werden diejenigen Prediger betitelt, die aus adelichen Familien geboren ſind. Bey dieſer Einrichtung müſſen große Verdienſte und Talente entweder einem höhern Alter, oder einer vornehmern Geburt, oder einer kräftigern durch Heirath erhaltenen Empfehlung nachſtehen, und denen, die mit den erſtern begabt ſind, bleibt weiter nichts übrig, als höchſtens der Sieg über einen weniger würdigen Nebenbuhler bey der Bewerbung um einen Dienſt von der letzten Claſſe.

So ſtrenge die Sittenzucht auf dem lande auch iſt, ſo hat man es doch bisher nicht verhüten können, daß ſich die Bauren bey gewiſſen feierlichen Gelegenheiten beſaufen; und noch weniger hat man den ſogenannten Kilpgang oder die nächtlichen Beſuche abſchaffen können, welche die ländlichen liebhaber bey ihren Schönen in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag abſtatten. — Im teutſchen Gebiet des Cantons Bern kommen die Bauren faſt niemals in großen Haufen zuſammen, ohne daß nicht ſolche Zuſammenkünfte in allgemeine Saufgelage ausarten. Am häufigſten geſchieht dieſes an Märkten und am Tage des Verkaufs von Zehenten, wo viele Bauren ſich ſchon auf dem Amthauſe beſauffen (denn an ſolchen Tagen wird ihnen Wein und Brod vom landvogte gereicht) und diejenigen, die dieſes nicht thun, das Verſäumte in der Schenke nach-

holen.

holen. Ich ſelbſt habe ein ſolches Bakchanal hier in Nidau erlebt, und zu meiner großen Verwunderung den erſtaunlichen Unterſchied des nüchternen und beſoffenen Schweitzer Bauren bemerkt. In ſeinem natürlichen Zuſtande iſt der Schweitzer Bauer ſtill, langſam und bedächtlich im Gange, Reden und Handlungen, und ſo geſetzt oder ernſthaft, daß man ihn ſeiner Mine nach oft für elend oder niedergeſchlagen halten könnte. So bald er aber die Begeiſterung des Weingottes fühlt; ſo wird er lärmend, und oft zänkiſch und gewaltthätig, und es iſt deßwegen nichts ſeltenes, daß Saufbrüder ſich in die Haare gerathen. An Märkten ziehen vier bis fünf junge Baurenkerle die ſich ſträubenden Mädchen in's Wirthshaus, und bey ſolchen Einladungen gehört es faſt mit zur Etiquette, daß den Schönen irgend etwas am Leibe zerriſſen wird. Nichts machte mich mehr lachen, als daß Bauren, wenn ſie ſo beſoffen ſind, daß ihre Zungen nachgerade unbeweglich werden, Pſalmen zu ſingen anfangen. Sie heben, wie man mir ſagt, meiſtens mit dem 42. Pſalm an, und gehen dann zu dem 25. 27. und 103. Pſalm fort. Sie ſingen dieſe Pſalmen nicht aus Andacht, ſondern weil ſie meiſtens nichts anders zu ſingen wiſſen. An Bettagen aber, die nirgends heiliger als in der Schweiz gefeiert werden, dürfen die Bauren heilige Lieder nur in der Kirche ſingen; denn an dieſen Tagen iſt es allen Gaſtwirthen verboten, an Einheimiſche Wein auszuſchenken.

Der Kilpgang iſt ein Ueberbleibſel der Sitten der alten Zeit, und außer der Schweiz giebt es noch viel andere Länder, wo Mädchen ihre Liebhaber ohne Nachtheil ihres guten Namens vor der feierlichen Ver-

bindung glücklich machen. Die Ehre eines Berniſchen Landmädchens leidet nichts darunter, wenn ſie Beſuche von einem Liebhaber annimmt; ſondern ſie wird nur alsdann für liederlich gehalten, wenn ſie ihre Anbeter wechſelt, oder ihrem zuerſt begünſtigten Liebhaber untreu wird. Weil die vertraulichſten Verbindungen zwiſchen zwoen unverheiratheten Perſonen meiſtens gute Abſichten haben, und durch die Gewohnheit gleichſam geſetzmäßig geworden ſind, ſo werden ſie auch nicht geheim gehalten, ſondern gemeiniglich ſind beyderſeitige Eltern und das ganze übrige Dorf davon unterrichtet. Aus dem Kilpgange iſt eine ganz eigene Art von Eiferſucht entſtanden, die in Teutſchland noch weniger *), als der Kilpgang ſelbſt bekannt iſt. Die jungen Bauerkerle ſind auf ihre Mädchen bisweilen nicht ſo ſehr, als auf die Ehre ihres Dorfs eiferſüchtig, und ſie rächen ſich daher oft auf eine grauſame Art, wenn Liebhaber aus fremden Dörfern in ihr Gebiet einbrechen, und Mädchen in ihrem Diſtrict beſuchen. Einen ſolchen ungebetenen Mädchenräuber fing man einſtens in einem Heunetze, und hing ihn nackt an einem Sonntagmorgen an einem Baume auf, der am Kirchwege ſtand. Einem andern band man im Emmethale die Hände auf dem Rücken an eine Stange feſt, und peitſchte ihn mehrere Stunden Weges mit Neſſeln fort. Der Kilpgang iſt noch immer ſo allgemein, daß ſelten ein Baurenmädchen verheirathet wird, das nicht ſchwanger wäre. Noch ſeltener trägt es ſich zu, daß Liebhaber ſich wei-

*) Doch höre ich, daß man das, was in der Schweiz Kilpgang heißt, in einem gewiſſen Theile von Teutſchland aufs Fenſtern gehen nenne, und daß auch die Eiferſucht der Schweizer Bauren in F.. nicht ganz unbekannt ſey.

gern, ihre geſchwängerten Mädchen zu heirathen. Wenn ſie es aber thun, und doch ihren Bräuten nichts vorzuwerfen wiſſen, ſo werden beyde vom Chorgericht in die Kirche geführt und zuſammengegeben. Dieſe Strenge, die ich in einem jeden andern Lande tadeln würde, iſt in einem Lande, wo der Kilpgang ſo allgemein iſt, heilſam und nothwendig. Denn wie viele Mädchen würden nicht geſchändet werden, wenn der Verführer nicht nachher zur Heirath gezwungen wäre? Ergiebt es ſich aber bisweilen, daß zwo Perſonen, die man mit Gewalt mit einander verheirathet hat, gar nicht zuſammen paſſen, und ſich einander unglücklich machen würden; ſo trennt man die Ehe wieder, nachdem man dadurch das unſchuldige Kind ehrlich gemacht hat. Dies iſt freylich ein Mißbrauch, aber ein ſolcher, den ein anderer, nämlich der Kilpgang, ſo lange er fortdauert, nothwendig macht. Die Zwangsehen, welche das Chorgericht in Bern oft erkennt, und erkennen muß, gaben einſtens einem Mädchen einen Entwurf ein, der zu ſchlau und merkwürdig iſt, als daß ich ihn hier übergehen ſollte. Ein reiches Bauermädchen hatte ihre Eltern lange vergebens gebeten, ihr einen jungen Menſchen zu geben, den ſie auf das heftigſte liebte, der aber nach dem Urtheile der Eltern für ſie nicht reich genug war. Als ſie endlich daran verzweifelte, über ihre Eltern etwas zu gewinnen, ſo entlief ſie heimlich nach Bern, und verklagte ihren Liebhaber, mit welchem ſie ſich verabredet hatte, daß er ſie geſchwängert habe, und jetzo ſitzen laſſen wolle. Um dieſes Vorgeben wahrſcheinlicher zu machen, und allen Verdacht zu entfernen, ließ ſich der junge Menſch in fremde Dienſte anwerben. Er erſchien zwar, als er vor Gericht gefordert wurde,

geſtand auch, daß er mit dem Mädchen zu thun gehabt habe, und nichts auf ſie zu ſagen wiſſe, beharrte aber nichts deſtoweniger darauf, daß er das Mädchen nicht nehmen wolle. Bey ſo nichtigen Ausflüchten fand das Gericht gar kein Bedenken, ihn ſeiner Widerſetzlichkeit ungeachtet mit dem Mädchen copuliren zu laſſen. Kaum war die feierliche Handlung vorbey, und die Heirath vollzogen, als der Vater des Mädchens nach Bern kam, um ſeine Tochter aufzuſuchen. Er überzeugte ſich bald, daß das verſchmitzte Mädchen ſich ſchwanger, und der junge Kerl ſich gegen die Heirath abgeneigt geſtellt habe, um das Chorgericht ſowohl als die Eltern zu hintergehen.

In einem Lande, wo die Bauren gar nicht gedrückt werden, und wenige oder gar keine Abgaben entrichten, müſſen ſie nothwendig glücklicher und mit der Regierung zufriedener ſeyn, als in ſolchen Reichen, wo ſie die Verſchwendung des regierenden Fürſten und ſeiner Miniſter und Mätreſſen tragen, wo ſie große Heere und zahlreiche Collegia unterhalten, und die Koſten von langwierigen verderblichen Kriegen gröſtentheils hergeben müſſen. Es iſt bekannt, daß es in ganz Europa, Holland und Engelland ausgenommen, keine ſo glückliche Bauren, als in der Schweiz, und vorzüglich im teutſchen Gebiet des Cantons Bern gebe. Den gröſten Wohlſtand findet man im obern Argäu, und Emmethale, wo die Landleute mit einer reichen Viehzucht das Spinnen und Weben von leinenem ſowohl als Baumwollenem Garn verbinden. Langenthal iſt gewiß eines von den ſchönſten und reichſten Flecken in Europa. In Arau ſind in der ganzen Schweiz außer vielen andern Manufacturen die einzigen Bandfabriken, die ſich

neben den Baſeliſchen, und einer in Zofingen, halten kön-nen. Die Induſtrie der Arauer hat ſo große Reichthümer in dieſer kleinen Stadt verſammlet, daß ein neulich ver-ſtorbener Kaufmann faſt anderthalb Millionen Pfund hinterlaſſen haben ſoll. Im Amte Lenzburg allein wer-den jährlich über hunderttauſend, Fäſi ſagt gar hundert und ſiebenzig tauſend Stück Cattun-Leinwand verfer-tigt, und auf jedem Stück wird ein großer Thaler ge-wonnen. Im Emmethale giebt es vielleicht einzelne reichere Leute, aber nicht ſo viel, oder doch nicht mehr allgemeine Wohlhabenheit, als im obern Aargäu. Im letztern ſind Bauern von hundert und mehrern tauſend Gulden nicht ſelten; noch merkwürdiger aber iſt es, daß es mehrere Dörfer giebt, wo faſt alle Bauren zehn oder zwanzig tauſend Gulden reich ſind. Die Wohlhaben-heit der Landleute hat nur allein im Emmethale ſtädti-ſchen Luxus erzeugt. Denn hier findet man in den Häuſern gemeiner Landleute koſtbares Silbergeſchirr, ausländiſche Möblen und Weine, Canapees u. ſ. w. Eben dieſe Pracht wird aber auch gewiß die Reichthü-mer der Emmethaler ſchneller zerſtreuen, als die der ſparſamern Aargauer, die den Sitten ihrer Vorfahren gleich den übrigen Berniſchen Bauern treu geblieben, und ihnen in Anſehung der Kleidung noch eben ſo ähn-lich, als in Anſehung der Bauart ſind. So lange dieſe Einförmigkeit in Kleidungen und Häuſern fortdauret, wird der Schweizer Bauer zwar weniger glücklich ſchei-nen, aber viel mehr glücklich ſeyn, als der Landmann in einigen Gegenden Teutſchlandes, wo er, ſo bald er reich zu werden anfängt, ſich über ſeinen Stand erhe-ben, und gleich dem vornehmen Städter wohnen, und ſich tragen will. Im Aargau ſchämt ſich der reichſte

Bauer nicht mit ſeinen Leuten zu arbeiten, und gleich den ärmſten Tagelöhnern einherzugehen. Ich ſelbſt ſah einen alten Mann, der 60000 Gulden reich war, und dem Sie in Teutſchland kein Vermögen von 60 Gulden zugetraut hätten, mit einer Gabel hinter einem Fuder Heu hertreten. Außer ſeinem Strohhütchen trug er gleich den Aermſten nur ein Jäckgen oder kurzen Kittel von grober Leinwand, und Beinkleider von eben dem Zeuge, die bis an die Schuh reichten, und zugleich die Stelle von Strümpfen vertraten. Seine Füße waren mit weiter nichts, als mit einem Paar grober Schuhe bedeckt, und es ſchien nicht, als wenn ſie etwas dabey litten, oder als wenn er bey einer trägern Muße und koſtbarern Kleidung glücklicher geweſen wäre. Am Sonntage oder an hohen Feſten begnügt ſich der reiche, wie der arme Bauer mit einem blau öfters grau tuchenen Kleide, aus deſſen verſchiedener Güte man gar nicht auf die Vermögensumſtände ſchließen kann. Wenn die Bauren in den Gegenden, wo die alten Sitten noch unverändert geblieben ſind, ſich unterſcheiden, oder Staat machen wollen, ſo geſchieht es in Strohhüten, deren es ſo feine giebt, daß man ſie mit einem neuen Louisd'or bezahlen muß. Der weibliche Putz und Anzug iſt ſich auf dem Lande und in der Stadt unter den Dienſtmädchen faſt eben ſo ähnlich, als die Tracht der Mannsperſonen, und wenn ſie von einander abweichen, ſo geſchieht dies weniger in Farbe, Zuſchnitt und Form, als in der Feinheit und Koſtbarkeit des Stoffs, und der Neuheit und Reinlichkeit derſelbigen Kleidungsſtücke. Alle tragen im Winter Mützen und im Sommer kleine flache Strohhütgen, die ſich ein wenig auf die linke Seite hinneigen; doch giebt

es unter den Bäurinnen auch manche, die den Kopf mit einem Carcaß-ähnlichen Netze bedecken. Alle haben ihre Haare in zwo Flechten gebunden, von welchen die ſchwarzen Bänder bis über den Saum des Rocks herabhängen. Ihre Mieder ſchließen genau an den Leib, und ſind meiſtens von rothem Zeuge, das mit ſchwarzem Bande oder Plüſch eingefaßt, und bey jungen und wohlhabenden Mädchen mit ſilbernen Ketten zugemacht iſt. Die Landmädchen tragen die Vorder- und Hintertheile gewöhnlich von verſchiedenen Farben, den einen roth, und den andern braun. Die obern Theile des Arms ſind bloß mit feinen Hemdeermeln, und eben ſo der ganze Hals mit einem feinen Oberhemde bedeckt, das durch ein ſchwarz ſammtnes Halsband gehoben, und wie es ſcheint, gehalten wird. Von dem Halsbande läuft an beyden Seiten ein ſammtnes Band, bey Bäurinnen oft nur ein lederner Riemen herab, der ſich unter den beyden Armen durchzieht und wiederum zum Halsbande hinaufſteigt, wo er befeſtiget oder angehakt iſt. Die Röcke ſind entweder von ſchwarzem, in der Stadt aber immer von blauem Serge, und fangen nicht immer an denſelbigen Stellen an, ſo wie ſie auch nicht an denſelbigen aufhören. In der Stadt bedecken ſie ohngefehr eben die Theile des Körpers, die in Teutſchland dadurch bedeckt werden, doch ſind ſie meiſtens länger, und eben deßwegen ſchwerfälliger, als in Teutſchland. Unter den Landnymphen ſchürzen manche ihre Röcke bis nahe unter die Schultern hinauf, ſo daß ſie keine Spannlange Taille behalten, und die Waden ganz ſichtbar werden. Schon dieſes Emporſtreben der Röcke würde die ſchönſte Bildung verderben, wenn nicht auch noch die hölzernen Cüls hinzukämen, wodurch die

Röcke gehoben, und an Stellen, wo die Natur dergleichen nie hinbaut, künſtliche Höcker geſchaffen würden. So wie ich die Berniſchen Dienſtmädchen nicht ſo ſchön gefunden habe, als ich ſie nach Erzählungen zu finden glaubte, (denn die meiſten haben ein zu rundes, plattes und gemeines Geſicht,) ſo hat mir auch die Berniſche Tracht weniger gefallen, als die Trachten in manchen Städten von Teutſchland und ſelbſt in Solothurn. In der letzten Stadt tragen die Haushälterinnen oder Cammermädchen ſchwarze Carcaſſen-ähnliche Hauben, grüne hinten zugeſchnürte Mieder ohne Ermel, und eben ſo leichte als reinliche Röckgen von Cattun. In der Berniſchen Mädchen-Tracht ſcheinen die doppelten ſorgfältigen Bedeckungen des Halſes, und die langen ſchweren Röcke, beſonders im Sommer eine unleidliche Hitze erzeugen zu müſſen. Wenn aber dieſe Tracht auch noch ſo gut ſteht, ſo iſt dies nur allein von jungen und ſchönen Mädchen wahr. Die alten Weiber hingegen werden nicht wenig dadurch verhäßlicht, daß ſie in kurzen Röcken und mit lang geflochtenen Haaren erſcheinen.

Die Bauart der Berniſchen Bauerhäuſer gefällt beym erſten Anblick noch weniger, als die Weibertracht. Wenn man aber hört und ſieht, wie zweckmäßig ſie iſt, und wie viele Abſichten ſie erfüllt, ſo findet man ſie ſchön, und muß ſie auch ſchön finden. Die Berniſchen Baurenhäuſer ſind in Rückſicht auf Größe, Höhe und Neuheit eben ſo ſehr verſchieden, als ihre Beſitzer es in Rückſicht auf die Vermögensumſtände ſind; in Anſehung der Bauart aber ſind ſie ſich alle gleich. Alle ohne Ausnahme ſind mit Stroh gedeckt, und dieſe Strohdächer gehen nach allen Seiten ſehr weit über die äußern Wände der Häuſer herab, ſo daß ſie in einiger

Entfernung faſt die Erde zu berühren ſcheinen. Nur den beyden Hauptthüren gegenüber ſind in die herabhängenden Strohdächer Einſchnitte gemacht, damit beladene Wägen hinein und herausfahren können. Dieſe Dächer ſchützen nicht nur gegen Regen und Kälte, ſondern vertreten auch die Stelle von Scheuren. Unter ihnen ſtehen Wägen, Pflüge, Tonnen und anderes Geräth ſicher: ſie dienen zu Holz-Magazinen, und unter ihnen kann der Hausvater wie unter einem Obdach an ſeinem Geſchirr arbeiten, ſein Vieh ab- und anſpannen und ſeine Viehſtälle beſuchen. Bisweilen ſind die Häuſer höher, als gewöhnlich, von der Erde aufgemauert, und dann gehen unter dem Dach eine, bisweilen zwo Gallerien herum, wodurch die angeführten Vortheile verdoppelt oder verdreyfacht werden. Ein gemeines Baurenhaus iſt in zwo Hälften getheilt: die eine beſteht aus zwoen Stuben, zwiſchen welchen die Küche liegt, und der Diele; die andere aus dem Heu- und Korn-Magazine und den Viehſtällen, die rund herum angelegt ſind. Unter den Stuben ſind die Keller, in welche man oft von außen hineingeht. Die Stuben ſelbſt ſind in Emmethal, und obern Aargäu viel höher, geräumiger und zahlreicher, als in den übrigen Theilen des Cantons, wo ſie oft ängſtlich niedrig, und die Fenſterſcheiben faſt unſichtbar klein ſind. Die meiſten Häuſer haben einen fließenden Brunnen, und unter dieſem einen ſteinernen oder hölzernen Behälter, aus welchem das Vieh ſaufen kann. Die Häuſer mögen übrigens klein oder groß ſeyn, ſo finden ſie nirgends etwas verfallenes oder unausgebeſſertes, oder andere Spuren von Nachläßigkeit, die aus Druck und Elend entſteht, ſondern vielmehr allenthalben Merkmale von beſtändiger

haushälteriſcher Aufmerkſamkeit, und daher entſtehender Ordnung und Ueberfluß. Wenn der Wind oder die Zeit irgendwo nur eine Handvoll Stroh aus dem Dache herausreißt, ſo wird die Lücke gleich wieder ausgefüllt. Auch erblickt man nirgends Wägen oder Pflüge u. ſ. w. an ſolchen Stellen, wo ſie durch Feuchtigkeit oder andere Urſachen Schaden nehmen könnten. Schon in der Mitte des Junius waren alle Hausväter auf den ganzen Winter mit Holz verſehen, das auch ſchon geſpalten und zuſammengelegt war, und an welchem man die Reſte des letzten Jahrs von dem neuen Vorrath ſehr gut unterſcheiden konnte. Ich habe es an dem Berniſchen Landmann wahrgenommen, was Herr von Möſer von allen glücklichen Bauern überhaupt ſagt, daß er das Nothwendige im Ueberfluſſe und in der größten Vollkommenheit habe.

Wenn der Bauer ſo glücklich iſt als in der Schweiz, ſo nimmt die Bevölkerung auch ohne Belohnungen und Aufmunterungen zu. Im Emmethal hat ſich die Zahl der Einwohner ſeit einem Jahrhundert verdoppelt, und im Amte Lenzburg iſt ſie ſeit 1760. um ſechstauſend ſtärker geworden. In der Franzöſiſchen Schweiz hingegen nimmt ſie aus Urſachen, die ich in der Zukunft vielleicht genauer erfahren werde, immer ab, und der ganze Canton ſoll jährlich nicht viel mehr als tauſend Menſchen gewinnen. Die Volksmenge könnte noch um vieles wachſen, wenn die Fabriken auf dem Lande ſich mehr verbreiteten, und beſonders in die Land-Städte, die meiſtens ohne alle gewinnende Gewerbe ſind, ein Geiſt der Thätigkeit gebracht werden könnte.

Ungeachtet der Berniſche Bauer nicht die geſetzgebende Macht, wie in den kleinen Cantonen beſitzt, und

nicht einmal den geringſten Antheil an der Regierung hat, und erhalten kann; ſo iſt er doch mit ſeiner Obrigkeit eben ſo ſehr zufrieden, als wenn er ſie ſelbſt gewählt hätte. Er würde auch gewiß für ihre Vertheidigung, wie für die Vertheidigung ſeines Vaterlandes, Gut und Blut wagen. Dieſe Liebe der Unterthanen für ihre milde Regenten iſt in allen Ländern die ſicherſte Stütze der letztern, und im Canton Bern die einzige ſichere Stütze. Zwar haben ſich alle Cantone ihre einmal eingeführte Verfaſſung gegenſeitig verbürgt, und ſelbſt alſo die demokratiſchen Stände müſſen herbeyeilen, wenn die Ariſtokratie in Bern in Gefahr kommen ſollte; allein dieſe Garantie, welche den Magiſtrat in Freyburg und Genf ſchon mehrmalen gerettet hat, würde der Berniſchen Regierung keine ſo zuverläßige Hülfe gewähren. Denn erſtlich wäre es ſehr zu beſorgen, daß, wenn die Berniſchen Unterthanen einen allgemeinen Aufſtand erregten, alsdann die Bauren im Freyburgiſchen, Solothurniſchen, Lucerniſchen und vielleicht noch weiter ſich mit den Unzufriedenen vereinigen würden. Wenn aber auch dieſer Fall nicht einträte, und die benachbarten Cantone ihre Unterthanen zur Hülfe von Bern aufbieten könnten; ſo wäre doch immer zu fürchten, daß dieſe Hülfe zu ſpät käme, oder auch zu ſchwach wäre; denn im Berniſchen Gebiet könnten ſich leicht mehr Unzufriedene verſammlet haben, als die Nachbaren und Fremde gegen ſie aufzubringen im Stande wären. Eine weiſe milde Regierung iſt alſo, wie bisher, ſo auch inskünftige, das ſicherſte Erhaltungsmittel der einmal eingeführten Regierungsform, für welche ſich auch die benachbarten Cantone zu intereſſiren Urſache haben, weil ihr Regiment ſchon mehrmalen ganz allein

durch Berniſche Hülfstruppen iſt geſchützt und befeſtigt worden.

In Bern wäre nicht leicht eine andere Revolution möglich, als eine ſolche, welche die Verſchwornen im Jahre 1749. im Sinne hatten, wodurch die höchſte Gewalt der ganzen Bürgerſchafft, oder den Zünften ſollte übergeben, und der kleine und große Rath ohne Unterſchied aus den Zünften und von den Zünften ſollte erwählt und ergänzt werden. Wenn die Verſchwornen auch alle die Perſonen hingerichtet, und alle die Grauſamkeiten ohne Hinderniß ausgeübt hätten, welche ſie ausüben wollten; ſo würden doch gewiß die Landleute ſich der Einführung einer Demokratiſchen Regierungsform mit Nachdruck widerſetzt haben, weil dieſe gar wohl wiſſen, daß allenthalben, wo die höchſte Macht in den Händen der Zünfte liegt, dieſe Zünfte ihre Rechte auf Unkoſten der Unterthanen erweitern, da hingegen die regierenden Familien in einem Ariſtokratiſchen Staate ſich um die Liebe der Unterthanen eben ſo ſehr oder noch mehr als um die Liebe ihrer Mitbürger bewerben, um in jenen allemal eine ſichere Hülfe gegen die Unzufriedenheit der letztern zu haben.

Nie, glaube ich, hat es einen verächtlichern und unbeſonneren Haufen von Verſchwornen gegeben, als diejenigen waren, welche im Jahre 1749. in Bern beſtraft wurden, und um welcher willen die Regierung in Bern in fremden Ländern, vorzüglich in Teutſchland, auf das ungerechteſte iſt verläumdet worden. Ich ſage dieſes mit Zuverſicht, da ich das Glück gehabt habe, über die letzte Verſchwörung Nachrichten zu erhalten, die gewiß vielen Einwohnern in Bern nicht bekannt geworden ſind. Die vornehmſten Verſchwörer waren

nicht die drey hingerichteten, Henzi, Emanuel Fueter, und Wernier, ſondern Gottfried Kuhn, ein Rothgerber, Daniel Fueter, ein Goldſchmidt, und Gabriel Fueter, ein Kaufmann. Leztern kann man mit Recht das Haupt der ganzen Verſchwörung nennen, weil er ſeinen Bruder, den hingerichteten Lieutenant Fueter, den Henzi, und die meiſten übrigen angeworben hatte. Der eigentlichen Verſchwornen waren nicht viel mehr, als zwanzig, und dieſe waren faſt alle zu Grunde gerichtete Leute, die den ganzen Staat gerne umgekehrt hätten, weil ſie bey ſeiner damaligen Verfaſſung nicht länger beſtehen konnten, oder weil ſie ſich bey einer allgemeinen Verwirrung am leichteſten an einzelnen mächtigen Perſonen zu rächen hofften, von denen ſie beleidigt zu ſeyn glaubten. In der ganzen Rotte war Henzi der einzige Mann von Kopf und Charakter, von welchem man es bedauren muß, daß er durch blinde Rache in eine ſo raſende Unternehmung, als die Verſchwörung war, getrieben wurde. Er hatte einen unverſöhnlichen Haß gegen die Regierung, weil er im Jahr 1748. die Stelle eines Bibliothekars, um welche er ſich beworben hatte, nicht erhalten konnte. Schon vier Jahre vorher hatte er ſich in eine unreife zu früh entdeckte Verſchwörung eingelaſſen, und war deßwegen verwieſen, aber bald nachher wieder begnadigt und in ſein Vaterland zurückgerufen worden. Er widerſezte ſich ſtets den blutigen und zerſtörenden Gewaltthätigkeiten, womit die andern anfangen wollten, und er war auch der einzige, der nach Plan handelte, und andere handeln zu machen wünſchte. Die übrigen, vorzüglich die drey, welche ich vorher als die vornehmſten unter den Verſchwornen genannt habe, redeten und handelten, wie Unſinnige.

Ihre Abſicht ging auf nichts weniger, als, die angeſehenſten Männer des Staats umzubringen, den Rath in der Bibliothek einzuſperren, die Stadt an mehrern Orten anzuzünden, ſich des Schatzes zu bemächtigen u. ſ. w. Eben dieſe wüthenden Menſchen redeten ohne alle Vorſicht und Auswahl zu ſechszig andern Perſonen, von denen die meiſten die Unausführbarkeit ihrer Anſchläge ſogleich einſahen, oder die Grauſamkeit der Verſchwörer verabſcheuten, denen ſie aber doch durch geladene Piſtolen oder Schmeicheleyen entweder Aufmerkſamkeit oder Verſchwiegenheit abgenöthigt hatten. Es war alſo nicht ſowohl zu verwundern, daß die Verſchwörung entdeckt wurde, als daß ſie nicht ſchon viel früher verrathen worden war. Ein jeder hatte andere Einfälle, und faſt alle waren ſo heiß, daß ſie zur Ausführung ſchreiten wollten, ehe man noch ein einzigesmal zu ordentlichen gemeinſchafftlichen Berathſchlagungen zuſammengekommen war, und ehe man ſich noch über einen beſtimmten Plan und die Mittel ihn durchzuſetzen vereinigt hatte. Henzi war der erſte, welcher einzuſehen anfing, daß man mit ſolchen Menſchen, als ſeine Mitverſchwornen waren, nichts großes ausführen, und auch nicht ſicher mehr an einem Orte leben könne. Er hatte deßwegen ſeine beſten Sachen in der Stille eingepackt, und war eben im Begriff, wieder nach Frankreich oder Italien zu gehen, wo er ſchon ehemals als Officier gedient hatte, als die Verſchwörung von einem Mitſchuldigen entdeckt, und er ſelbſt nebſt zween andern ergriffen wurde. Der Angeber war ein Candidat, den die Regierung nicht nur mit einer großen Summe Geldes, ſondern auch mit einer reichen Pfarre beſchenkte: den aber weder die Gnade des Raths, noch die Heilig-

keit ſeines Amtes, womit man billig keinen Verſchwö-
rer und Verräther hätte bekleiden ſollen, gegen allge-
meinen Abſcheu ſchützen konnte. Unter den Verſchwor-
nen, welche man gefangen genommen hatte, wurden
nur drey hingerichtet; andere wurden verwieſen: die
meiſten aber begnadigt. Unter den entwichenen verur-
theilte man die Urheber der Verſchwörung und der ge-
waltſamſten Anſchläge, abweſend zu einer härtern To-
desſtrafe, als Henzi und ſeine Freunde litten; man
hob aber in der Folge dieſe Strafe gänzlich auf, und
beyde verbannte Fueter leben jezo ruhig in ihrer Vater-
ſtadt. Wahrſcheinlich würden auch die hingerichteten
eine gelindere Strafe erhalten haben, wenn man nicht
den Proceß ſo geſchwind betrieben und geendigt hätte.
Dem Henzi beſonders wünſchte das damalige Publicum
ein weniger hartes Schickſal, weil er ſich durch ſeine vor
der Entdeckung ſchon faſt angefangene Flucht von der
Verſchwörung gleichſam losgeſagt, und er ſowohl, als
die übrigen Unzufriedenen mehr auf eine unbeſonnene
Art von einer Veränderung der Staatsverfaſſung gere-
det, als eine wirkliche Verſchwörung entworfen hatten.
Henzi muſte aber nicht allein ſterben, ſondern auch Zeu-
ge von der Hinrichtung ſeiner Gehülfen ſeyn. Dies
billige ich eben ſo wenig, als daß man den Scharfrich-
ter, der ein Bekannter oder Freund der Verurtheilten
geweſen war, nöthigte, die leztern vom Leben zum To-
de zu bringen, ſo ſehr er auch darum bat, daß man
dies traurige Geſchäfft diesmal einem andern auftragen
möchte. Durch dieſe Grauſamkeit ſtrafte man nicht
ſowohl die Verſchwörer, als den unſchuldigen Scharf-
richter, wenn dieſer anders ſeinen Freunden mit einem
einzigen Streich Kopf und Leben nahm. Weil man

aber vorausſetzen konnte, daß Mitleiden und Unwille ſeine Hand zittern machen oder entkräften würden, ſo ſetzte man die Verurtheilten der Gefahr einer viel härtern Strafe aus, als ihnen nach den Geſetzen zuerkannt worden war. Der Scharfrichter hieb auch wirklich mehrmalen fehl, und bey dieſem Anblick der Zerfleiſchung ſeiner Freunde rief Henzi folgende Worte aus: quelle boucherie! Es iſt falſch, daß er nach einem empfangenen Fehlhieb ſoll zum Scharfrichter geſagt haben: tu juges, comme ton magiſtrat. Ich weiß dieſes von einer verehrungswürdigen Perſon, die nahe bey Henzi ſtand, und ihn in den letzten Augenblicken genau beobachtete. Henzi war der einzige, welcher ſeine That oder vielmehr Thorheit bereute, und die Strafe derſelben ohne Murren und Zagen litt. Als ſeine Freunde hingerichtet wurden, hielt er ſeine Augen unverwandt auf dem blutigen Schauſpiel geheftet; ungeachtet die Umſtehenden ihn baten, daß er ſein Geſicht wegwenden möchte. Nach dieſer Execution vermehrte man die Stadtwache auf 360 Mann; man verwarf aber mit einer großen Ueberzahl von Stimmen den Vorſchlag von einigen, daß man zur Sicherheit der Regierung ein noch ſtärkeres Corps errichten möchte. Von den 360 Mann, welche beſtändig im Solde der Regierung ſtehn, liegt immer nur ein Drittel in der Stadt, und die beyden übrigen ſind außer derſelbigen. Bald nach der Verſchwörung machte man verſchiedene heilſame Geſetze, wodurch man ſich einigen Verbeſſerungen oder Einrichtungen, welche die Verſchwornen einzuführen die Abſicht gehabt hatten, merklich näherte, und anſtatt alſo durch die überſtandene Gefahr erbittert zu werden, und die Ariſtokratie noch mehr zu verſtärken, machte man das

Regi-

Regiment milder, als es vorher geweſen war. Beſonders aber befliſſen ſich die Rathsherren ſeit dieſer Zeit, ihre Mitbürger freundſchaftlicher und höflicher als ſonſt zu empfangen.

Damit Sie aber doch nicht einen ganz politiſchen Brief erhalten, ſo will ich Ihnen zum Beſchluß eine kleine Reiſe beſchreiben, die wir von hier aus nach Solothurn gemacht haben.

Der Weg nach Solothurn iſt der einzige ungemachte, den ich bisher in der Schweiz gefunden habe, weil von Nidau und Biel aus keine große und ſehr beſuchte Straße nach Solothurn führt. Auch findet man auf dem ganzen Wege keine beſonders ſchöne oder merkwürdige Gegenſtände. Links hat man den Jura unmittelbar zur Seite, der nirgends, glaube ich, weniger fruchtbar und intereſſant, als in dieſer ganzen Strecke iſt. Rechts ſieht man weitläuftige Wieſen, und gut bebaute Aecker, (denn Solothurn iſt der einzige Canton, der mehr Frucht baut, als er ſelbſt braucht) allein ungeachtet dieſe Aecker einträglicher ſind, als in Aargäu, ſo ſind ſie doch viel weniger mahleriſch. Der einzige Vorzug dieſes Weges iſt der, daß man die meiſte Zeit die höchſten unter den Berniſchen Schneebergen erblickt. Die Baurenhäuſer im Solothurniſchen ſind ganz nach Berniſcher Art gebaut; ſie ſind aber inwendig weniger reinlich, und auswärts mehr durch den Rauch angeſchwärzt, als die Berniſchen. Die Bauren ſelbſt ſchienen mir nicht ſo gut gebildet zu ſeyn, als ihre Nachbaren; allein ihre Gärten ſind unſtreitig beſſer gewartet und mit Obſtbäumen verſehen, und ihr Hornvieh viel größer, als ich es bisher in der flachen Schweitz geſehen habe. Die Hauptſtadt des Cantons

iſt dem Anſehen nach ſehr bevölkert, hat aber weder ſo breite und regelmäßige Straßen, noch ſo ſchöne und gleichförmige Häuſer, als Bern. Die Lage der Stadt und vorzüglich der Wall oder die Hauptpromenade, nimmt ſich auf einer Zeichnung viel beſſer, als in der Natur aus. Der Wall iſt zwar mit ſchönen und hohen Linden beſetzt, allein an der einen Seite wird die Ausſicht durch die Bruſtwehr verſchloſſen, und an der andern ſieht man auf die Hintertheile von meiſtens elenden Häuſern, deren Unreinigkeiten oder Abflüße oft einen unerträglichen Geſtank verurſachen, und die nichts dadurch gewinnen, daß ſie bisweilen auf Ueberbleibſeln alter Römiſcher Mauern errichtet ſind. Wenn man ſich aber einen weitläuftigern Geſichtskreis verſchaffen, und nahe an der Bruſtwehr ſpazieren gehen will, ſo iſt man gezwungen, alle Augenblicke einige Schuh herab und hinaufzuſpringen, ſo oft man nämlich an Stellen kommt, wo für die Laveten und Mündungen von Canonen Einſchnitte in den Wall und die Bruſtwehr gemacht ſind. Ich hatte keine Luſt alle die alten Mauren oder andere Reſte aufzuſuchen, welche noch aus den Zeiten der Römer übrig ſind, und die hier häufiger, als anderswo gefunden werden, weil an der Stelle der jetzigen Stadt Solothurn ehemals das caſtrum Soloduren ſe, und wenigſtens eine Zeitlang das Standlager einer Legion war. Mit deſto größerer Aufmerkſamkeit betrachtete ich die neue Hauptkirche, die erſt vor wenigen Jahren vollendet worden iſt, und dem Staat eine Million Gulden gekoſtet hat. Ich habe ſchon oft viel größere Gebäude und Kirchen geſehen, als dieſe, aber keine, deren Anblick in mir ſo viel Ehrfurcht und Andacht erregt hat. Sie iſt mit ihrer Fronte gegen die

Hauptſtraße gebaut und ſo ſehr über dieſe erhöht worden, daß man auf vierzig Stuffen und in mehrern Abſätzen zu ihr hinauf ſteigen muß. Dieſe prächtige Treppe, die an beyden Seiten mit Statüen und kleinen Springbrunnen geziert iſt, trägt am meiſten zu den feierlichen Empfindungen bey, welche der ſchöne Tempel hervorbringt. Sie ſcheint dazu beſtimmt zu ſeyn, daß ſie das Gemüth zu andächtigen Gedanken und Geſinnungen vorbereiten ſoll. Denn indem man ſie langſam hinaufſteigt, und ſich dem majeſtätiſchen der Gottheit geweihten Hauſe nähert, iſt es, als wenn man mit der niedrigen Erde auch alle niedrige und irdiſche Gedanken ablegen, und keine andere, als heilige Vorſätze und Betrachtungen in der gereinigten Seele nähren müſte. Der untere Theil der Façade ruht auf vierzehn Korinthiſchen Säulen von einem weißen und ſehr harten Stein, der in der Nachbarſchafft der Stadt gebrochen, und in der ganzen Schweiz geſucht wird. Die mittlere und gröſte unter den drey Eingängen oder Thüren, hat an jeder Seite drey, die kleinen aber nur zwo Säulen. Der obere Theil der Kirche iſt auf acht Säulen geſtützt, und dem untern vollkommen entſprechend. Die Mahlereyen in der Kirche haben mir beſſer gefallen, als die Bildhauerarbeit und Statüen, womit ſie beſonders an ihren äuſſern Theilen geſchmückt iſt. Die koſtbarſten und ſchönſten Stücke ſind unſtreitig der Altar und die Canzel, die beyde aus dem köſtlichſten Marmor, und mit ausnehmender Kunſt gearbeitet ſind, ohne im geringſten mit Zierrathen überladen zu ſeyn. Die marmorne Canzeltreppe, welcher man in Solothurn ein gewiß übertriebenes Gewicht von zweytauſend Centnern zu geben pflegt, iſt ſo künſtlich gewunden, daß ſie durch nichts

als ſich ſelbſt oder ihre Zuſammenſetzung geſtützt zu werden ſcheint. Rund um die Kirche her, iſt ein freyer Platz, der mit lauter großen Steinen belegt iſt. Dieſe Steine decken ausgemauerte Grüfte, deren eben ſo viele ſind, als es bürgerliche Familien giebt. Die Grabſteine ſind alle numerirt und an einer Stelle durchbort, wahrſcheinlich um den giftigen Dünſten der verweſenden Leichname einen allmäligen Ausgang zu verſchaffen. Nachdem wir die Kirche beſehen hatten, ſtiegen wir auf den Thurm, wo die Ausſicht ſo weitläuftig iſt, als man ſie in und um die Stadt herum nur haben kann. Die Ausſicht entzückte uns aber nicht in dem Maaße, als ſie diejenigen zu entzücken pflegt, die über Baſel nach Solothurn kommen. Was wir ſahen, war ſchön, erinnerte uns aber immer an etwas noch ſchöneres, was wir vor kurzem genoſſen hatten. In der Nachbarſchafft von Solothurn liegen manche reiche Klöſter und Landhäuſer, es ſind ihrer aber doch nicht ſo viele, daß ſie das Auge lange feſſeln könnten. Die Aar, welche die Stadt durchſtrömt, iſt zwar zwey bis dreymal ſo breit als bey Bern, ſie windet ſich aber lange ſo maleriſch nicht, als ich ſie ſchon mehrmalen vom Jura geſehen habe. An der einen Seite nähert ſich dieſes Gebürge der Stadt bis auf eine kleine halbe Stunde. Anſtatt aber die Landſchafft zu verſchönern, giebt es derſelben vielmehr ein trauriges Anſehen, weil es an vielen Stellen ganz nackt, und überhaupt viel öder ſcheint, als es wirklich iſt. Wenn man ſich vom Jura wegkehrt, ſo verliert ſich das Auge in einer faſt unabſehbaren Fläche, die zwar ſehr fruchtbar, aber doch nicht in dem Grade iſt, als wir Ebenen in Franken und Schwaben gefunden hatten. — Schade iſt es, daß der ſchöne Thurm ſeines Bruders beraubt

geblieben iſt, der ihm beſtimmt war, aber nicht erbaut wurde, weil man fürchtete, daß das Fundament die Laſt nicht tragen würde, oder weil die Geduld und Fonds erſchöpft waren. Dieſe Lücke iſt eben ſo auffallend, als die Lage der Kirche, die mit ihrer Façade nicht gerade gegen die Mitte der Hauptſtraße zugekehrt iſt. Man entdeckt von der einen Seite mehr, als von der andern, wodurch ſie, ſo lange man ſie von der Straße anſieht, ein ſchiefes Anſehen erhält.

Wir wollten Solothurn nicht verlaſſen, ohne zuvor die Capelle der heiligen Verena und die Einſiedeley zu beſuchen, welche vor ohngefähr hundert Jahren, eine halbe Stunde von der Stadt, von einem Aegyptiſchen Eremiten Arſenius angelegt und bewohnt worden iſt, und noch jetzo von einem Capuciner unterhalten wird, der aber gerade ausgegangen war, als wir hinkamen. Der Weg führt bey einer Menge von Klöſtern, Kirchen und Capellen vorbey, von welchen man ein unaufhörliches Geläute und Geklingel hört. Ueber der Thür einer Seitencapelle las ich die Worte: hier geht man ein in die Capelle und den Ort, wo Maria Jeſum empfangen, und ihren lieben Sohn gekocht (d. i. erhalten) hat. Wir ſtanden eine fürchterliche Hitze aus, ehe wir die Einſiedeley erreichten, wurden aber für den vergoſſenen Schweiß hinlänglich belohnt. Die Einſiedeley liegt in einem engen und tiefen Bergthal, das von hohen Felswänden eingeſchloſſen wird, die von der Natur ſelbſt geſpalten, und auseinander geriſſen zu ſeyn ſcheinen. So einſiedleriſch die Gegend iſt, ſo hat ſie doch nichts furchtbares, oder beängſtigendes, weil das Thal nach beyden Seiten offen iſt, und ſich in einen lachenden Grund zu endigen ſcheint. Links ſieht man zuerſt eine

Niſche mit dem Bilde der heiligen Verena, die hier gewohnt haben ſoll, und dann am Felſen, Chriſtum auf dem Oehlberge, die drey Apoſtel zu ſeinen Füßen, und etwas höher die Stadt Jeruſalem, in welcher Gruppe man weder Ausdruck, noch richtig beobachtete Verhältniſſe ſuchen muß. Unendlich rührender iſt die Capelle der heiligen Verena, zu welcher man von zween Seiten auf etwa zwanzig Stuffen hinaufſteigen kann. Dieſe Capelle iſt von dem alten frommen Einſiedler mit unſäglicher Mühe in einen äußerſt harten Fels hineingehauen worden, und beſteht aus drey Abtheilungen, die in Form von Gewölben oder Schwibbögen gearbeitet ſind. Dieſe Gewölbe mögen etwa zwanzig Fuß tief, und zwölf bis funfzehn breit ſeyn. In dem mittlern und größern liegt unſer Heiland im Grabe; die beyden übrigen ſind leer, und werden wahrſcheinlich an gewiſſen Feſttagen geöffnet. Da, wo das in den Felſen hineingehauene Gewölbe aufhört, iſt das, was zu einer Capelle fehlte, ſo künſtlich hinangebaut worden, daß man die Gränzen der Kunſt und der Natur kaum unterſcheiden kann. Alle Inſchriften, die ich hier gefunden habe, waren viel würdiger und paßender, als man ſie ſonſt an ähnlichen heiligen Orten zu finden pflegt. Von der Capelle der heiligen Verena wandten wir uns zur Wohnung ihres ehemaligen Verehrers, die ihr gegenüber an dem Fuße eines ungeheuren ſteilen Felſens errichtet iſt, und von der Capelle durch einen Bach getrennt wird, deſſen tiefes Bett zeigt, daß er zu gewiſſen Zeiten viel fürchterlicher wird, als er jetzo war. Weil der abweſende Capuciner die über den Bach angelegte Brücke verſchloſſen hatte, ſo muſten wir mit vieler Mühe an ſeinen gähen Ufern hinab und hinaufſteigen, um in den Gar-

ten der Einſiedeley zu kommen, der vor der Hütte angelegt iſt. Das Gärtchen enthielt außer einigen Gemüſe Beeten verſchiedene Blumen, beſonders Roſenſtöcke, von welchen wir einige abbrachen, die wir mit der größten Sorgfalt aufbewahren, und ihnen bey unſerer Rückkunft als Reliquien zeigen werden. Es that uns weh, daß wir nicht ſelbſt um die Blümchen, die wir mit vorausgeſetzter Erlaubniß ihres Pflegers nahmen, bitten konnten; allein wir zweyfelten nicht, daß der gute Vater uns dieſe kleinen Geſchenke gerne gegönnt hätte. An der linken Seite des Hauſes war ein kleines Holz-Magazin, und an der rechten eine kleine Werkſtätte oder Arbeitsplatz. Im Hauſe ſelbſt, in welches wir nur durch das Fenſter hinein ſehen konnten, fanden ſich ein ſchlechtes Bett, und einige hölzerne Stühle. In eben dieſem Geſchmack einſiedleriſcher Genügſamkeit oder Dürftigkeit iſt die Capelle des ehemaligen Waldbruders gebaut, die mit der Hütte an derſelbigen Seite, aber auf einem höhern Arm des Felſens ſteht, und deren merkwürdigſte Verzierung das an der Wand gemahlte Bild ihres erſten Stifters iſt. Ungeachtet ich ein abgeſagter Feind des ungeſellſchafftlichen Lebens bin; ſo hatte doch der Anblick der Einſiedeley in dieſer ſchönen Jahrszeit, und in der ſchwulen Nachmittagsſtunde, worinn ich ſie beſuchte, ſo etwas feierliches und bezauberndes, daß ich, wenn ich den erſten Regungen meines Herzens hätte folgen wollen, den Aufenthalt in dieſem engen Thale dem Aufenthalt in jedem mir bekannten Kloſter vorgezogen hätte. Freylich würde der Zauber dieſer heiligen Stäte bald verſchwinden, wenn man ſie in Augenblicken ſähe, wo die nahen herüber hangenden Felſen vom Donner erſchüttert, oder vom Blitze geſpalten würden,

oder auch das ganze Thal von Ellentiefem Schnee unzugänglich geworden wäre.

Wenn Sie mir wieder ſchreiben, ſo melden Sie mir doch, wie weit man mit dem Druck des zweyten Theils meiner Geſchichte der Wiſſenſchafften gekommen iſt, und ob ſie von ohngefähr ſchon Probebogen von den beyden kleinern Schriften geſehen haben. Der Inhalt dieſer Werke iſt mir in einigen Monathen ſo fremd geworden, daß es mir vorkömmt, als wenn ich in dem Fall, daß ſie verloren gingen, nicht den hundertſten Theil derſelben wieder herſtellen könnte. Tauſend Grüße an alle unſere Freunde. Sie, mein Beſter, brauche ich nicht mehr zu verſichern, daß ich Sie unverändert liebe u. ſ. w.

Sechſter Brief.

Nidau am 18ten Jul. 1782.

Liebſter Freund,

In einem meiner vorhergehenden Schreiben, verſprach ich Ihnen, die ganze Berniſche Verfaſſung, ſo wie ſie ſich mir darſtellen würde, zu ſchildern. Da ich Ihnen nun bisher meiſtens nur die vortheilhaften Seiten derſelben beſchrieben habe, ſo werden Sie erlauben, daß ich Ihnen auch die ſchwachen Seiten aufdecke. Bern iſt ſo wenig als irgend ein anderer Staat, in welchem Menſchen regieren und regieret werden, ohne alle Mängel. Dieſe Republik iſt gleich allen übrigen krank, aber mit dem Unterſchiede, daß ihre Krankheiten weder ſo zahlreich, noch

ſo unheilbar, als die der meiſten Europäiſchen Nationen ſind. Auch haben die Berner nicht den unglücklichen Wahn, der manchen unheilbar Kranken eigenthümlich iſt: daß ſie vollkommen geſund ſeyen; noch viel weniger ſind ſie ſo kränklich empfindlich, daß ſie durch die ſanfteſten Berührungen ihrer Schäden heftig beleidigt würden. Fremde können ohne Zurückhaltung tadeln, was ihnen an der Berniſchen Verfaſſung Tadel zu verdienen ſcheint, und ich habe nie bemerkt, daß ein vernünftiger und beſcheidener Tadel übel wäre aufgenommen worden, oder daß man ſich, wie in manchen andern Städten, gleichſam verabredet zu haben ſchiene, die Gebrechen des gemeinen Weſens vor Ausländern zu verbergen oder zu beſchönigen. Vielleicht iſt es ohne Beyſpiel, (eine Bemerkung, die ich einem gelehrten Schweizer zu verdanken habe) was die Regierung von Bern im Jahre 1681. that, als Ludwig der Vierzehnte Strasburg eingenommen hatte, und man befürchtete, daß er ſeine räuberiſche Hand auch nach andern benachbarten Städten ausſtrecken möchte. In dieſem Jahre forderte man in Bern einen jeden Bürger auf, die Mängel der Republik unparteyiſch und ohne Scheu anzuzeigen: nach welcher Aufforderung auch nicht das kleinſte Gebrechen übrig blieb, welches man nicht ſammt allen Gegenmitteln den Vätern des Volks vorgelegt hätte. Von dieſer Zeit an hat man unabläſſig an der Abſchaffung von Mißbräuchen gearbeitet, und man kann alſo gar nicht zweyfeln, daß man nicht denen, die noch übrig ſind, allmälig abzuhelfen ſuchen werde. Die Schriften der Patrioten und Unzufriedenen, die vor etwa einem Jahrhunderte den Staatscörper auf das genaueſte unterſuchten, liegen im Archiv des Staats, und werden von

einem jeden Mitgliede der Regierung geleſen. Ich ſchmeichle mir gar nicht, daß ich in meiner Aufzählung der vornehmſten Mängel der Republik einem Berner etwas neues ſagen könnte; Ihnen aber werde ich dadurch gewiß einen neuen Beweis von der Unparteylichkeit geben, womit ich an verehrungswürdigen Staaten, wie an großen Männern, kleine von der Menſchheit unzertrennliche Fehler bemerken und anerkennen kann, ohne ihnen deßwegen die Hochachtung zu entziehen, die ich ihren Vorzügen ſchuldig bin.

Ungeachtet die Regierung in Bern ſeit mehr als zwey Jahrhunderten ſich aus allen Kräften von der Oligarchie zu entfernen bemüht, und auch wirklich entfernt hat; ſo wird ſie doch aller dieſer Beſtrebungen ungeachtet durch einen unaufhaltſamen Strom in den Abgrund dieſer gefährlichen Verfaſſung hinein gezogen. Dieſer Strom iſt die beſtändige Abnahme der bürgerlichen ſowohl regierenden, als Regimentsfähigen Familien, wodurch die höchſte Gewalt mit einem jeden Jahrzehend in die Hände einer kleinern Zahl von Familien kömmt. Je kleiner aber die Zahl von regierenden Geſchlechtern wird, deſto größer muß nothwendig mit der Zeit die Zahl von Mitgliedern werden, welche ein jedes in den großen Rath giebt, deſto leichter finden gefährliche Verbrüderungen Statt, und deſto ſchwerer wird es, Bedrückungen und Untreue zurückzuhalten, und zur Strafe zu ziehen. Kurz, wenn man dieſem Hange der Republik zur Oligarchie nicht ſteuret, ſo wird eben der Schauplatz von Erpreſſungen, Aufrühren und Verſchwörungen wieder eröffnet werden, welche die Berniſche Geſchichte der vorhergehenden Jahrhunderte ſchildert, und dieſe Unordnungen werden jetzo viel trauri-

gere Folgen, als vormals haben, weil Bern weniger Hülfe von den Regierungen hoffen kann, denen es am öfterſten geholfen hat. Beträchtliche Aufſtände der Unterthanen im Canton Bern würden höchſt wahrſcheinlich die jetzige Verfaſſung über'n Haufen ſtürzen, und wenn das Regiment in Bern zu Grunde gienge, ſo würde gewiß das Ende der übrigen Ariſtokratiſchen Republiken nicht weit mehr entfernt seyn. Anſtatt, daß die Unterthanen und Inſaſſen des Cantons Bern ſich vom Anfange dieſes Jahrhunderts an beträchtlich vermehrt haben, und noch immer vermehren; so iſt die Zahl der bürgerlichen Familien faſt jährlich kleiner geworden. Wenn man annimmt, daß um das Jahr 1740. etwa drey hundert bürgerliche Familien in Bern gewohnt haben mögen, ſo erſchrickt man, wenn man hört, daß zwiſchen dieſem Jahr und dem Jahre 1780. ſieben hundert neun und zwanzig bürgerliche Perſonen mehr geſtorben als geboren worden ſind. Für die Richtigkeit dieſes letzten Datums kann ich eben ſo gut ſtehen, als für die Zuverläßigkeit folgender Liſte von bürgerlichen Ehen, die vom Anfange dieſes Jahrhunderts an geſchloſſen worden ſind.

Zwiſchen	1700.	und	1710.	wurden	vollzogen	419	Ehen
—	1710.	—	1720.	—	—	412	—
—	1720.	—	1730.	—	—	472	—
—	1730.	—	1740.	—	—	411	—
—	1740.	—	1750.	—	—	356	—
—	1750.	—	1760.	—	—	397	—
—	1760.	—	1770.	—	—	392	—
—	1770.	—	1780.	—	—	330	—

Auch aus dieſem Verzeichniſſe erhellt, daß die Bürgermenge in Bern ſeit etwa achtzig Jahren faſt um ein

Drittel abgenommen habe. Die Urſachen, warum die Zahl der Ehen in zwey Decenniis merklich ſtärker war, als in den übrigen, habe ich nicht erfahren können. Daß aber die Zahl der Ehen und bürgerlichen Perſonen im gegenwärtigen Jahrzehend wachſen werde, läßt ſich gar nicht hoffen, da ſelbſt im großen Rathe faſt hundert Mitglieder ſind, die entweder gar keine Kinder, oder doch keine Söhne haben.

Die beſtändige Abnahme der Bürgermenge muß aus Urſachen entſtehen, die nicht auf dem Lande, und ſelbſt in der Stadt nicht auf die Inſaſſen wirken. Der Hauptgrund liegt unſtreitig in einem nicht geringen Grade von Sittenverderbniß, die alle Stände ergriffen hat, aber doch nicht allenthalben gleich unheilbar iſt. Unter dem Pöbel der Bürger läßt ſie ſich, glaube ich, gar nicht heben, und dieſer Schade iſt ſo groß nicht, als er ſcheinen kann. Unter den Vornehmen kann man ihr kräftig entgegenwirken, wie ich in der Folge zeigen werde.

Die gemeinen Bürger in Bern ſind auf eben die Art und aus eben den Urſachen verdorben, aus welchen es der Pöbel in Athen, Rom und andern ausgearteten oder untergegangenen Freyſtaaten war, aus Trägheit oder Mangel von gemeinnütziger Betriebſamkeit. Weil der gröſte Theil, gleich den Spaniern im ſüdlichen Amerika, es für eine Erniedrigung hält, zu arbeiten, oder durch Handarbeit ſo viel zu verdienen, als zur Erhaltung ihrer ſelbſt und ihrer Familien nöthig iſt; ſo überlaſſen ſie ſich allen Ausſchweifungen der ſich ſelbſt beſchwerlichen ſtolzen Trägheit, beſonders der Völlerey, fallen bald in Dürftigkeit, laſſen ſich eine Zeitlang aus den Fonds der Zünfte, wozu ſie gehören, unterſtützen,

und überantworten zuletzt ſich ſelbſt dem Spital oder der Inſel, und ihre Kinder dem Waiſenhaus. Die Bankerote nehmen in Bern mit jedem Jahre zu, und ſind viel häufiger, als ſie nach Verhältniß der Größe der Stadt ſeyn ſollten.

Man behauptet es von allen Ariſtokratien, und, wie ich glaube, nicht ohne Grund, daß die regierenden Familien, beſonders wenn ſie ſelbſt keinen Handel oder einträgliche Gewerbe treiben, eine jede Art von bereichernder Induſtrie unter den bloß Regimentsfähigen Geſchlechtern zurück zu halten ſuchen. Handel und Gewerbe vermehren die Bevölkerung, verbreiten Reichthum und Aufklärung, erregen in denen, die bisher nicht regierten, aber das Recht dazu hatten, kühne Hoffnungen und Anſprüche, und bringen endlich die Verfaſſung immer mehr und mehr der Demokratie nahe, welche Revolution auch unausbleiblich erfolgt, wenn ſie nicht durch gewaltſame Mittel, wie jezo in Genf, zurückgehalten oder vereitelt wird. Um alſo dieſer Revolution vorzubeugen, hielten es von jeher die Häupter auch der beſten Ariſtokratien für eine heilige Grundregel, wenigſtens nichts dazu beyzutragen, daß in demjenigen Theile ihrer Mitbürger, die mit ihnen gleiche Rechte, aber ungleiche Vorzüge hatten, das Vermögen und mit dieſem der Muth vermehrt würde, ihre Rechte geltend zu machen. Der ariſtokratiſche Plato verwünſchte deßwegen die Siege der Athenienſer bey Salamin und Mykale aus keiner andern Urſache, als weil das ganze Volk dadurch war bereichert, und der Pöbel zur Anmaßung derſelbigen Vorzüge mit den edelſten und reichſten Bürgern war gereizt worden. Auch verfluchte er den Themiſtokles, Perikles und andere nur deßwegen als Ver-

derber des Volks, und Umkehrer der Soloniſchen Staatsverfaſſung, weil ſie Schiffarth, Künſte, Manufacturen und Handel geſchaffen oder erweitert, und dadurch die Macht des Volks immer mehr und mehr vergrößert hätten. Aus den Wirkungen muß man ſchließen, daß die Schweizeriſchen Ariſtokratien über die gefährlichen Wirkungen einer allgemeinen Induſtrie in den Hauptſtädten eben ſo, wie Plato denken. Bern, Freyburg, Solothurn, und Lucern haben wenig oder gar keinen Handel und Fabriken, da beyde in den mehr demokratiſchen Städten, Zürch, Baſel, St. Gallen, und bisher auch in Genf bis zum Neide der Nachbaren und Ausländer blühten. In Bern ſind nur zwo Fabriken von ſeidenen Zeugen, die aber nicht von großer Bedeutung ſeyn ſollen, und die Einwohner dieſer Stadt müſſen daher alle Bequemlichkeiten oder Producte des Luxus entweder von Ausländern oder von ihren eignen Unterthanen kaufen.

In Bern iſt der Handel zwar nicht ſchimpflich, wie ehemals in Rom, auch giebt es keine ausdrückliche Geſetze, wodurch Handel und Gewerbe gedrückt würden. Unterdeſſen befangen ſich die vornehmen Familien weder mit dem einen noch den andern, ungeachtet ſie ſich kein Bedenken machen, Söhne, die nicht zur Regierung beſtimmt ſind, der Handlung zu widmen, und auch ihre Töchter an reiche Kaufleute zu verheirathen. Noch viel mehr aber, als durch das Beyſpiel der Vornehmen, wird der Geiſt der Betriebſamkeit durch die ungeheuren Fonds der milden Stiftungen erſtickt, deren ungemeſſene Bereicherung der Staat nicht gehindert, ſondern vielmehr durch das populär ſcheinende Geſetz befördert hat, vermöge deſſen alle Notarien ver-

pflichtet ſind, Teſtirende daran zu erinnern, daß ſie doch eins oder das andere pium corpus bedenken möchten. Die Zünfte allein ſind ſo reich, daß ſie verarmenden Mitgliedern aus der Bürgerſchafft jährlich 30 bis 50 Thaler, und auf der Zunft vom Diſtelzwange, die lauter Edelleute enthält, 100 bis 150 Thaler und noch mehr Penſion geben. Ein nichtswürdiger Menſch alſo, der das Glück gehabt hat, von Bürgern in Bern erzeugt zu werden, mag das Seinige noch ſo freventlich hindurch gebracht haben, und einer jeden Wohlthat, die ihn nicht beſſert, noch ſo unwürdig ſeyn, als er will; ſo kann er doch immer verſichert ſeyn, daß er von ſeiner Zunft werde unterhalten, oder daß er ſowohl als ſeine Frau und Kinder in reichen und prächtigen Stiftungen einen ſichern und bequemen Zufluchtsort finden werden. Dieſer Gedanke, immer verſorgt zu werden, und niemals die Erniedrigungen und das Elend der äußerſten Armuth tragen zu dürfen, muß nothwendig im gemeinen Mann alle Arbeitſamkeit erſticken, und eine jede Art von Ausſchweifung befördern; und man kann daher mit Recht annehmen, daß die reichen Zünfte und Spitäler in Bern eben den Schaden, wiewohl in geringerm Maaße, ſtiften, den die unſinnige Verſchwendung ſowohl des Staats, als einzelner reichen Ehrgeizigen in Athen und vorzüglich in Rom hervorbrachten. An ſtatt, daß in Rom ein Pöbel von hundert funfzig bis dreymal hundert tauſend Menſchen auf Koſten des Staats und der Vornehmen gefuttert, und dadurch immer träger und tugendleerer wurde, wird in Bern nur eine kleine Zahl von Familien durch die Verſchwendung milder Stiftungen abgehalten, nicht das zu werden und zu thun, was ſie werden und thun könnten.

Wenn die Bürgerſchafft in Bern jemals ſich wieder heben, und ihren Vorfahren ähnlich werden ſollte; ſo müſten nothwendig die Fonds von den Zünften und den Spitälern ſo weit vermindert werden, daß man nur allein denen, die in unverdiente oder unvermeidliche Armuth verfielen, nothdürftigen Unterhalt und Pflege ſchaffen könnte. Da aber der Staat dergleichen niemals wird thun können, wenn er auch wirklich die Abſicht hätte, ſo kann man leicht den Schluß ziehen, daß die Sittenverderbniß der gemeinen Bürgerſchafft in Bern ganz unheilbar ſey: ein Unglück, deſſen Einfluß auf die Staatsverfaſſung man aber ganz hemmen kann, wie Sie in der Folge ſehen werden.

Was die milden Stiftungen für die geringern Familien ſind; das könnten die ſo genannten Familienkiſten, oder die unveräußerlichen Güter ganzer Familien, und ich würde hinzuſetzen, die reichen Landvogteyen für die vornehmern Geſchlechter werden, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die Landvogteyen nicht allein nothwendige, ſondern auch bey gewiſſen Einrichtungen durchaus heilſame Belohnungen wirklicher Verdienſte ſind und ſeyn werden. Die Familienkiſten ſollen einem Geſetze nach, das zwar den Verfall großer Häuſer, aber auch die Vermehrung todter und tödtender Schätze zu verhüten, die Abſicht hat, nicht mehr als 200000 Pfunde enthalten; allein man ſagt, daß ſie bisweilen noch ein= oder gar zweymal ſo reich werden. Ein anderes wahrhaftig Ariſtokratiſches Geſetz verordnet, daß alle Kinder zu gleichen Theilen erben, und der Vater nur über einen Drittheil ſeines Vermögens zum Vortheil eines oder mehrerer Kinder disponiren könne. Durch dieſes Geſetz wird der zu gefährlichen Anhäu=

fung

fung von Reichthümern in einer Familie vorgebeugt, indem große Güter bald wieder in kleinere Portionen getheilt werden.

Nicht bloß die geringern, ſondern auch die höhern Stände in Bern ſind ſittlich krank; wiewohl die letztern lange ſo gefährlich nicht, als die erſtern. Die Verderbniß der ſittlichen Natur iſt in Bern noch nicht bis zu dem fürchterlichen Grad geſtiegen, daß ſie auch die phyſiſche Natur zerrüttet hätte, wie man dieſes leider von den meiſten großen Städten in Europa und von vielen regierenden oder ſonſt vornehmen Familien behaupten kann, in welchen Laſter durch Häßlichkeit, und Blödſinn oder doch Schwäche des Verſtandes beſtraft worden ſind. Ich ſtimme vielmehr dem Zeugniſſe anderer Reiſenden bey, daß ich in keiner Stadt von gleicher Größe unter den Vornehmen und mittlern Ständen ſo viele ſchöne Mädchen und Frauen als in Bern geſehen habe. Die Bernerinnen haben nicht bloß eine blühende Farbe, ſondern auch oft eine ganz untadeliche Bildung und eine ſolche Fülle und Ründung, daß es einem jeden gleich auffällt, daß ihr cörperlicher Zuſtand bisher noch nichts oder nichts merkliches gelitten habe. Männliche Schönheiten ſind mir nicht ſo häufig vorgekommen, als weibliche; und viel weniger, als man in Teutſchland in Städten ſieht, wo zahlreiche Akademien oder große Beſatzungen oder glänzende Höfe ſind. Man muß aber auch die männliche Berniſche Jugend nicht nach dem beurtheilen, was man im Sommer ſieht, weil die meiſten und ſchönſten jungen Leute aus den angeſehenſten Familien in fremden Ländern dienen, und erſt nach Michaelis auf Urlaub zu Hauſe kommen.

Die Sittenverderbniß in Bern hat auch noch nicht die Häupter des Staats, in ſo ferne ſie Regierer deſſelbigen ſind, angegriffen. Magiſtratsperſonen in einer Republik, nenne ich alsdann verdorben, wenn ſie unter dem Schutze des allgemeinen Beyſpiels und ungeſtraft, oder doch in der Hoffnung ungeſtraft zu bleiben, ihre Pflichten vernachläßigen, Recht und Unrecht verkaufen, Bürger und Unterthanen drücken, und die öffentlichen Schätze plündern, um die Früchte ihrer Frevelthaten in ſchändlichen Lüſten verzehren zu können. Beſtechlichkeit, Erpreßungen und untreue Verwaltung der Einkünfte des Staats ſind im Berniſchen unerhört, und wenn ſie ſich dann und wann äußern, ſo iſt es faſt unmöglich, daß ſie unentdeckt und unbeſtraft bleiben ſollten. Allgemeine Achtung iſt noch ein großes Gut, und öffentliche Schande oder Verachtung eine große Strafe. Auch werden oft Geburt, große Reichthümer und vielgeltende Empfehlungen nicht geachtet, wenn ſie in einem Candidaten mit höchſt verdorbenen Sitten und einem notoriſch ärgerlichen Leben verbunden ſind. Oeffentlicher Ehebruch, und ſchändliche Entführungen werden mit dem Verluſt aller bürgerlichen Ehre, aller Würden und Güter beſtraft. Verderbliche Verſchwendung ahndet der Rath ſogar an Mitgliedern der Regierung, wie an andern Perſonen, dadurch, daß er dieſelben für das erklärt, was ſie ſind, daß er ſie aus dem Genuß und der Verwaltung ihrer Güter ſetzt, und ihnen nur einen Theil ihrer Einkünfte läßt, das übrige aber unter der Aufſicht eines Vormunds zur Unterhaltung der Familie, und zur Bezahlung der Gläubiger anwendet: Wenn die Sitten der Magiſtratsperſonen, als ſolcher, nicht unverdorben wären, ſo würde das

land nicht ſo blühend, die Unterthanen nicht ſo glücklich und zufrieden, und die Geſetze und Regierung nicht ſo weiſe und ſanft ſeyn können, als ſie wirklich ſind. Dieſe Unverdorbenheit der Vorſteher und Diener des Staats muß man wohl am meiſten aus den vortrefflichen Geſetzen ableiten, wodurch alle Bürger, die noch in den gefährlichen Jahren der Verführung und der heftigſten Leidenſchafften ſtehen, von der Regierung ausgeſchloſſen, und in den kleinen Rath nur Männer, in einem ſolchen Alter gelaſſen werden, in welchem ſie gemeiniglich mehr auf das allgemeine Beſte und ihr und ihrer Familien wahres und daurendes Intereſſe ſehen, als durch gegenwärtige Vortheile und Vergnügungen gereitzt werden.

Die Sittenverderbniß in Bern entſtand nicht aus einer zu großen oder ſchnellen Anhäufung von Reichthümern, und einem damit verbundenen übertriebenen Luxus. Beyde können in Bern nicht Statt haben, da dieſe Stadt weder reiche Eroberungen gemacht, noch einen beträchtlichen Handel und Gewerbe getrieben hat, und überdem die Güter von Familien häufig in kleinere Theile zerſtückelt werden. Hiezu kömmt noch, daß die Prachtliebe durch eine Menge von heilſamen Geſetzen eingeſchränkt iſt, über deren Beobachtung ein beſonderes Collegium wacht. Dieſe Aufwandsgeſetze ſind nicht ſo ſtrenge, als in Zürch oder Baſel, und das brauchen ſie auch in einem Ariſtokratiſchen Staat nicht zu ſeyn; ſie ſind auch nicht mehr ſo ſtrenge, als ſie im Anfange dieſes Jahrhunderts waren, wo das Frauenzimmer noch keine ſeidene Kleider, als nur allein bey feierlichen Gelegenheiten tragen durfte; ſie ſind aber doch immer ſo ſtrenge, daß ſie den Luxus in den gehörigen Schran-

ken halten können. Ihre Strenge beleidigt unkundige Ausländer, vorzüglich Franzoſen ſo ſehr, daß ich von mehrern gemäſteten Financiers gehört habe, daß ſie um dieſer Geſetze willen allein im Canton Bern nicht leben möchten. Alles Gold und Silber auf Kleidern und Putzwerk, alle daraus verfertigte Zeuge, alles koſtbare Pelzwerk, alle Beſetzungen von Damenkleidern, die nicht mit den Kleidern von gleichem Stoffe ſind, ſelbſt alſo auch die jetzo ſo allgemein herrſchenden Scherpen, endlich alle Spitzen, Federn, Perlen und Edelſteine, ausgenommen in Siegelringen, ſind ſchlechterdings verboten. Zwar iſt die Prachtliebe bisweilen ſchlauer, als der Geſetzgeber, und man trägt alſo zum Beyſpiel unter dem Titel von Siegelringen koſtbare Steine, in die man an einem am wenigſten in die Augen fallenden Ort einen faſt ganz unſichtbaren Einſchnitt hat machen laſſen; allein dieſe Täuſchungen der Geſetze ſind ſelten und nur ein kleiner Gewinn für den Eitlen, der auf Koſten der Geſetze glänzen will. Wenn man das Verbot fremder Weine ausnimmt, die nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß eingeführt werden dürfen, und nirgends häufiger, als in Bern, vorgeſetzt werden; ſo erſtrecken ſich die Aufwandsgeſetze nicht bis auf die Tafel, oder bis auf die Auszierung der Häuſer und Gärten, und doch kann man die Berner auch in dieſen Puncten keines übermäßigen Luxus beſchuldigen. Zwar ſind ihre Gaſtmäler koſtbarer, und ihre Tafeln mit einer viel größern Menge von Schüſſeln beſetzt, als in teutſchen Städten von gleicher Größe; allein dieſe Verſchwendung ſchadet nicht ſo wohl dem Vermögen und der Geſundheit der Berner, (da ſie weder mit Völlerey noch Gefräßigkeit verbunden iſt, als vielmehr der ächten Ge-

ſelligkeit. Je koſtbarer in einer Stadt die Gaſtmäler werden, deſto ſeltener werden freundſchafftliche Zuſammenkünfte; und je mehr man prunken will, deſto weniger genießt man wirklich. Dies iſt ein ſo heiliges Naturgeſetz, als es irgend eins in der phyſiſchen Welt giebt.

Ein jeder anderer, als Sie, wenn er das bisherige geleſen hätte, würde gar nicht einmal errathen können, wo dann noch Sittenverderbniß ſeyn könnte, da der Stamm der Berner ſo ungeſchwächt, die Häupter des Staats ſo untadelich, und die Aufwandsgeſetze ſo ſtrenge ſeyen. Leider aber ſind noch immer Theile genug übrig, deren Gebrechen und Krankheiten dem ganzen Staatscörper den Untergang drohen, wenn nicht bald kräftige Gegenmittel dagegen gebraucht werden.

Wenn dieſer Brief gewiſſen Berniſchen Frauenzimmern in die Hände fiele, ſo würden dieſe mich gewiß für einen traurigen Pedanten, oder wenn ſie mich auch nicht ſo ungerecht beurtheilen wollten, für einen lächerlich ſtrengen Sitten-Richter halten, der die Welt nicht kenne, oder ſie nach den Vorſchriften ſeiner Stuben-Moral reformiren wolle. Auch ſelbſt bey der Sicherheit unentdeckt zu bleiben, thut es mir ſehr leid, daß ich von dem ſchönen Geſchlecht in Bern, das dieſen Titel vorzüglich verdient, nicht lauter ſchönes und gutes ſagen kann. Aber für einen Philoſophen, und noch dazu für einen verheiratheten Philoſophen, wäre es eine Schande, wenn er die Wahrheit der Schönheit aufopferte, oder wenn er nicht Muth genug hätte, von den Berniſchen Schönen zu ſagen, daß ſie noch ſchöner ſeyn würden, wenn ſie mit ihren äußerlichen Reitzen die Tugenden ihrer Mütter und Großmütter ver-

händen, ohne welche ſie ſelbſt eben ſo wenig wahrhaftig glücklich ſeyn, als andere glücklich machen können.

Ich würde es den ſchönen Bernerinnen (und hier verſtehe ich bloß Damen vom erſten Range; denn Frauenzimmer von unſerm Stande ſchminken ſich gewöhnlich nicht) gar nicht zum Verbrechen anrechnen, daß ſie ſich ſchminkten, wenn ich es nicht bedaurete, daß ſie die friſche blühende Farbe, welche die Natur ihnen ſchenkte, durch elende Sudeleyen verdürben, wodurch die welken blaßgelben Pariſerinnen die ihnen verſagten Roſen zu erkünſteln ſuchen. Man unterſcheidet hier Roth-Auflegen von Schminken, worunter man ganz allein das ekelhafte Ueberkleiſtern der Haut mit einem weißen Firniß verſteht, der meiſtens krebsartige Geſchwüre oder unheilbare Auszehrung hervorbringt, und hier allein oder vorzüglich für einen Beweis von Eitelkeit und Coquetterie gehalten wird. Vernünftige Reiſende würden aber den Berniſchen Frauenzimmern gerne den Gebrauch der rothen, und wenn ſie es nöthig fänden, in ſeltenen Fällen auch der weißen Schminke verzeihen, wenn ſie nicht zugleich mit dieſen auch andere Sitten der Franzöſinnen angenommen hätten. Man kann jetzo nicht mehr mit Stanian ſagen, daß Geſetze und Mode ſich aller Galanterie widerſetzen, daß die Beſorgung des Hausweſens alle Zeit und Gedanken der Bernerinnen von ihrer erſten Kindheit an beſchäfftigen, und daß es nur wenige Frauenzimmer gebe, die in Liebeshändel verwickelt wären, als welche in allen Ländern eine Frucht der Prachtliebe und Geſchäfftloſigkeit der Weiber zu ſeyn pflegten. Es gibt freylich auch unter den Damen vom erſten Range noch manche, denen ihre Tugend wichtiger und theurer, als ihre Schönheit

iſt, die ihre Männer und Kinder mehr, als ihre Anbeter lieben, und die ſich um das Innere ihres Hauſes mehr, als um den Beyfall junger Herren bekümmern. Allein dieſe Beyſpiele werden immer ſeltener, ſo wie die Zahl der Schweizer-Franzöſinnen mit jedem Jahre wächſt. Man ſieht nachgerade in Bern eine ſorgfältige Erziehung der Kinder und Verwaltung des Hausweſens nicht mehr als Pflichten vornehmer Weiber, ſondern als Geſchäffte von Haushälterinnen, Informatoren und andern Bedienten an, und iſt ſchon geneigt, ſie für Beſchimpfungen einer vornehmen Geburt und Standes zu halten. Den Morgen bringen die meiſten Berniſchen Damen am Putztiſch, oder doch in der Geſellſchafft junger Herren, und den Nachmittag und oft auch den Abend in Aſſembleen oder an Gaſtmälern und auf Bällen zu. In einem ſolchen Wirbel unaufhörlicher Zerſtreuungen und bey einer ſolchen Entfernung von allen ernſtlichen Arbeiten und Gedanken iſt es äuſſerſt ſchwer, daß das Herz unverdorben, die Tugend unbefleckt, und die heiligſte unter allen Verbindungen unverletzt bleibe. Wenn nicht die ſogenannten Vergnügungen der großen Welt durch kleine abwechſelnde und vorübergehende Intrigen gewürzt würden, wie wäre es möglich, daß das leere unbeſchäfftigte Herz den aus ihrer Einförmigkeit entſtehenden Eckel, und die damit verbundenen unzertrennlichen Neckereyen, Klatſchereyen, Nebenbuhlereyen u. ſ. w. ertragen könnte? Eheliche Treue iſt in Bern zwar noch nicht, wie in Paris, eine Thorheit, worüber man öffentlich zu ſpotten das Herz hätte; man hat aber doch ſchon ſeit geraumer Zeit aufgehört, ſie für eine nothwendige Tugend zu halten.

Wenn junge Weiber es einmal bis zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß ſie nicht zur Beglückung ihres Mannes, ihres Hauſes und ihrer Kinder, ſondern zum Vergnügen ihrer Verehrer, und zur Verſchönerung glänzender Geſellſchafften da ſind; ſo iſt es faſt unmöglich, daß ihre Töchter zu weiſen und gewiſſenhaften Ehefrauen und Hausmüttern erzogen werden. Wenn die Tochter es beſtändig ſieht, daß die Mutter ihren Mann, ihre Kinder und ihr Hausweſen vernachläßigt, wie ſollte es ihr in den Sinn kommen, daß die Sorge dafür jemals ihre Pflicht werden könnte? Wenn die Tochter ferner bemerkt, daß die Mutter nur ſich und ihrem Vergnügen lebt, und in Geſellſchafft ihrer Liebhaber allen Arten von Ergötzungen nachjagt; wie ſollten dann in ihr nicht allmälig die Hoffnungen aufſteigen, daß ſie dereinſt ähnliche Freyheit und Vergnügungen genießen werde? Auch werden die jungen Bernerinnen bey weitem nicht ſo ſtrenge und ſorgfältig, als unſere teutſchen Mädchen erzogen. Man hält ſie nicht wie unſere Landsmänninnen zur Führung der Haushaltung, zur Beſorgung und Aufſicht über die Küche, oder zu andern ernſthaften und anſtrengenden Arbeiten und Kenntniſſen an; Zeichnen, Tanzen, Muſik, einige weibliche Arbeiten, die zur Abkürzung der Langeweile in großen Geſellſchafften erfunden worden ſind, am allermeiſten die franzöſiſche Sprache ſind die einzigen Künſte und Geſchäffte, in welchen ſie unterrichtet werden. Das Franzöſiſche iſt nicht bloß unter dem jungen Frauenzimmer, ſondern unter allen Perſonen von Erziehung ſo herrſchend, daß darüber die Mutterſprache faſt ganz vernachläßiget wird. Fremde redet man in allen Geſellſchafften nur Franzöſiſch an; ſelbſt im

vertrauteſten freundſchafftlichen Umgange werden häu- fig Franzöſiſche und Teutſche Wörter unter einander gemiſcht, und die Complimente beym Empfange und Abſchiede faſt immer franzöſiſch gemacht. So wie es aber faſt keine Perſon von einiger Erziehung in Bern giebt, die nicht gut oder doch geläufig Franzöſiſch redete und ſchriebe, ſo finden ſich, wenn man die eigentlichen Gelehrten ausnimmt, gewiß nur wenige, die einen Teutſchen Brief oder Aufſatz ohne Fehler ſchreiben könn- ten. Von Teutſchen Producten werden dem Berni- ſchen Frauenzimmer nur allein einzelne Romane be- kannt, und es geht auch hier wie anderswo, daß man keiner andern Art von Werken mehrere und größere Fehler und Ungereimtheiten nachſieht, als dieſen. Selbſt von Franzöſiſchen Büchern lieſt das ſchöne Ge- ſchlecht wenig mehr', als die Neuigkeiten des Tages, und einige Modeſchriften. Bey dieſer Art der Erziehung und des Unterrichts können der Geiſt und das Herz der jungen Bernerinnen nicht ſehr zum Kampfe mit den an- ſteckenden Sitten ihrer Zeit vorbereitet und gerüſtet wer- den. Mir iſt keine Stadt in Teutſchland bekannt, wo unverheirathete Perſonen von beyderley Geſchlecht ſo häufig und vertraulich mit einander umgehen, als in Bern. Junge Herren miſchen ſich nicht nur in die Kreiſe und Verſammlungen von Jungfrauen, ſondern beſuchen dieſe auch allein auf ihren Zimmern. Unge- achtet die Bernerinnen das verdiente Lob haben, daß ſie ihre jungfräuliche Ehre eben ſo rein bewahren, als die dem Himmel geweihten Bräute, die in unzugänglichen Mauren verſchloſſen ſind; ſo halte ich doch den frühen und vertrauten Umgang junger Mädchen mit Perſonen von unſerm Geſchlecht für eine der weiblichen Tugend,

und beſonders den künftigen Ehemännern höchſt gefähr-liche Schule, in welcher die wahre Ausbildung unver-heiratheter Frauenzimmer gehindert, ihre Eitelkeit und Prachtliebe zu ſehr genährt, ihre Abneigung zu ernſtli-chen Arbeiten und Kenntniſſen vermehrt, und der Grund zu vielen Verirrungen gelegt wird, wenn mit der Ver-änderung des Standes und der dadurch erlangten gröſ-ſern Freyheit alle die Bewegungsgründe wegfallen, wo-durch ſie bisher zurückgehalten wurden.

Man kann, glaube ich, aus der ganzen Geſchich-te kein Beyſpiel anführen, daß das weibliche Geſchlecht ſich ſelbſt und zuerſt verdorben habe, oder die erſte Ur-ſache einer allgemeinen Sittenverderbniß geworden ſey. Auch in Bern iſt das Frauenzimmer nicht aus eigner Bewegung, ſondern auf fremden Antrieb von der ſtren-gen Tugend der alten Zeit abgefallen. Die männliche Jugend war die erſte Verführerin, und eben dieſe Ver-führerin wurde wieder durch ſchlechten Unterricht und Erziehung verkehrt.

Nirgends vermiſſe ich die Weisheit der Berni-ſchen Regierung ſo ſehr, als in dem gänzlichen Mangel öffentlicher Anſtalten und Geſetze für die Ausbildung der vornehmern Jugend. Dieſe Vernachläßigung des wich-tigſten oder eines der wichtigſten Theile des Staats iſt um deſto mehr zu verwundern, da in keiner Art von Staaten Geſetze und Anſtalten für die Erziehung noth-wendiger als in Ariſtokratien ſind, wo außerordentliche Vorzüge des Geiſtes und Cörpers allein in Bürgern und Unterthanen die Meynung hervorbringen und beſtärken können, daß diejenigen, von denen ſie regieret werden, auch werth ſind, ihre Regenten zu ſeyn. Aus dieſem Grunde waren die Geſetze über die Erziehung der Ju-

gend nirgends häufiger und ſtrenger, als in den Ariſto-kratiſchen Staaten des Alterthums. In Bern hingegen fehlt es durchaus an öffentlichen Inſtituten für die Erziehung und den Unterricht vornehmer Jünglinge, und eben deßwegen iſt dieſe Stadt, deren Söhne mit den glücklichſten Anlagen geboren werden, in Anſehung der wiſſenſchafftlichen Aufklärung unter den Proteſtantiſchen Städten der Schweiz mit am allerweiteſten zurück. Es fehlt nicht viel daran, daß Wiſſenſchafften mit Pedanterey, und Gelehrſamkeit mit entbehrlicher Schulfüchſerey verwechſelt wird. Ich habe mehrmalen beſonders Frauenzimmer ſagen gehört, daß ſie ihre Söhne, die zu Kriegsdienſten beſtimmt wären, ſelbſt der Quaal des Lateinlernens und der mühſeligen Erwerbung anderer Schulkenntniſſe entzogen hätten, weil ſie gar nicht eingeſehen, wozu künftige Officiere dergleichen Dinge, die eigentlichen Gelehrten ganz nützlich ſeyn möchten, brauchen könnten. Hier konnte ich mich nicht entbrechen, zu erwiedern, daß viele teutſche Officiere, die den Officieren einer jeden andern Nation auf der ganzen Erde an die Seite geſetzt werden könnten, über den Nutzen alter Sprachen und wiſſenſchafftlicher Kenntniſſe ganz anders dächten. Sie hielten nämlich dafür, daß eine ſorgfältige Entwickelung des Geiſtes einen Officier nicht nur brauchbarer im Felde, ſondern auch angenehmer, geſitteter, und beſſer im Frieden mache; indem die Bekanntſchafft mit Wiſſenſchafften die Rohheit ſeines Standes mildere, und vor unzähligen Ausſchweifungen bewahre, wozu Langeweile, Leerheit des Kopfs, Zügelloſigkeit von Bekannten, u. ſ. w. nur zu oft verleiteten. Dem Frauenzimmer würde ich es aber noch verzeihen, wenn es von Wiſſenſchafften

und gelehrter Erziehung ſchlecht, oder doch nicht ſo vortheilhaft dächte, als es denken ſollte; allein daß viele, vielleicht die meiſten von der Regierung, Wiſſenſchafften nicht weniger gering ſchätzen, das, mein Beſter! macht in mir eben ſo viel Unwillen, als Mitleiden rege. Mehrere Fremde, die ſich lange in Bern aufgehalten, und die herrſchende Denkungsart mit einem unparteyiſchen Auge beobachtet hatten, haben mich verſichert, daß Verachtung der Wiſſenſchafften eine Berniſche Staatsmaxime ſey, weil man befürchte, daß eine größere Aufklärung ſolche Gährungen als in Genf hervorbringen, oder den gelehrten Mitgliedern Verachtung gegen die ältern Ungelehrten einflößen und das Anſehen der letzteren ſchwächen möge. Ich nehme dieſe Vermuthung zwar nicht in der ganzen Ausdehnung an, in welcher ſie mir iſt mitgetheilt worden, allein wenn Gelehrſamkeit nicht mehr ein Vorwurf, als eine Empfehlung von jungen Männern wäre; ſo könnte ich nicht begreifen, warum die einſichtsvollſten Väter ihren Söhnen nicht einen ſorgfältigern Unterricht geben ließen, wie in Bern ſo häufig geſchieht. Geſetzt aber auch, daß die Regierung nicht eigentlich die Abſicht hat, das Aufkommen der Wiſſenſchafften zu hindern, ſo kann man wenigſtens ſo viel behaupten, daß ſie, die ſonſt ſo vieles zum Wohl der Bürger und Unterthanen thut, für die Aufmunterung der Wiſſenſchafften nur wenig beträchtliches geleiſtet hat. Was ſie aber in's künftige auch thun mag, ſo wird doch gewiß nur wenig ausgerichtet werden, ſo lange die einem Teutſchen, und noch dazu einem Göttingiſchen Profeſſor ſo unerträglich ſcheinende Cenſur ſo ſtrenge bleibt, als ſie bisher in Bern und in den übrigen Cantonen war. Dieſe Cenſur iſt ſo

hart *), daß man ſie viel eher für ein Werkzeug der Knechtſchafft in den Händen eines Morgenländiſchen Despoten, als für die Verordnung glücklicher Freyſtaaten halten ſollte. Kein Bürger, Unterthan oder Inſaß darf das geringſte, nicht einmal in fremden Ländern, ohne vorhergegangene Unterſuchung drucken laſſen, und kein Zeitungsſchreiber in der Schweiz hat das Herz, von den politiſchen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes und der übrigen Cantone das geringſte bekannt zu machen. Ungeachtet jetzo alle übrige Europäiſche Zeitungen von den Begebenheiten in Genf voll ſind; ſo wird in den Schweizeriſchen das tiefſte Stillſchweigen darüber beobachtet, und ich würde alſo weniger, als Sie, davon erfahren, wenn ich nicht täglich in Geſellſchafft von Perſonen käme, die Verwandte unter den Berniſchen Truppen in Genf haben. Da die Zeitungsſchreiber ſo ſehr eingeſchränkt werden; ſo kann man leicht denken, daß die Politiker und Geſchichtſchreiber es nicht weniger ſind, und eben daher rührt es, daß die Geſchichte, Verfaſſung, und Statiſtik der Schweizeriſchen Cantone aller Schreiberenen von Ausländern ungeachtet viel weniger bekannt und bearbeitet, als die von andern Ländern ſind.

*) In Bern iſt es zwar nicht, wie in Zürch, durch ein ausdrückliches Geſetz unterſagt, Bücher ohne Cenſur in und außer dem Vaterlande drucken zu laſſen. Es ſind ſogar Perſonen von der Regierung, auch andere ſichere Männer, die ſich als Verfaſſer nennen, durch Nachſicht und Gewohnheit von der Cenſur frey; allein nichts deſtoweniger lehrt die Erfahrung, daß der noch immer zu ängſtliche Geiſt der Regierung in Bern eben die Schüchternheit von Schriftſtellern hervorbringt, die anderswo eine Folge von wirklichen Geſetzen iſt.

Man ſagt, glaube ich, nicht zu viel, wenn man annimmt, daß man in dem durch Lettres de cachet und Baſtille ſo furchtbaren und berüchtigten Paris viel freymüthiger über Staatsſachen und inländiſche Geſchichte redet und ſchreibt, als in der Schweiz, wo Freyheit und Eigenthum ſo ſicher als in irgend keinem Lande der Welt ſind. Dieſe Einſchränkung der Preßfreyheit ſtimmt wie der grundloſe Verdacht gegen die Wiſſenſchafften, und der Mangel hinlänglicher Erziehungsanſtalten, mit der Weisheit und Milde der übrigen Maaßregeln und Einrichtungen der Berniſchen Regierung nicht überein, und ich ſehe ſie deßwegen für traurige Reſte aus den Zeiten an, in welchen der Staat nicht von klugen und rechtſchaffenen Ariſtokraten, ſondern von kurzſichtigen Oligarchen beherrſcht wurde, und wo man noch glaubte, daß ächte Staatskunſt nicht ohne einen gewiſſen Zuſatz von Machiavelliſterey Statt finden könne.

Wenn es nicht ſchon durch unzählige Beyſpiele bewieſen worden wäre, daß falſche Grundſätze, die man ſich öffentlich zu geſtehen ſchämen würde, nicht nur denen, gegen welche ſie gebraucht werden, ſondern auch ihren Ausübern ſelbſt auf die Länge höchſt nachtheilig werden; ſo könnte man es abermals mit dem Beyſpiel von Bern beweiſen. Die Verachtung oder doch Vernachläßigung der Wiſſenſchafften und der öffentlichen Erziehung hat die ſichtbarſten und ſchrecklichſten Einflüſſe ſowohl auf die Jugend als auf die übrigen Stände und Geſchlechter. Weil in Bern gar keine öffentliche Schule oder Inſtitut iſt, in welchen Söhne aus angeſehenen Häuſern erzogen und unterrichtet werden könnten, und weil überdem viele vornehme Fami-

lien es für eine Entheiligung ihres Standes halten würden, wenn man ihre Kinder mit den Kindern geringerer Bürger vermiſchen wollte, ſo werden die erſtern Hauslehrern übergeben, die man gemeiniglich aus den Studenten oder Candidaten des Berniſchen Gymnaſiums zu wählen pflegt. Dies Gymnaſium war vor nicht gar langer Zeit, noch ganz nach alter Art, oder wie die meiſten katholiſchen hohen Schulen eingerichtet, und faſt einzig und allein für künftige Gottesgelehrte beſtimmt. Bey den vielen Verbeſſerungen oder Veränderungen des Schulweſens in Teutſchland ſtanden auch in Bern Patrioten auf, welche die Zwecke und Gemeinnützigkeit der Lehranſtalten erweitern, und mit der Schule, wie ſie bisher war, noch eine Kunſtſchule verbinden wollten. Die Wünſche und Vorſchläge dieſer Reformatoren fanden bey der Regierung Gehör: die Herren von Bern bewilligten eine anſehnliche Summe zur Verbeſſerung des Schulweſens, und man fing wirklich an, das, was man bisher vorgeſchlagen hatte, auszuführen. Allein, hier ging es wie bey allen Reformationen, die zu früh angefangen oder zu hitzig betrieben werden. Es erhoben ſich ſowohl an der Schule als im Rath Gegner aller Neuerungen. Dieſe konnten zwar nicht hindern, daß nicht das alte Syſtem verrückt worden wäre: allein ſie hinderten doch, daß es nicht ſo angerichtet wurde, als man es einrichten wollte. Man erreichte alſo nicht allein die Abſichten nicht, welche man zu erreichen hoffte, ſondern man vereitelte auch zum Theil den Zweck, für welchen die Schule urſprünglich geſtiftet worden war. Dies können Sie, wenn Sie wollen, im Spitzbart ausführlicher leſen, in welchem Roman Perſonen und Begebenheiten nach der Natur geſchildert ſeyn ſollen.

Bey einer ſolchen Verwirrung der Berniſchen Schule kann man mit Recht zweyfeln, ob auf derſelben Männer genug gebildet werden, welche die Erziehung und den Unterricht von jungen Leuten, die zu Kriegs- und Staatsbedienungen beſtimmt ſind, zu leiten und zu vollenden im Stande wären. Wenn ſie aber auch mehrere hervorbrächte, als man mit einiger Wahrſcheinlichkeit annehmen kann; ſo läßt ſich doch vorausſehen, daß dieſe mit allen ihren Talenten und guten Abſichten doch nur bey wenigen Zöglingen etwas ausrichten würden. Denn, wenn die letztern nur geringe Schwierigkeiten in der Erlernung alter Sprachen, oder nicht ganz unentbehrlicher Kenntniſſe überwinden, oder ſich Ergötzungen, die andern von ihrem Alter erlaubet werden, verſagen ſollen; ſo müſſen ihnen nothwendig immer die Beyſpiele von vielen angeſehenen Männern in der Stadt und vielleicht in ihrer eigenen Familie einfallen, die ohne verdrießliches Arbeiten und ausgebreitete Gelehrſamkeit in den Rath gekommen ſind, oder ihr Glück in fremden Kriegsdienſten gemacht haben; und ich brauche nicht hinzuzuſetzen, was für Wirkungen ſolche Betrachtungen auf junge Gemüther haben müſſen. Wenn aber die jungen Berner aus guten Häuſern die Jahre erreichen, wo ſich kein Hauslehrer weiter bey ihnen in Anſehen erhalten kann; ſo werden die meiſten ohne fernere genaue Aufſicht ſich ſelbſt überlaſſen, und nur wenige werden auf Teutſche Univerſitäten, oder auch in Herrn Pfeffels Akademie geſchickt. Die letztere iſt jetzo mehr als zur Hälfte mit jungen Schweizern beſetzt, weil es in der ganzen Schweiz gerade an einem ſolchen Inſtitut fehlt. Gewöhnlich ſind die jungen Schweizer von Familie, wenn ſie auf die Univerſität oder in die Mili-

tär-Akademie kommen, zu wenig vorbereitet, als daß ſie Geſchmack an den Wiſſenſchaften finden, und ihren Aufenthalt in fremden Ländern recht nutzen ſollten. Wenn ſie alſo in's Vaterland zurückkehren, ſo fangen ſie einige Jahre ſpäter eben die Lebensart an, welcher ſich ihre Geſpielen, die nie ihre Vaterſtadt verließen, ſchon früher ergeben haben. Aus Unfähigkeit zu eigenem Leſen oder Nachdenken oder Schreiben, vertändeln oder verderben ſie ihre Zeit mit jungen Leuten von ihrem Alter, oder auch in Geſellſchaft der Weiber und Töchter ihrer ältern Mitbürger. Zwar werden manche als Schreiber oder Secretaire in verſchiedenen Collegiis gebraucht; allein dieſe Stellen können nur wenigen zu Theil werden, und geben überdem denen, die ſie erhalten, nicht Beſchäfftigung genug. Noch weniger aber können die Angelegenheiten des äußern Standes die jungen Berner von einem ſchädlichen Müßiggange zurückhalten. Dieſer ſo genannte äußere Stand beſteht in einer Geſellſchafft von jungen Leuten von Familie, die in allen Stücken dem regierenden Cörper der Republik nachahmen. Er iſt alſo in den kleinen und großen Rath abgetheilt, wählt auf ähnliche Art ſeine Häupter und Magiſtratsperſonen, beſetzt eingebildete Vogteyen, redet und rathſchlagt über erdichtete oder auch über ſolche Gegenſtände, die jetzo wirklich verhandelt werden, zieht ſeine angewieſenen Einkünfte, hat ſeinen Schatz, ſein ſchönes Standhaus, Bediente u. ſ. w. Ich kann dieſe Anſtalt nicht ſchlechtweg tadeln, da ich das Innere derſelben und ihre guten Wirkungen nicht genau genug kenne. Wenn man aber aus dem Erfolg ähnlicher Einrichtungen ſchließen darf, ſo ſollte man denken, daß die Berniſchen Jünglinge ihre Zeit beſſer, als in leeren Bewerbungen

und Berathſchlagungen zubringen könnten, und daß ſie mehr dabey gewinnen würden, wenn ſie nach dem Beyſpiele der Römer ſich durch den vertrauten Umgang mit den gröſten und erfahrnſten Staatsmännern zu bilden ſuchten. Zu den Schaaren von Jünglingen, die von den Zeiten ihrer erſten Jugend an bis in's dreyßigſte Jahr und noch länger ohne beſtimmte Geſchäffte in dem Kreiſe der Vergnügungen ihrer Hauptſtadt herum getrieben werden, geſellen ſich jeden Winter die jungen Officiere, die während der Urlaubzeit aus fremden Dienſten zurückkommen. Dieſe Officiere ſind meiſtens noch ungebildeter, als ihre Brüder und Verwandte, die bürgerliche Bedienungen zu erlangen hoffen, dabey aber unendlich größern Gefahren, verdorben zu werden, ausgeſetzt. Man ſtürzt ſie nämlich in dem feurigſten und biegſamſten Alter in den Wirbel der Ergötzlichkeiten und Verführungen großer Städte hinein, und überantwortet ſie ohne Aufſicht der Geſellſchafft von Menſchen, unter welchen es lächerlich oder faſt ein Verbrechen wäre, unſchuldig bleiben zu wollen. Wenigſtens hat das Berner Regiment in Franzöſiſchen Dienſten den Ruf, daß es das verdorbenſte Corps im ganzen Heere ſey. Es dauert alſo nicht lange, ſo werden die neuen Ankömmlinge in alle Ausſchweifungen der ältern Officiere eingeweiht; und wenn beyde alsdann in ihre Vaterſtadt zurück kommen, ſo machen ſie ſowohl die männliche Jugend, als das weibliche Geſchlecht mit den Thorheiten und Laſtern fremder ausgearteter Völker und Städte bekannt. Die Vernachläßigung alſo der Erziehung, verbunden mit den fremden Kriegsdienſten, iſt die Haupturſache der Verderbniß der Berniſchen Jugend, und des Verluſts der reinen einfältigen Sitten, welche Stanian noch im

Anfange dieſes Jahrhunderts an den Berniſchen Matronen rühmte. Man wird keine ernſtliche und ſichere Beſſerung hoffen können, ſo lange der Staat nicht anfängt, die öffentlichen Erziehungsanſtalten zu vervollkommnen, und die Jugend zu nöthigen, daß ſie ſich durch Erwerbung nützlicher Kenntniſſe zu künftigen würdigen Volksregierern vorbereite, und von dem ſie ſelbſt und andere verderbenden Müßiggange entfernt.

Die Verbeſſerung der Schulanſtalten kann in Bern nicht das Hinderniß finden, wodurch ſie in ſo vielen Gegenden von Teutſchland vereitelt wird, nämlich durch Mangel von hinlänglichen Fonds. Die rühmliche Sparſamkeit der Berniſchen Regierung bietet auch hier alle Mittel dar, die zur Erreichung einer ſo wichtigen Abſicht, als die Veredlung ihrer eignen Nachkommenſchafft und die daraus erfolgende Befeſtigung ihrer Verfaſſung iſt, erfordert werden. Die gröſten Hinderniſſe liegen in mehrern Vorurtheilen, welche die Regierung oder doch viele Mitglieder derſelben vorher überwinden müſſen, und die vorzüglich darin beſtehen, daß man es bedenklich, und dem Anſehen der größern Familien nachtheilig findet, wenn die Söhne der letztern mit den Kindern gemeiner Bürger oder Einwohner in öffentlichen Anſtalten vermiſcht werden ſollten: daß man ferner nur Bürger oder Unterthanen des Cantons Bern, oder höchſtens nur Schweizer für fähig hält, junge Berner und Schweizer zu bilden: und daß man endlich wachſende Aufklärung und Ausbreitung von Wiſſenſchafften für gefährlich und dem Einfluſſe und der Achtung der alten Mitglieder der Regierung für ſchädlich anſieht. Es wird aber, denke ich, bald eine Zeit kommen, wo die Berniſche Regierung die wahren Ur-

ſachen und die eben ſo ſchrecklichen als unvermeidlichen Folgen der herrſchenden Sittenverderbniß erkennen, und eine ernſtliche Verbeſſerung der Erziehungsanſtalten, als das einzige und ſicherſte Mittel, dem Untergange ihrer Familien und der Staatsverfaſſung vorzubeugen, ergreifen wird.

Wenn die Regierung ihr Gymnaſium bis zu einem Erziehungsinſtitut für ihre ganze und alſo auch edlere Jugend erweitern wollte, ſo würde ſie ſelbſt unſere am beſten eingerichteten Teutſchen Univerſitäten nicht ohne vielerley Einſchränkungen zu Muſtern nehmen dürfen, weil ſie mit den Stiftern und Vorſtehern der letztern nicht ganz dieſelbigen Abſichten hätte. An ſtatt, daß auf unſern Akademien die Rechtsgelehrſamkeit die Hauptwiſſenſchaft ausmacht, und den größten Theil der Zeit junger Standesperſonen wegnimmt, würde man zwar dies Studium nicht vernachlaßigen, dabey aber doch viel mehr, als in Teutſchland geſchieht, auf ſolche Wiſſenſchafften Rückſicht nehmen müſſen, die einem künftigen Schweizeriſchen Staatsmann oder geſchicktem Officiere noch brauchbarer oder unentbehrlicher ſind. Wenn die Regierung einmal die ſo nöthigen Einrichtungen zur Verbeſſerung der Erziehung gemacht, und zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit gebracht hätte, ſo müſte es alsdann nicht dem Eigenſinn der Eltern oder der Trägheit der Jugend überlaſſen werden, ob die leztere an den Wohlthaten des Vaterlandes Theil nehmen wollte oder nicht. Vielmehr müſte ein unerweichliches Geſetz alle diejenigen, welche ſich dereinſt um Plätze in der Regierung bewerben wollten, nöthigen, vorher ihre Studien ordentlich zu vollenden, und ſich zur Führung eines jeden Amts in der Republik gehörig vor-

zubereiten. Eine ſolche Verordnung würde man im geringſten nicht als einen mit der republicaniſchen Freyheit unvereinbaren Zwang tadeln können, da die Jugend in allen gut eingerichteten ariſtokratiſchen Staaten viel ſtrengern Geſetzen unterworfen war. In Sparta, Athen und Rom waren ehrwürdige Collegia oder Perſonen, welche über die Sitten aller Stände und vorzüglich der Jugend wachten; und ich halte es daher für einen Fehler der Berniſchen Verfaſſung, daß keine eigentliche Sittenrichter da ſind, welche die Jugend im Zaume halten könnten. Damit aber die Regierung wenigſtens in Stand geſetzt würde, die Fleißigen und Unfleißigen zu unterſcheiden, ſo wäre es immer heilſam, wenn man den erſtern wiederholte Gelegenheiten verſchaffte, ihre Talente und Fortgänge in den Wiſſenſchafften zu zeigen. Ernſtliche Prüfungen würden wahrſcheinlich in Bern eben ſo nützlich als in Teutſchland ſeyn, wo auch die Söhne aus den vornehmſten Familien nicht einmal Beyſitzer von hohen Collegiis werden können, ohne ein ſtrenges Examen ausgehalten zu haben. Solche Prüfungen würden am vortheilhafteſten einige Jahre vor dem Alter angeſtellt werden, wo junge Leute fähig werden, in die Regierung zu kommen. Man würde dadurch zwo gleich wichtige Abſichten erreichen: daß die Candidaten nach der Vollendung ihrer Studien nicht im Fleiße nachließen, und daß ſie in dem Fall, wenn man ſie als unfähig abweiſen müſte, doch noch Zeit genug vor ſich hätten, durch eine ungewöhnliche Anſtrengung ihrer Kräfte das verſäumte nachzuholen. Vielleicht wäre es auch eine heilſame Aufmunterung zur Arbeitſamkeit und Tugend, wenn man junge Männer, die ſich vorzüglich durch Talente, Fleiß und Sitten aus-

zeichneten, auf die eine oder andere ehrenvolle Art belohnte; ſie etwa ein Jahr früher, als die Geſetze es erlauben, für fähig erklärte, in den Rath erwählt zu werden, u. ſ. w. Doch ich vergeſſe, daß ich zu einem Göttingiſchen und nicht zu einem Berniſchen Freunde rede, den dieſe Projectmachereyen mehr intereßiren würden.

Wenn aber die Regierung in Bern ſich vor's erſte noch nicht entſchließen, oder es auch nicht in ihrer Gewalt haben ſollte, die Erziehung und Sitten der Jugend zu beſſern, und dadurch der beſtändigen Abnahme der bürgerlichen Familien vorzubeugen, ſo bleibt ihr doch immer noch eine Palliativcur übrig, wodurch ſie das Uebel zwar nicht von Grund aus heilen, aber doch die fürchterlichſte Folge der Sittenverderbniß, Umkehrung der Ariſtokratie in eine gefährliche Oligarchie, verhüten kann. Dieſes Mittel hat ſchon der Herr von Haller vorgeſchlagen, und ich verehre ihn deßwegen nicht weniger, als wegen einer der wichtigſten Entdeckungen, die er in den Wiſſenſchafften gemacht hat.

Herr von Haller gab den Rath, daß man ſowohl die regierenden, als die regimentsfähigen Familien nie unter eine gewiſſe Anzahl hinabſinken laſſen, und wenn dieſes geſchähe, daß man alsdann die erſtern aus den letztern, und dieſe wieder aus ſolchen Theilen des Staats ergänzen ſollte, die bisher keine Hoffnung gehabt hätten, in die Regierung zu kommen. Wenn alſo die Regimentsfähigen Bürger ſich bis über eine gewiſſe Zahl verminderten, ſo ſollte man alsdann entweder gewiſſen adelichen Familien im Païs de Vaud, oder einigen unter den ewigen Habitanten, oder endlich den angeſehenſten Geſchlechtern in den Municipal-Städten das Berniſche Bürgerrecht ſchenken, und im letzten Falle die da-

durch erledigten Plätze in den Municipal-Städten mit wohlhabenden und verdienten Landleuten beſetzen. Herr von Haller urtheilte mit Recht, daß man durch dieſe Einrichtung nicht nur den Gefahren einer Revolution zuvorkommen, ſondern auch alle Eiferſucht unter den verſchiedenen Ständen tödten, und alle Theile des Staats mit einem gemeinſchafftlichen Bande an die gegenwärtige Regierungsform binden würde. Wenn man nicht wüßte, daß die Einführung gewiſſer Verbeſſerungen oft viel mehr Mühe koſtet, als die von gewiſſen Mißbräuchen, ſo müſte man ſich wundern, daß man bisher einen Vorſchlag nicht angenommen hat, der mit ſo großen und augenſcheinlichen Vortheilen verknüpft iſt. Beſonders würde man durch die Ausführung des Halleriſchen Projects den Adel in Païs de Vaud gewinnen, der die Vorzüge der Berniſchen Regierung, die ihm eine jede Vergleichung ſeiner Beſitzungen mit denen ſeiner Franzöſiſchen und Savoyardiſchen Nachbaren offenbaren müſte, nur zu leicht vergißt, weil er ſich in ſeinem Vaterlande zu keinen großen und einträglichen Bedienungen erheben kann, und nicht ſelten Landvögte über ſich hat, die ihm weder an Geburt noch Erziehung gleich ſind. Auch die Municipal-Städte, beſonders die freyen Städte in Aargäu würden nicht länger in dem Vorurtheil beharren, daß die Berniſche Regierung ſie demüthigen, oder wenigſtens den Landmann auf ihre Unkoſten empor bringen wolle.

Indem ich von den Municipal-Städten im Berniſchen Gebiete rede, erhalte ich Gelegenheit eines andern großen Gebrechens zu erwähnen, das die Regierung in Bern ſo gut, als ein jeder anderer einſieht, das ſie aber doch nicht durch den Gebrauch der höchſten Ge-

walt abſchaffen mag, um nicht ein viel grőßeres Uebel, willkůhrliche Krånkung feierlich zugeſtandener und bekråftigter Rechte, zu ſtiften. Der Fehler, den ich tadeln will, beſteht in den reichen Gemeinheiten der meiſten Municipal-Stådte, und der Eintråglichkeit ihres Bůrgerrechts. In mehrern Stådten, vorzůglich in Thun, Burgdorf, und andern giebt das Bůrgerrecht ſo große Einkůnfte, daß die Beſitzer deſſelben ohne alle andere Arbeit oder Zuflůſſe oder doch mit einer ſehr geringen Hůlfe von Induſtrie oder eigenem Vermőgen gut davon leben kőnnen. Dieſe Einkůnfte werden entweder aus Wåldern oder Wieſen, oder Alpen gezogen, und bringen zween unvermeidliche große Nachtheile hervor: geringere Nutzung und Wartung der Gemeinheiten, und Erſtickung faſt aller Induſtrie, indem die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß, wo der gemeine Mann kůmmerlich ohne alle Arbeit leben kann, er ſich nie durch Anſtrengung ſeiner Kråfte Ueberfluß oder die Bequemlichkeiten des Lebens zu verſchaffen ſucht. Zum Unglůck beſitzen gerade in denjenigen Stådten, wo das Bůrgerrecht am eintråglichſten iſt, die Zůnfte das hårteſte ausſchließende Recht, dasjenige allein zu liefern, was ihre Handwerke zu liefern pflegen. Durch dieſen unnatůrlichen Zwang wird die ohnedem ſchon ſchwache Induſtrie und Wetteifer, welche die Eintråglichkeit des Bůrgerrechts noch ůbrig laſſen wůrde, gånzlich erſtickt. Im allgemeinen wohnen daher gerade in den reichſten Stådten die armſeligſten Einwohner, da hingegen in ſolchen, wo das Bůrgerrecht nicht allein nichts einbringt, ſondern mit kleinen Ausgaben verbunden iſt, wie in Aarau, Handel und Manufacturen in dem blůhendſten Zuſtande ſind.

Die letzte Unvollkommenheit in der Berniſchen Verfaſſung iſt die Menge und Koſtbarkeit der Rechtshändel, worüber ich ſelbſt gutgeſinnte Richter habe klagen hören. Die Menge von Proceßen iſt meinem Urtheile nach eine nothwendige Folge des außerordentlichen Wohlſtandes der Bauren, und alſo ein Uebel, was immer auf ein viel größeres damit verbundenes Gut ſchließen läßt. Wenn der Landmann durch Auflagen und Erpreſſungen, wie in Savoyen und Frankreich, zu Grunde gerichtet iſt, ſo leidet er alles Unrecht, was ihm von Mächtigern zugefügt wird, mit einer ſtillen wehrloſen Geduld, weil es ihm ſo wohl an Muth, als an Kräften fehlt, ſeinen Bedrücker zur Rechenſchaft zu ziehen. Auch in ſolchen Ländern, wo man dem Bauren zwar das Nothwendige läßt, aber faſt alles Ueberflüßige ohne Erpreßungen durch ordentliche Auflagen nimmt, auch in ſolchen Ländern meidet der Bauer, ſo viel er kann, Proceße, weil er weiß, daß er die dazu erforderlichen Koſten entweder ſich und ſeiner Familie an den Nothwendigkeiten des Lebens, oder auch der Erhaltung ſeines Viehs, ſeines Geſchirres oder ſeines Hauſes entziehen müße. Wenn alſo in ſolchen Ländern, wo die öffentlichen Abgaben dem Bauern wenig oder gar nichts überflüßiges laßen, die Unterthanen durch die Plackereyen und unrechtmäßigen Zumuthungen ihrer Amtleute zu langwierigen Proceßen gezwungen werden, ſo verarmen dadurch nothwendig ganze Dörfer, weil ſie außer den öffentlichen Laſten nicht auch noch die Laſt von koſtbaren Rechtshändeln tragen können. In ſolchen Ländern hingegen, wo der Landmann im Durchſchnitt genommen wohlhabend oder reich iſt, iſt er auch immer Proceßſüchtig, weil Wohlſtand in nicht beſonders gut-

gearteten und aufgeklärten Menſchen allemal Uebermuth, Troz, Eigenſinn und Rechthaberey erzeugt. Ich ſelbſt habe es oft erlebt, daß reiche Bauren, bloß in der Abſicht, ihre Gegner zu kränken oder mürbe zu machen, zweydeutige Rechte und ſelbſt offenbares Unrecht in langwierigen Proceßen verfochten haben, ungeachtet ſie vorausſahen, daß ſie am Ende verlieren, und viele hundert Thaler dabey einbüßen würden. Wenn aber auch dieſen Erfahrungen zu Folge die Berniſche Regierung die Proceßwuth ihrer Unterthanen nicht ſchwächen, und die Menge von Rechtshändeln nicht hindern kann; ſo iſt es wenigſtens in ihrer Gewalt, durch eine weiſe Proceßordnung die Koſtbarkeit der Proceße zu vermindern. Dies kann ſie ihren Grundſätzen zu Folge nicht durch die Verminderung der Inſtanzen, deren es in wichtigen Sachen drey bis vier gibt, indem man von den niedern Gerichten an den Landvogt, vom Landvogt an die oberſte Appellationscammer, von dieſer, wenn die ſtreitige Sache von einem gewiſſen Belange iſt, an den großen Rath appelliren darf. Der ſicherſte Weg, die Koſtbarkeit von Rechtshändeln zu vermindern, wäre nicht ſowohl eine ſcharfe Proceßordnung, wodurch der Gierigkeit und den Ränken der Anwälde Schranken geſezt würden; denn dieſe werden immer vereitelt; ſondern Erhöhung der Summen, bis zu welchen ſtreitige Sachen ſteigen müſſen, wenn man von einer niedrigern Inſtanz an eine höhere appelliren wollte. Die Berniſchen Advocaten, die ſelten Rechtsgelehrte von Profeßion ſind, laſſen ſich ihre Mühe ungeheuer bezahlen. Sie ſollten von einer jeden Partey, die ſie vor einem in wenigen Stunden zu erreichenden Gerichte auf dem Lande vertreten, nur einen Louisdor nehmen; ſie nehmen aber oft drey bis

vier neue Louisd'or, eine Taxe, die allem Anſcheine nach kräftiger, als alle Geſetze, den Kitzel zu proceßiren erſticken müſte, und doch nicht erſtickt.

Die peinliche Proceßordnung und Geſetzgebung in Bern hat vor der anderer Cantone große Vorzüge, ungeachtet ſie auch nichts weniger als untadelich oder vollſtändig iſt. Wenn ein Miſſethäter in der Stadt ſelbſt ergriffen wird, ſo inſtruiren der Groß-Weibel und Gerichts-Schreiber, denen in wichtigen Fällen ein Mitglied des kleinen Raths zugeordnet wird, den Proceß. Bey einem jeden Verhör werden dem Delinquenten ſeine zuletzt niedergeſchriebenen Ausſagen wieder vorgeleſen, damit er, wenn er etwas zu erinnern findet, die nöthigen Einſchränkungen, oder Verbeſſerungen machen, oder hinzufügen könne. Findet der kleine Rath den Proceß vollſtändig, ſo ſpricht er das Urtheil ab. Fällt alsdann das Urtheil entweder zum Tode, oder bey einem Bürger von Bern nur auf Verluſt der Ehre, oder auf Leibesſtrafen aus, ſo wird der Proceß dem großen Rath vorgelegt, deſſen Mitglieder die Acten mit Muße in der Canzelley leſen können. Wenn nun auch der große Rath den Proceß für vollſtändig erklärt, ſo tritt alsdann der Großweibel auf, und bringt alle möglichen Gründe zu Gunſten des Delinquenten vor, der keinen andern Kläger, als die Acten, oder den Proceß ſelbſt hat. In den meiſten Fällen neigen ſich die Richter auf die gelindere Seite, und wenn etwa die Stimmen gleich ſind, ſo entſcheidet der Präſident faſt ohne Ausnahme für die Meynung derjenigen, welche die gelindeſte Strafe zuerkannten.

Eine etwas andere Bewandtniß hat es, wenn der Delinquent außer der Stadt geſündigt hat, und feſtge-

ſezt worden iſt. In dieſem Fall inſtruirt im teutſchen Gebiet der Republik der Landvogt, im Païs de Vaud aber das Gericht des Orts den Proceß, und ſchickt die Acten nach Bern, wo ſie von einem Collegio von drey Rathsherren unterſucht werden. Halten dieſe den Proceß für gehörig inſtruirt, ſo legen ſie ihn, wenn die Acten aus dem Teutſchen Gebiet eingeſchickt ſind, dem kleinen Rath vor, der das lezte Endurtheil fället. Sizt hingegen der Verbrecher in den welſchen Landen, ſo werden die Acten an die Obrigkeit des Orts zurückgeſchickt, die zwar das Urtheil ſpricht, aber dies Urtheil dem Rath in Bern entweder zur Beſtätigung oder Milderung oder Schärfung (welches leztere aber ſelten geſchieht) mittheilen muß. Die Tortur iſt zwar im Berniſchen noch nicht durch einen Ausſpruch der höchſten Obrigkeit abgeſchafft, ſie wird aber nur ſelten, oder faſt niemals mehr gebraucht.

Die Republik Bern hat eben ſo wenig, als ihre übrigen Schweſtern in der Schweiz, ein vollſtändiges peinliches Geſezbuch. Man hat ſchon lange daran gedacht, dieſem Mangel abzuhelfen, und eine der lezten Veranlaſſungen zu dem Wunſche einer ſichern Proceßordnung und eines vollſtändigen Geſezbuches, iſt für den Criminaliſten nicht weniger, als für den Philoſophen intereſſant.

Vor wenigen Jahren fand man in Bern ein ermordetes Kind nicht weit von einem Hauſe, in welchem ſich eine berüchtigte Weibsperſon aufhielt. Natürlich fiel der Verdacht der begangenen That am ſtärkſten auf diejenige, welche ihn durch ihr bisheriges Leben in der ganzen Nachbarſchafft am meiſten verdient hatte. Das Mädchen wurde eingezogen und verhört, läugnete aber

anfangs die That, und gab vor, daß ſie wirklich jetzo ſchwanger ſey. Man hielt dieſes für eine leere Ausflucht, und ließ die Gefangene nicht nur von einer oder mehrern Wehmüttern, ſondern auch von Aerzten unterſuchen. Die Wehmütter allein bezeugten, daß die Delinquentin nicht ſchwanger ſey, aber Merkmale an ſich habe, welche bewieſen, daß ſie ſchon einmal Mutter geworden. Die Aerzte hingegen bezeugten das Gegentheil. Durch die Zeugniſſe der Wehmütter betrogen drang man ſtärker in die Gefangene, und dieſe ſchien allmälig zu wanken, und bekannte endlich die That mit vielen Umſtänden, die man aber, durch das Bekenntniß verführt, nicht unterſuchte, weil man ſie ſonſt als irrig und unmöglich würde befunden haben. Hierauf verurtheilte man die Angeklagte zum Tode, die dieſes Urtheil, wie es ſchien, mit der Ergebung einer Perſon anhörte, welche ſich ſelbſt für ſchuldig, und die ihr zuerkannte Strafe für gerecht hielt. Die Gefangene bereitete ſich mit vieler Andacht zum Tode, und erſt am letzten Abend vor dem Tage, an welchem ſie hingerichtet werden ſollte, machte ſie dem Geiſtlichen, der mit ihr betete, das ſeltſame Geſtändniß: daß ſie für ihre Perſon gern ſterben wolle, weil ſie glaube, daß ſie durch ihre Sünden den Tod verdient habe, daß es ihr aber doch leid thue, und Gewiſſensangſt verurſache, daß das unſchuldige Kind, welches unter ihrem Herzen liege, und an deſſen leben ſie ſeiner heftigen Bewegungen wegen gar nicht zweyfeln könne, zugleich mit ihr umkommen müſſe. Man kann leicht denken, daß der Geiſtliche durch dieſe Erzählung nicht wenig betroffen wurde. Er erkundigte ſich ſorgfältig nach der Wahrheit der Nachricht, welche die bußfertige Sünderin ihm

gegeben hatte, und theilte ſie alsdann der höchſten Obrigkeit mit. Dieſe ſchob ſogleich die Vollziehung des Todesurtheils auf, ließ die Delinquentin abermals unterſuchen, und vernahm zu ihrem gröſten Erſtaunen, daß ſie in der letzten Hälfte ihrer Schwangerſchaft ſey. Hierauf erhielten die erſten unwiſſenden oder nachläßigen Prüferinnen der Unſchuld der Beklagten einen derben Verweis, und der letztern gab man außer ihrer Freyheit eine jährliche Penſion, zum Erſatz für das Unrecht, was man ihr gethan, und die Angſt, die man ihr verurſacht hatte. Nichts war den Richtern räthſelhafter, und wird es wahrſcheinlich auch Ihnen ſeyn, als warum das unſchuldige Mädchen nicht lebhaft und beſtändig widerſprochen habe, wodurch es ſeine Richter gewiß zu einer neuen Unterſuchung ihres Zuſtandes veranlaßt, und vor der Gefahr, ein ungerechtes Urtheil zu fällen, bewahrt hätte. Als man die bisherige Delinquentin hierüber befragte: antwortete ſie, daß ſie zuletzt geſchwiegen hätte, weil ſie ihren gnädigen Herrn nicht länger hätte widerſprechen und nicht noch größere Unkoſten hätte verurſachen mögen. Hätten Sie wohl gedacht, daß falſche Ehrfurcht in einer Perſon von eingeſchränktem Verſtande ſo gar die Furcht vor dem Tode überwinden könne? Sie ſehen, wie vorſichtig man ſeyn muß, wenn man aus dem Geſtändniſſe von Delinquenten, oder dem Mangel von Widerſpruch nicht falſch ſchließen will.

Ich habe dieſe Tage her einige Criminal-Acten, eine mir von jeher ſehr intereſſante Art von Schriften, geleſen, die in der erſten Hälfte des letzten Jahrhunderts in Nidau abgefaßt worden ſind. Aus dieſen Acten lernt man, daß man zwiſchen den Jahren 1625. und 1630.

in der Schweiz nicht weniger Hexen als in Teutſchland verbrannte, und daß die Sitten nicht weniger roh, und die Polizey nicht weniger ſchlecht, als in unſerm Vaterlande geweſen ſey. Einbrüche, Straßenräubereyen und Mordthaten waren ſo häufig, daß weder auf öffentlichen Wegen, noch ſelbſt in Dörfern und Städten nur einige Sicherheit geweſen ſeyn kann. Unter den Mördern, die man in dem angezeigten Zeitraum hinrichtete, war einer, der in den letzten drey Wochen vor ſeiner Gefangennehmung faſt alle Tage einen Menſchen umgebracht hatte, und wie es ſchien, nicht immer aus Raubſucht, ſondern mehrmalen aus Muthwillen und aus unmenſchlicher Wuth, die durch die Gewohnheit zu morden entſteht, und nur durch Blut und Würgen gekühlt wird. Ein noch größeres Ungeheuer war ein berüchtigter Räuber, mit Namen Schwarzbeck, der ſich in dem zweyten oder dritten Decennio dieſes Jahrhunderts durch ſeine Kühnheit und Liſt in der ganzen Schweiz furchtbar machte. Dieſer Böſewicht mordete oft ganz allein zur Luſt oder aus Schalkheit. Einſtens goß er einem armen Keſſelflicker, den er an einem einſamen Ort ſchlafend fand, einen ganzen Tiegel voll glühenden Bleys in den Hals, womit der Unglückliche einige Gefäſſe hatte ausbeſſern wollen. Ein anderesmal zwang er einen Schneidergeſellen, dem er in einem Walde begegnete, daß er ihm ſeinen Rock flicken muſte. Als dieſes geſchehen war, ſagte er ſpottend, daß er ihm jetzo auch ſeine Mühe belohnen wolle. Er fing hierauf an, den ſchwachen Schneider zu binden, und henkte ihn mit den Beinen an einen Baum, ſo daß der Kopf einen Ameishaufen berührte. Der Unmenſch geſtand noch im Gerichte, daß keine von ſeinen Thaten ihm ſo

viel Vergnügen verſchafft hätte, als die Verdrehungen, welche der geängſtete Schneider gemacht, und die er bis auf die letzte Zückung mit innigſter Freude ruhig betrachtet habe. Er brach ſogar noch auf ſeinem Wege zum Gerichtplatze in ein lautes Gelächter aus, als er vor der Stelle vorbey geführt wurde, wo er dem Schneider den ihm ſo ſcheinenden luſtigen Streich geſpielt hatte. Seine letzte Miſſethat war folgende: daß er in das Pfarrhaus zu Sengen im Canton Bern einbrach, daß er den Pfarrer knebelte, und deſſen Frau im Angeſichte des Mannes nothzüchtigte. Dieſer verſtockte Böſewicht empfand nicht die geringſte Reue über ſeine Verbrechen und gar keine Furcht vor dem Tode, oder der Zukunft. Er mukſte nicht einmal, da ſeine Arme und Beine zerſchlagen wurden; und bey dem erſten Stoß auf die Bruſt, der ſie noch nicht quetſchte, rief er, als wenn er der Ohnmacht des Henkers ſpottete: das kracht einmal. Bey ſolchen Factis kann man nicht mehr zweyfeln, ſo ſehr man auch Freund und Vertheidiger der menſchlichen Natur ſeyn mag, daß es geborne ſittliche Monſtra gebe, die ohne alle Menſchlichkeit, ohne theilnehmendes Mitgefühl mit den Freuden und Leiden anderer, ohne moraliſchen Sinn geboren werden, und ſelbſt in den Martern ihrer Nebenmenſchen ein grauſames Vergnügen finden.

Die angeblichen Zauberer oder Zauberinnen, die im Anfange des letzten Jahrhunderts zu verſchiedenen Zeiten in Nidau hingerichtet wurden, ſtimmten alle in ihren Bekenntniſſen auf eine höchſt merkwürdige Art überein. Alle erzählten, daß, als ſie entweder über den Verluſt eines Hauſes oder Kindes oder Mannes, oder eines andern Guts, in großer Noth und Betrüb-

niß

niß geweſen, ihnen ein hübſcher Herr begegnet ſey, der ſich Hans, und nur einmal Benjamin oder Jacob genannt habe. Dieſer Unbekannte habe ſie freundlich über die Urſache ihrer Traurigkeit befragt, und ſich endlich erboten, ſie aus ihrem Unglück herauszureißen, wenn ſie Gott abläugnen und ſich ihm ergeben wollten. Einige ſagten, daß ſie ſich anfangs zu einer ſolchen Gottloſigkeit nicht hätten entſchließen können, daß aber doch zuletzt die Hoffnung aus ihrem Elende errettet zu werden über ihre Aengſtlichkeit das Uebergewicht erhalten hätte. Alle geſtanden, daß ſie von ihrem Verführer Geld erhalten, welches aber nachher nur als Laub, oder Pferdemiſt befunden worden, und die weiblichen Zauberinnen ſetzten noch hinzu, daß der böſe Feind ſie beſchlafen, daß aber ſeine Natur kalt und ſeltſam geweſen ſey. Auch darin ſtimmten ſie alle überein, daß ſie vom Teufel Saamen, oder Pulver oder Salben empfangen, womit ſie Menſchen und Vieh getödtet hätten. Wenn ſie das eine oder das andere nicht hätten thun wollen, ſo wären ſie auf eine grauſame Art geſchlagen worden. Nicht ſelten hätten ſie ſich mit andern, beſonders auf der Petersinſel, zu einem Schmauſe verſammlet und getanzt, bey welcher Gelegenheit die Teufel gegeigt hätten. Die Speiſen, die ſie an ſolchen Feſten genoſſen, ſeyen ſchwarz, ekelhaft und ſchwammicht geweſen. — Alle Zauberer oder Zauberinnen, deren Geſtändniſſe ich geleſen habe, bereuten ihre Gottloſigkeit und litten geduldig ihre Strafe, die darinn beſtand, daß ſie auf Leitern gebunden und lebendig verbrannt wurden.

Nachdem ich die Nidauiſchen Acten geleſen habe, ſo urtheile ich über die vormals ſo häufigen Hexen-Pro-

ceſſe ganz anders, als vorher. Wenn ich ſonſt in den Chroniken oder andern Geſchichtbüchern der dunklen Jahrhunderte fand, daß man ſo und ſo viele Unholden verbrannt habe, ſo ſeufzte ich oder wurde unwillig darüber, daß barbariſche Richter ihrer Unwiſſenheit und Unglauben ſo viele unſchuldige Schlachtopfer dargebracht hätten. Jetzo hingegen bin ich überzeugt, daß man die Hexen von beyderley Geſchlecht zwar nicht als der Zauberey ſchuldig hätte verbrennen ſollen, daß aber doch viele von denen, welche man als ſolche verbrannt hat, als Giftmiſcher den Tod verdienet hatten. Unter denen, deren Proceſſe ich unterſucht habe, war keiner, der nicht durch Salben oder Pulver, von denen er wuſte, daß ſie tödtlich ſeyn würden, mehrere Menſchen umgebracht hätte. Dieſe häufigen Vergiftungen widerlegen auch die Meynungen derjenigen, welche glauben, daß alles, was die angeblichen Hexen geſehen, gelitten und gethan zu haben vorgaben, lauter leere Einbildungen ſchwacher Perſonen geweſen ſeyen. Die Angeklagten mochten ſich einbilden, was und wie viel ſie wollten, ſo konnten ſie ſich doch ſchwerlich träumen laſſen, daß ſie verſchiedene plötzlich geſtorbene Perſonen umgebracht hätten.

Mir kommt es ſehr wahrſcheinlich vor, daß es in jenen Zeiten der Finſterniß manche Böſewichter gegeben habe, welche die Vorurtheile des großen Haufens von Erſcheinungen des böſen Geiſtes, ſeinen Geſchenken u. ſ. w. zu anderer Verderben und verruchten Abſichten nutzten, die alſo ſchwachen abergläubigen Menſchen unter bedenklichen Umſtänden erſchienen, und ſie durch kleine Geſchenke und große Verſprechungen dahin vermochten, gewiſſe Perſonen aus dem Wege zu räumen

Uebrigens gebe ich gerne zu, daß alle diejenigen, welche ſich in allem Ernſte einen Umgang mit einem übernatürlichen Weſen zutrauten, bis zu einem gewiſſen Grade, und in gewiſſen Augenblicken verrückt geweſen seyen, und vieles mit ihren Sinnen wahrzunehmen geglaubt haben, was ſie nur in lebhaften Träumen und mit den Augen einer überſpannten Phantaſie ſahen. Die auffallende Uebereinſtimmung in den Ausſagen der Hexen beweiſt, daß ihre Einbildungskraft in dem damaligen allgemeinen Aberglauben ein Schema oder eine Regel gefunden habe, nach welcher ſie träumte. Weil alle in dem Wahne ſtanden, daß der Teufel gewiſſen Menſchen erſcheine, ſie berücke, u. ſ. w. so glaubten die häufigen Hexen, daß Perſonen, die mit ihnen geredet, ihnen gewiſſe Pulver, Salben u. ſ. w. überreicht hatten, der böſe Feind oder ſeine Geſellen geweſen wären.

Ich rüſte mich jetzo zu meiner Reiſe in die kleinen Cantone, und ich werde alle meine Kräfte zuſammen nehmen müſſen, wenn ich Ihnen noch vorher eine minder lange und beſchwerliche, aber vielleicht eben ſo intereſſante Reiſe durch den merkwürdigſten Theil des Fürſtenthums Neuenburg beſchreiben will.

Wenn ich eine kleine Strecke von der großen Chaußee ausnehme, die von Nidau nach Bern führt, ſo iſt der nächſte Weg zwiſchen der erſtern Stadt und Neufchatel oder Neuenburg nicht gemacht, weil er wenig beſucht wird. Wir traffen aber doch viele Kutſchen mit verwieſenen oder freywillig fliehenden Genfern an, die alle nach Biel wollten, und ſich da ſo lange aufzuhalten gedenken, bis ihr und ihres Vaterlandes Schickſal ganz entſchieden ſeyn wird. Die Gegenden zwiſchen Nidau und Neuenburg ſind nicht ſchlecht, aber gar

nicht ſchweizeriſch, und es war mir bisweilen, als wenn ich in der Nachbarſchafft von Göttingen führe. Nicht ſehr fruchtbare Felder, Wieſen und bisweilen Weinberge wechſelten mit Wäldern ab, bis wir den Neuenburger See erreichten, der durch ſeine Breite, Länge, grünliche Farbe, und die ungeſtümen Wellen, die er eben damals an's Ufer warf, einen prächtigen Anblick gewährte. Schon beym erſten Durchfahren durch die Stadt und beym erſten Eintritt in den beſten Gaſthof merkten wir, daß wir nicht mehr in der reinlichen Teutſchen Schweiz ſeyen, und ich ſagte deßwegen auch zu meinem Freunde Feer, daß es ſchon in Neufchatel nach Frankreich rieche. Als wir uns ein wenig erfriſcht hatten, ſuchten wir einige Herren auf, die ich in Göttingen gekannt hatte; wir fanden ſie aber nicht zu Hauſe, weil ſie auf's Land gegangen waren. Ihre Abweſenheit erſetzte uns der teutſche Pfarrer, der ſo gefällig war, uns ſo wohl durch die Stadt, als in die merkwürdigſten umliegenden Gegenden zu führen. Die erſtere hat viele einzelne ſchöne Häuſer, die ſich aber nicht recht ausnehmen, weil die Straßen zu enge, unreinlich und uneben ſind. Beſonders iſt diejenige, welche nach Yverdon hinausführt, ſo abſchüßig, daß man beym Herabfahren die hintern Räder ſperren muß. Neufchatel liegt auf dem Abhange des Jura, deſſen Fuß ſich im See verliert, und in einem Winkel, welchen zween hervorlaufende Arme dieſes Berges machen. Aus dieſer Lage entſtehen zwo große Unbequemlichkeiten, daß der Boden der Stadt ſehr ungleich, und die Hitze in den Sommermonaten größer als in allen übrigen Städten der Schweiz iſt, weßwegen ſich auch die wohlhabenden Einwohner in der heißen Jahrszeit auf ihren Land-

häuſern aufhalten. Das einzige ſchöne öffentliche Gebäude, was ich bemerkt habe, iſt das neue Waiſenhaus, deſſen Erbauern ich gern die ungrammatikaliſche lateiniſche Inſchrift verzeihe, die man über der Hauptthür lieſt. Außer der Stadt ſind gar keine und in der Stadt nur ſehr mittelmäßige Promenaden am See, die lange ſo gut nicht unterhalten werden, als die Spatziergänge in den Städten der teutſchen Schweiz. Die Bäume waren ungleich, und ſchienen vernachläßigt zu ſeyn: Viele von den Schranken, womit ſie eingefaßt geweſen waren, mangelten ganz, und durch einen Theil der Allee hatte man Linien gezogen, auf welchen man Wäſche trocknete, die nicht bloß einen Sinn beleidigte. Wenn nicht der Platz vor der Hauptkirche, die auf dem höchſten Theile der Stadt liegt, gleich dem Schloßgarten zu eingeſchränkt wäre, ſo würde ich ihn der gewöhnlichen Promenade vorziehen. Nachdem wir uns in der Stadt genug umgeſehen hatten, gingen wir zu dem Bache Serriere, der ohngefähr eine halbe Stunde von der Stadt nach Yverdon zu entſpringt, und wenige Schritte von ſeinem Urſprunge mehrere Mühlen treibt. Der Weg, der dahin führt, iſt eben ſo wenig angenehm, als der entgegengeſetzte, auf welchem wir von Nidau hereingekommen waren. Man iſt immer zwiſchen zehn bis zwölf Schuh hohen Mauren eingeſchloſſen, die alle Ausſicht benehmen, und in der Mittagszeit an heißen Tagen eine erſtickende Hitze hervorbringen müſſen. Selbſt dieſe fürchterlichen Mauren ſcheinen aber den Beſitzern noch nicht Sicherheit genug gegen die Räuber ihrer Trauben zu verſchaffen; indem die Rücken der Mauern mit ſcharfen in Kalk befeſtigten Glasſtückgen beſetzt ſind: eine Vertheidigungsanſtalt,

die mir ganz neu war, und die, wenn ſie nothwendig iſt, auf ganz andere Diebe ſchließen läßt, als die man in den Weinbergen am Rhein, im Elſaß, in Schwaben, in Franken und in der teutſchen Schweiz fürchtet. Die Serriere ſammt den Werken, die an ihr angelegt ſind, hat viele Aehnlichkeit mit dem ſchönen Bache, der die Papiermühle hinter Wehnde treibt. Jene iſt bey ihrem erſten Urſprunge nicht einmal ſo reich, als der letztere, ſie erhält aber aus ihrem eigenen Bette viel ſtärkere Zuflüſſe, als dieſer, und kann alſo auch in gleicher Entfernung viel mächtigere Räderwerke in Bewegung ſetzen. Die neuen Quellen, wodurch der anfangs ſchwache Bach ſo ſchnell anwächſt, ſind ſo unſichtbar, daß man ſie faſt nicht entdecken kann: und die Serriere wird alſo tief und reißend, ohne daß man zu beſtimmen im Stande iſt, wo und wie es geſchieht. Der Keſſel, aus welchem ſie hervorſpringt, iſt viel tiefer, und die Berge, mit welchen ſie eingeſchloſſen iſt, viel höher, als die bey unſerer Papiermühle. Wenn man zu den dunklen Werken an der Serriere hinabſteigt, und in der kaum gebrochenen Finſterniß, die in dieſem Abgrunde herrſcht, ſchmutzige und meiſtens geſchwärzte Menſchen herumtappen und arbeiten ſieht: ſo iſt es einem, als wenn man auf einmal in den Tartarus der Dichter oder in die Werkſtätte der Kyklopen verſetzt wäre. Die Mühle, in welcher Eiſendrat verfertigt wird, iſt viel größer, als die bey Schaffhauſen. Sie war mir aber doch weniger intereſſant, als ein Eiſen- und Kupferhammer, den ich zum erſtenmal ſahe. Die vernichtende Kraft, womit der letztere über dicke glühende Maſſen von Kupfer herfiel, und ſie in wenigen Augenblicken in kleine Stücke theilte, erweckte in mir das

Bild eines reißenden und ergrimmten Thieres, welches ſeine Beute nicht verzehren, ſondern ganz zerſtören will. Man zeigte uns einen Vorrath von Kupferplatten, womit Kriegsſchiffe beſchlagen werden, und die für die Franzöſiſche Flotte beſtellt waren. Als wir aus dieſen finſtern Wohnungen und Werkſtätten arbeitſamer Menſchen wieder an das Tageslicht kamen, freuten wir uns, daß wir noch Zeit genug übrig hatten, die angenehmſten Landhäuſer an der andern Seite der Stadt zu beſehen. Unter dieſen Landſitzen zeichnen ſich beſonders zween aus: der des Herrn du Parron, der in Surinam große Reichthümer erworben hat, und ein anderes La Rochette genannt, welcher einem Herrn Boſſet gehört. Der erſtere iſt viel größer und prächtiger als der letztere, liegt aber tiefer, und hat eine weniger ausgebreitete Ausſicht. Das Ameublement wird von Schweizern, die keine fürſtliche und königliche Schlöſſer geſehen haben, als ſehr koſtbar beſchrieben; ich hatte aber doch keine Luſt, mich dabey aufzuhalten. La Rochette liegt auf einer beträchtlichen Höhe des Jura, und hat deßwegen einen ſo weitläuftigen Horizont, als man in der Nachbarſchafft von Neufchatel nur erhalten kann. Auf der Terraſſe vor dem zierlichen und geräumigen Landhauſe überſieht man alle übrigen Gärten und Sommerſitze, die unzähligen Weinberge, die ich nirgends ſo prächtig und bis zu einer ſolchen Höhe gefunden habe, als um Neufchatel, die ganze Stadt, den herrlichen See, und das entgegengeſetzte Freyburgiſche Ufer, hinter welchem der Geſichtskreis in großer Entfernung durch eine Reihe von Schneebergen geſchloſſen wird. Die Ausſicht von La Rochette würde mit den ſchönſten in der ganzen Schweiz wetteifern können, wenn der

Vorgrund bis an den See nicht zu klein, die entgegengeſetzten Ufer nicht zu kahl und öde, und die Weinberge, womit man umringt iſt, nicht zu einförmig wären. In dem Boſſetsſchen Garten iſt an der linken Seite eine einladende kühle Einſiedeley, und eine artige Allee; man bedauert aber doch, daß nicht noch mehr Schatten da iſt. Die Seite des Hauſes, die gegen den Berg zu gekehrt iſt, wird von dickbelaubten Bäumen beſchattet, damit der Wein, der in mehrern über einander angelegten und in den Felſen hineingehauenen Kellern aufbewahrt wird, deſto weniger von der Sonne leide. Von dem obern Keller laufen lederne Röhren in die untern, und auf dieſe Art kann man ohne Beſchwerlichkeiten Wein aus dem erſtern in die letztern bringen. Der Spaziergang nach la Rochette machte mit dem zur Serriere einen angenehmen Contraſt. Vom erſten kamen wir nicht eher als kurz vor dem Abendeſſen zurück.

Sowohl Neufchatel als Locle, und la Chaux de Fonds ſind jetzt mit verwieſenen oder flüchtigen Repreſentants angefüllt, deren Anzahl man über acht hundert ſchätzt. Sie machten die gröſte Zahl der Fremden bey Tiſche aus, und einige von ihnen hatten auch ihre Weiber und Töchter bey ſich. So lange wir in der Schweiz ſind, hat man an allen Wirthstafeln faſt von nichts, als von Genf geſprochen: und ſie können alſo leicht denken, daß jetzo, da viele Genfer und unter dieſen ſolche, die eine wichtige Rolle geſpielt hatten, gegenwärtig waren, die Uebergabe dieſer merkwürdigen Stadt gleichfalls der Gegenſtand des Tiſchgeſpräches geweſen ſey. Solche Geſpräche ſind meiſtens ſehr lebhaft, weil faſt alle Schweizer und Fremde in eben ſo viele Parteyen, als die Einwohner von Genf, getheilt,

und einige den Negatifs, andere den Repreſentants gewogen ſind. Man mag ſo wenig Hang zu politiſchen Discurſen haben, als man will, ſo wird man doch durch Langeweile, oder die allgemeine Theilnehmung allmälig in das Intereſſe von Genf, oder einer der ſtreitenden Factionen hineingezogen. Der vornehmſte Redner an unſerm Tiſche war Claviere, einer von den Häuptern der Repreſentants, die vorläufig verwieſen worden ſind. Schon der Anblick dieſes Republicaners verkündigte einen Mann von Geiſt, der aber durch Nachtwachen, Sorgen und unnatürliche Anſtrengungen unſäglich gelitten hatte und noch litt. Seine Haare und Kleider waren ſo nachläſſig, als wenn er ſo eben von einer langen und beſchwerlichen Reiſe zurückgekommen wäre. Die Muskeln ſeines Geſichts waren in Augenblicken der Ruhe hangend und erſchlafft, und ſeine Augen trübe und entzündet, weßwegen er ſie alle Augenblicke rieb, wie man zu thun pflegt, wenn man die nächſten Gegenſtände nicht deutlich mehr unterſcheiden kann. Wenn er redete, ſo drückten ſeine Stimme, Geberden und Mienen bald den feurigſten Unwillen, und bald einen Grad von freſſendem bittern Kummer aus, der auch den härteſten Negatif hätte erweichen können. Er ſprach mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit und Kenntniß der Sachen, von den Angelegenheiten ſeiner Vaterſtadt, und alles, was er über die Maaßregeln und Abſichten der Negatifs und das Betragen der Répréſentants ſagte, ſchien mir eben ſo richtig gedacht, als ſchön und glücklich ausgedrückt zu ſeyn. Bey allem Republicaniſchen Eifer, womit er redete, hatte er doch Geduld genug, Einwendungen anzuhören und höflich zu beantworten. So bald er aber auf das Betragen der vermittelnden

Mächte kam, ſo verlor er nicht nur alle Mäßigung, (und dies galt noch mehr von ſeinen jungen Landsleuten,) ſondern brachte auch ſolche Dinge vor, die man nicht ohne Unwillen über ſeine Unwiſſenheit oder ohne Mitleiden mit ſeiner Verblendung anhören konnte. Die aufgebrachten Genfer waren in dem lächerlichen Wahn, daß die Franzoſen und Berner ihre Stadt hätten zerſtören, daß ſie die Repreſentants aller ihrer Güter berauben, und das Territorium der Stadt unter ſich theilen wollen. Bey dieſer letzten Aeußerung brach einer aus der Geſellſchafft in ein lautes Gelächter aus, und ungeachtet ich eine ſolche Art zu widerlegen ſonſt immer verabſcheue, und gegen Unglückliche für eine unverzeihliche Grauſamkeit halte, ſo war ich doch in Gefahr, mit einzuſtimmen. Den Franzoſen ſind die Genfer nicht ſo feind, als den Bernern, weil ſie glauben, daß dieſe ſie als Bundesgenoſſen hätten ſchützen ſollen. Weil ich ſchon einige Wochen vor der Uebergabe von Genf in Bern anlangte, ſo habe ich Gelegenheit gehabt, beſſer als irgend ein Genfer die wahren Geſinnungen der Berner zu erfahren. Allen meinen Erkundigungen nach ſind die letztern zwar über die Genfer unwillig, daß ſie ihrem Staate ſo viele Unruhen und Unkoſten verurſacht haben, (welche letztere in dieſem Jahrhunderte viele Tonnen Goldes betragen ſollen) und daß ſie die Regierung in Bern gezwungen, wider ihren Willen verhaßte Maaßregeln zu nehmen; allein dieſen gerechten Unwillen abgerechnet, bin ich überzeugt, daß die Herren von Bern um das Wohl von Genf mehr, als die Genfer ſelbſt bekümmert geweſen ſind, daß ſie nichts ſo ſehr als die Hartnäckigkeit der Genfer in der Vertheidigung ihrer Stadt gefürchtet, und daß endlich die Nachricht von

der unblutigen Einnahme der Stadt nicht nur in der Stadt Bern, ſondern auch im ganzen Canton eine ſo große Freude hervorgebracht hat, als wenn Bern ſelbſt von einem augenſcheinlichen Verderben errettet worden wäre. Die Vorwürfe alſo, welche die Genfer den Bernern machen, ſind nicht nur ungerecht, ſondern auch undankbar, weil ſie gerade ihre größten Wohlthäter treffen. Doch hievon und von vielen andern Dingen, die Genf angehen, will ich Ihnen umſtändlicher ſchreiben, wenn ich alle Nachrichten und Facta, die mir bekannt geworden ſind, in Genf geprüft und bewährt habe.

Gleich an dem folgenden Tage nach unſerer Ankunft brachen wir Morgens um fünf Uhr wieder von Neufchatel auf. Wir hatten die Abſicht, unſern Weg durch das wegen ſeiner Schönheit und Fruchtbarkeit berühmte Val de Ruz zu nehmen; allein wir änderten unſern Entſchluß, weil wir hörten, daß wir alsdann Locle nicht ohne einen großen Umweg erreichen würden. Der nächſte Weg, den wir wählten, mag weniger ſchön ſeyn, ich glaube aber gewiß, daß er viel romantiſcher, als der uns zuerſt empfohlne war. So bald man aus dem Thore von Neufchatel herauskömmt, fängt man an bergan zu fahren, und dies dauert vier Stunden fort, bis man das Wirthshaus à la Tourne erreicht, das beynahe auf dem Rücken des Jura liegt. Die Straße iſt faſt durchgehends gemacht, weil ſonſt der Transport der Waaren, welche die arbeitſamen und kunſtreichen Bewohner des Jura brauchen und abſetzen, zu hoch kommen würde. So bald die Weinberge aufhörten, ſtiegen mein Freund Feer und ich aus dem Wagen, und gingen bis nach La Tourne zu Fuß, um die Gegenden deſto beſſer beobachten zu können. Alle

Oerter, durch welche wir kamen, waren ſtädtiſch gebaut, und wurden immer reinlicher, je höher ſie lagen. Rechts hatten wir den Jura, und links ſahen wir meiſtens von einer ſtets zunehmenden Höhe auf die herrlichen Geſtade des Neuenburger Sees hinab. Am reichſten und ausgedehnteſten war die Ausſicht, als wir Colombieres gegen über waren; denn hier hatten wir ein weites fruchtbares mit Städten und Dörfern angefülltes Thal zu unſern Füßen. Bald nachher ſchien es, als wenn wir von aller Geſellſchafft von Menſchen, oder doch von der milden bebauten Natur getrennt werden würden. Der Weg drehte ſich auf einmal rechts, und ging in einen engen Buſen des Jura hinein, wo ſich nicht allein kein Ausgang, ſondern kaum die Möglichkeit eines Ausganges zeigte. An beyden Seiten erhob ſich das drohende und mit traurigen Tannen beſetzte Gebirge über unſern Häuptern, und links wurden wir von dem einen Arme deſſelben durch einen fürchterlichen Abgrund getrennt, an welchem der Weg immer herlief. Hier hörten wir lange nichts, als das Geläute von Kühen, die in einer ſchwindelnden Höhe über uns an einem ſo ſteilen Abhange des Jura weideten, daß wir ſie für Blendwerke würden gehalten haben, wenn wir ſie nicht bald in der Nähe, und eine kleine Stunde ſpäter eben ſo tief unter uns geſehen hätten. Als wir in La Tourne ankamen, ſehnten wir uns nicht nur nach Ruhe, ſondern auch nach ſtärkender Nahrung, wodurch wir unſere erſchöpften Kräfte wieder erſetzen könnten. Wir fanden auch wirklich ſo herrlichen rothen Neuenburger Wein, ſo ausgeſuchtes Brod und Käſe, und beſonders ſo ſchmackhafte Bergbutter, daß wir unſer Frühſtück mit keinem Königsmale vertauſcht hätten.

Gegen zehn Uhr machten wir uns wieder auf den Weg: mein Freund und ich zu Fuße, und meine Frau im Wagen. Von hier an wurden die Straßen zwar weniger ſteil, aber doch ausgefahrner und holperichter, das Erdreich öder und unbebauter (denn nur ſelten ſah man Getraide, Gärten und Fruchtbäume,) und ſelbſt die Wieſen wurden kahler, als ich ſie noch in der Schweiz geſehen hatte. Die Dörfer und Häuſer aber blieben gleich neu und zierlich, nur waren die Dächer platter, breiter und mit Schindeln gedeckt, die oft durch laſten von Steinen niedergedrückt wurden. Auf dieſer Höhe des Jura werden Quellen und Bäche ſchon ſelten, und man fängt deßwegen das Regenwaſſer häufig in kleinen Ciſternen auf, in welche es durch Röhren geleitet wird. Wir hofften ſchon vor Mittag in locle zu ſeyn, und unſere Geduld wurde deßwegen nicht wenig geprüft, als wir dieſen Ort erſt nach ein Uhr zu Geſichte bekamen. So große Hitze und Beſchwerlichkeiten wir auch ausgeſtanden hatten, ſo verſäumten wir doch keinen Augenblick, und beſahen während der Zeit, daß unſer Mittagseſſen zubereitet wurde, die berühmten Mühlen, welche die Gebrüdere Robert in eine Felſenhöhle hineingebaut haben. Dieſe Mühlen ſind eine kleine halbe Stunde von locle entfernt, und wir zerfloßen faſt im Schweiße, als wir vor dem Munde der Felſenhöhle anlangten. Zum großen Glück war die luft darinn nicht ſo kalt, als ſie in natürlichen Grotten ſonſt zu ſeyn pflegt, und wir konnten es alſo, bald nachdem wir angekommen waren, wagen, das berühmte Werk in der Nähe zu beſichtigen. In dieſer Abſicht legten wir unſere Kleider, die durch Mehl, oder die allenthalben herabtriefende Feuchtigkeit verdorben worden wären, ab,

und zogen gröbere Kittel an, die man für neugierige Fremde aufbewahrt. Das Werk iſt allerdings kühn und bewundernswürdig; allein ich weiß nicht, wie viel ich muſte erwartet haben, daß es meiner Erwartung nicht Genüge that. Der Bach, der alle Triebwerke in Bewegung ſetzt, war jetzo nur ſo groß, daß man leicht hätte hinüberſpringen können, allein er wird bisweilen wüthend, und überſchwemmt das ganze niedere Thal, beſonders wenn der Schnee auf den obern Höhen des Jura zu ſchmelzen anfängt: weßwegen man ſich auch durch einen ſtarken Damm gegen ſeine Gewalt verwahrt hat. Dieſer Bach fällt auf drey übereinander hängende und in den Felſen befeſtigte Räderwerke, und ſtürzt ſich zuletzt mit einer furchtbaren Gewalt in einen unergründlichen Schlund, der mit einem eiſernen Gitter verſehen iſt, und ſich in der Entfernung von einigen Stunden in der Grafſchaft Burgund wieder ausleeren ſoll. Die beyden erſten Mühlen kann man zwar nicht beſehen, ohne ſich zu beſchmutzen, allein man hat doch nichts zu fürchten, wenn man nur fürſichtig iſt und eine Lampe in der Hand dem Müllerknecht folgt, der gleichfalls mit einer Lampe vorhergehet. Der Gang zum letzten Triebwerke aber, von welchem das Waſſer in den Abgrund hinabſchießt, iſt viel ſteiler, enger und beſchwerlicher als die beyden erſten; und hier hört man ein ſo entſetzliches Getöſe, daß man auch bey dem heftigſten Schreyen faſt kein Wort verſtehen kann. So wie die Natur ohne alle Hülfe der Kunſt den Bach in den Felſen leitete, ſo hatte ſie auch ſchon den Felſen ſelbſt ausgehöhlt, und das Hauptwerk des Künſtlers beſtand darinn, daß er die ungeheuren Räder und andere Maſchienen in dem Felſen zu befeſtigen, und an bequemen

Orten, Lager und Treppen nach ſeinen Abſichten zu ſprengen und zu arbeiten wuſte. Ich erſtaune weniger darüber, daß man ein ſolches Werk zu Stande gebracht hat, als daß ſeine Schöpfer auf dem öden kalten Jura geboren worden ſind und gelebt haben. Wir kamen erſt um halb drey Uhr wieder aus der Mühle heraus, und hatten alſo weder Zeit noch Kräfte mehr, eine mäßige Anhöhe an der linken Hand zu erſteigen, die uns von Burgund trennte, und von welcher wir eine Ausſicht in dies ſchöne Land gehabt hätten.

Mit Locle verhält es ſich eben ſo, wie mit allen Städten, die ſich in der Zeit von einigen Zeugungen ungewöhnlich aufgenommen haben. Man trifft abwechſelnd Beweiſe des neuern Wohlſtandes und Reichthums nebſt den Denkmälern der vorigen Armuth und Einfalt an. Ein Theil der kleinen wenig zierlichen Häuſer, die vor den Zeiten der Induſtrie gebaut wurden, iſt noch unverändert. Die meiſten aber ſind neu und ſchön, und einige ſo prächtig, als ich ſie bisher in der Schweiz nur geſehen habe. Nicht bloß in Locle, ſondern auch in der Nachbarſchafft werden mit großem Eifer neue Gebäude aufgeführt, und dieſes iſt ſehr natürlich, da das Erbauen und Vermiethen von Häuſern eine der vortheilhafteſten Speculationen iſt. Häuſer, die in dieſem reichen Flecken nicht einmal von der erſten Größe ſind, tragen hundert neue Louisd'or oder 2400 Fr. Livres Miethe ein, und für zwey mäßige Zimmer mit einer kleinen Küche werden jährlich ſieben bis acht neue Louisd'or bezahlt. Wenn man die Menge und Mannichfaltigkeit von reichen Waaren betrachtet, die faſt in allen Häuſern ausgekramt ſind, ſo ſollte man glauben, daß man in einer großen Stadt, und noch dazu in der

Meßzeit wäre. Auch herrſcht hier und in la Chaux de Fonds eben ſo viel Luxus, als in großen Städten, und nicht bloß dieſe Producte des Luxus, ſondern auch die theure Miethe und Lebensmitttel, die faſt alle aus dem benachbarten Burgund und Erguel herauf gebracht werden, bezahlen die Einwohner mit den Früchten ihres Genies und ihres Fleißes, die durch die Concurrenz unglaublich wohlfeil werden. So ſoll man das ganze Werk einer Taſchenuhr für weniger, als einen Ducaten liefern, ein Preis, deſſen Niedrigkeit ſelbſt Genfer in Erſtaunen ſetzt. Man mag aber auch kommen und hineinſehen, in welches Haus man will, ſo iſt alles, Mann, Weib und Kinder ohne Unterlaß mit der größten Emſigkeit beſchäfftigt. Es giebt hier, glaube ich, eben ſo große Horlogeries oder Niederlagen von Uhren und nicht minder reiche Großhändler mit dieſer Waare, als in Paris, London, und Genf. Die letztern bezahlen den Künſtlern, wenn dieſe ſelbſt nicht Verlag genug haben, ihre Arbeit, und ſchicken alsdann goldene und ſilberne Uhren bey vielen Dutzenden und ſelbſt Tauſenden in allen Ländern von Europa umher. Von Locle bis nach la Chaux de Fonds geht eine treffliche Chaußee, die den Jura hinab bis in das Erguel fortgeführt iſt. Nie hat mich der Anblick einer Stadt ſo bezaubert, als der von la Chaux de Fonds, wo wir noch frühzeitig genug ankamen, um uns gehörig umſehen zu können. Wir fuhren durch zwo lange Reihen ganz neuer und ſchöner Häuſer von zwey oder drey Stockwerken, die alle wohl geordnete und meiſtens mit kleinen niedlichen Springbrunnen verſehene Gärtchen vor ſich hatten, und ſowohl den Wohlſtand als die Kunſt der Einwohner verkündigten. Mit ſolchen Häuſern war aber nicht bloß

die

die Straße an beyden Seiten beſetzt, ſondern auch das ganze Thal überſäet. Dieſe Häuſer, die ſich dem Auge ganz und einzeln darbieten, machen einen viel ſtärkern Eindruck, als wenn ſie in einer einzigen Linie zuſammengebaut wären, indem durch den Anblick eines jeden Hauſes der Gedanke, daß hier lauter Wohnungen von fleißigen, geiſtvollen, freyen, und glücklichen Menſchen ſind, erneuert und vervielfältigt wird. Eine gleich große Zahl von Palläſten oder prächtigen Landſitzen, würde mich viel weniger entzückt haben, weil dieſe höchſtens Bewunderung, oft Unwillen, oder die traurige Vorſtellung erregen, daß ſie von ungerechtem Raub oder Gewinn aufgeführt und Werkſtätte oder Sitze von ſtädtiſcher Ueppigkeit und ſich ſelbſt marternder Langeweile ſind. Dieſer ganze neue Anbau, von welchem das ehemalige Dorf la Chaux de Fonds jetzo gleichſam nur ein Anhang iſt, iſt erſt ſeit zwanzig oder dreyßig Jahren entſtanden, und erweitert ſich mit jedem Jahr, wie die Induſtrie der Einwohner.

La Chaux de Fonds liegt faſt auf der oberſten Fläche des Jura, und in einem der höchſten Bergthäler in der ganzen Schweiz, deſſen Breite ohngefähr drey viertel Stunden betragen mag. Die höchſten Arme des Jura, wovon es eingeſchloſſen iſt, ſcheinen nicht viel höher, als der Heinberg bey Göttingen zu ſeyn. Wegen der gewaltigen Höhe, auf welcher ſie leben, genießen die Einwohner nur vier bis fünf Monate Sommer, und ſelbſt in der Mitte des Julius, als wir da waren, hatten wir eine ſo kalte Nacht, daß alle Fenſter beſchlugen, und wir Federdecken nicht entbehren konnten. Feldfrüchte, Gemüſe und Obſt gedeihen hier entweder gar nicht, oder die wenigen Arten, die noch

einigermaßen fortkommen, werden ſchlecht, und reifen ſpät, die Kirſchen zum Beyſpiel, erſt im Monat Auguſt. Die Einwohner müſſen daher faſt alle Nothwendigkeiten und Süßigkeiten des Lebens mit großen Koſten aus den niedrigen Gegenden von Frankreich und dem Basler Gebiet heraufbringen laſſen. Die Wieſen ſchienen hier fruchtbarer zu ſeyn, als wir ſie in geringeren Höhen des Jura gefunden hatten. Doch glaube ich gerne, was man den Einwohnern der hohen Bergthäler im Fürſtenthum Neuenburg vorwirft, daß ſie aus ihrem Lande nicht alles dasjenige ziehen, was ſie daraus ziehen könnten, weil ſie durch ihre mechaniſchen Arbeiten gehindert werden, ihre Wieſen und Felder gehörig zu warten, und dieſe daher ärmern Leuten überlaſſen, die zu künſtlichern Beſchäfftigungen kein Geſchick oder Luſt haben. Der Gaſthof zur goldenen Lilie iſt groß, reinlich, und ſo ſchön möblirt, als irgend einer, den ich in der Schweiz geſehen habe. Wir wurden hier, wie im Locle und im Neuenburgiſchen überhaupt, eben ſo gut, als billig bewirthet.

In der ganzen Schweiz war ich auf die Bekanntſchafft von keinem einzelnen Mann begieriger, als auf die von Jacques Droz, der ſelbſt in dieſen Gegenden der berühmte und große genannt wird. Gleich nach unſerer Ankunft alſo war unſer erſtes Geſchäfft, ihm unſern Beſuch zu machen. Wir fanden ihn aber ſo wenig, als ſeinen noch Genievollern Sohn zu Hauſe, weil dieſer in London arbeitet, und jener nach Biel gereiſt war, um Verwandte zu beſuchen. Es ſchmerzte mich nicht wenig, daß ich der angenehmen Hoffnung, womit ich mir ſo ſehr geſchmeichelt hatte, beraubt wurde, von einem der gröſten und erfinderiſchſten Köpfe in

Europa die Geſchichte ſeiner bewundernswürdigen Familie, und ſeines merkwürdigen Geburtsorts zu hören. Wenn es mir bloß um den Anblick des außerordentlichen Mannes zu thun gewesen wäre; ſo würde ich keine Urſache gehabt haben, ſeine Abweſenheit zu bedauren, weil ich ihm den folgenden Tag auf unſerer Rückreiſe begegnete. Ich hatte große Luſt ihn anzureden, wurde aber durch die Furcht der unleidlichen Hitze zurückgehalten, der ich ihn an einem ſchattenloſen Orte ausgeſetzt hätte. Er ſchien ein ſtarkgliederichter Mann von mittelmäßiger Statur, vollem breiten Geſichte, ſtarken dicken Augenbraunen, und großen ſchwarzen Augen zu ſeyn. Sein Geſicht verrieth einem jeden einen Mann von Geiſt; allein daß er ein ſo großes Genie ſey, hätte ich doch aus ſeinen Blicken und Zügen nicht errathen. Ueberhaupt bin ich auf meiner Reiſe durch viele neue Beyſpiele in der Beobachtung beſtätigt worden, daß, ſo wie es Perſonen giebt, die geiſtreicher ſcheinen, als ſie ſind, auch wieder andere gefunden werden, die keine Merkmale ihrer großen Talente an ſich tragen, und daß man alſo in Gefahr iſt, zu irren, wenn man aus der ſcheinbaren Kraft der Blicke, und dem Feuer der Augen auf eine gleiche Energie und Lebhaftigkeit des Genies ſchließt. Wir verfehlten aber nicht bloß den Schöpfer, ſondern auch das gröſte Werk, an welchem Vater und Sohn, beſonders der letztere, gemeinſchafftlich gearbeitet haben, und das ſich jetzo in Paris findet, wo es durch einen ouvrier oder dazu beſtellten Mann Liebhabern für Geld gezeigt wird. Dies Werk ſoll alles, was man vorher von Automaten gekannt hat, faſt eben ſo ſehr übertreffen, als die Arbeiten der gröſten Künſtler die erſten rohen Verſuche in dieſer Art, und auch

den aufmerkſamſten Kennern ſoll der Mechanismus unbegreiflich ſeyn. Ungeachtet wir aber das wundervollſte Meiſterſtück der Droz nicht ſehen konnten; ſo waren doch Stücke genug vorräthig, die für das erſtaunliche Genie des Vaters zeugten, und die uns von einem Gehülfen des letztern mit vieler Gefälligkeit gewieſen wurden. Nach dem, was wir ſahen, zu urtheilen, unterſcheiden ſich die Droz vom Pfarrer Hahn am meiſten darin, daß ſie mit gleicher Kunſt und Erfindung im Weſentlichen, mehr Geſchmack und Pracht in den Verzierungen verbinden, weßwegen ihre Arbeiten auch mehr, als die des erſtern in die Augen fallen. Das täuſchendſte unter allen Werken, was wir fanden, war eine in ihren kleinſten Theilen vollendete Flötenuhr, welche die Geſtalt eines koſtbaren Vogelbauers hatte, in deſſen Boden das Uhrwerk angebracht war. Der auf einer Stange ſitzende Canarienvogel war ſo vollkommen erhalten, und alle ſeine Bewegungen, wenn die Uhr ſpielte, ſo lebhaft und natürlich, daß man ihn faſt nicht anders, als für lebendig halten konnte. In la Chaud de Fonds lebt zwar keiner, der den Droz an Erfindungskraft und Ruhm gleich kömmt, aber viele, die ihnen nacheifern, und die berühmteſten Künſtler in Paris und london übertreffen. Iſt es nicht faſt unglaublich, daß in einem abgelegenen und unfruchtbaren Winkel des Jura, wo vor einigen Menſchenaltern weder Uhren, noch Uhrmacher waren, und wo der Künſtler, der die erſte Uhr zu Stande brachte, ſelbſt die Werkzeuge dazu erfand, daß in dieſem Winkel jetzo die feinſten und künſtlichſten Inſtrumente für alle mechaniſchen Arbeiter in den Hauptſtädten Frankreichs und Engellands verfertigt werden? Die Droz und alle übrigen ihnen durch Genie verbrü-

derten Künſtler in den Bergthälern des Jura ſind ſchöpferiſche oder Original-Genies im ſtrengſten Verſtande dieſes Worts, und ihre Talente und Arbeiten nicht weniger, als die erhabenſten Werke der Natur in der Schweiz bewundernswerth. Sie zogen und ziehen noch jetzo ohne fremden Unterricht, oder Muſter, alles aus ſich ſelbſt hervor; wenn ihnen aber zu ihren Unternehmungen irgend ein Gehülfe oder Arbeiter fehlt, ſo ſcheuen ſie keine Koſten, ſondern laſſen ihn für gemeinſchafftliche Rechnung aus Paris oder London kommen.

Ich verdenke es einem jeden Reiſenden, der in die Schweiz kommt, und die merkwürdigen Gegenden nicht beſucht, wo die größten mechaniſchen Genies aller Zeiten nicht einzeln, ſondern haufenweiſe beyſammen wohnen, und wo alſo Talente dieſer Art einheimiſch, oder natürliche Producte zu ſeyn ſcheinen. So bald man auf die Menge und unerreichbaren Kräfte der Künſtler in den gebürgigten Theilen des Fürſtenthums Neuenburg aufmerkſam geworden iſt, ſo muß man bey einigem Nachdenken nothwendig einen Schritt weiter gehen, und die Urſache dieſer höchſt merkwürdigen Erſcheinung aufſuchen. Meiner Meynung nach kann man von der auffallenden Menge der in Locle und La Chaux de Fonds auch im Val de Travers und im Val du Lac de Joux ſich findenden Künſtler keinen andern befriedigenden Hauptgrund angeben, als die dieſen höchſten Bergthälern des Jura eigenthümliche feine, und wenn ich ſo ſagen darf, geiſtige, und beſeelende Luft, deren mächtigen Einfluß auf die innerſte Organiſation des Menſchen man irgends auf eine ſo unzweydeutige Art bemerkt hat, oder bemerken kann. Man durchlaufe das ganze Verzeichniß aller phyſiſchen und morali-

ſchen Urſachen, von welchen wir annehmen müſſen, daß ſie ſowohl auf die ſichtbaren, als unſichtbaren Anlagen und Kräfte des Menſchen wirken: und man wird gewiß keine einzige finden, wobey man ſtehen bleiben könnte, als bey der Bergluft allein. Religion und Staatsverfaſſung haben die Bewohner der hohen Bergthäler des Jura mit den übrigen Einwohnern des Fürſtenthums, und vieler anderer Gegenden der Schweiz gemein. Die Nahrungsmittel ſind ſchlecht, oder kommen auch aus ſolchen Ländern, wo ſie keine Kraft in Bildung großer Genies äußern. Mildes Klima, fruchtbarer Boden, und ſchöne Natur, deren Einflüſſen man mit Recht ſehr vieles zuſchreibt, ſind den Bewohnern des Jura gänzlich verſagt. Sie leben vielmehr in öden Thälern, die acht Monate lang von einem beſchwerlichen Winter gedrückt werden, und die von der Natur nicht einmal zu einem beſtändigen Aufenthalte für Menſchen, ſondern zu kurzdaurenden Weiden für Heerden beſtimmt zu ſeyn ſcheinen. Ihnen blieb vor ihren begünſtigten Nachbaren nichts übrig, als der Genuß einer reinern Himmelsluft, mit welchem Göttertrank ſie aber auch die vorzüglichen Kräfte einſogen, wodurch ſie alle ſchöne und gute Gaben, welche die Natur glücklichern und reichern Gegenden ſchenkt, oder der Fleiß des Menſchen gewinnt, anſchaffen, und zugleich lernbegierige Künſtler aus allen Völkern Europens an ſich ziehen können. Der größte Theil von Arbeitern, und ſelbſt Einwohnern in la Chaux de Fonds beſteht in Fremden, und man ſagt, daß die Hälfte Teutſche ſeyen. Man hört daher auch eben ſo viel Teutſch, als Franzöſiſch reden, und zwar das erſtere von allen Dialekten. Als wir Abends bey Tiſche ſaßen, wurden wir auf eine an-

genehme Art überraſcht. Wir hörten unter unſern Fenſtern von Handwerkspurſchen teutſche Kriegslieder ſingen, in welchen die Tapferkeit der Preuſſen und Hannoveraner, beſonders der leztern, und ihre Thaten gegen die Franzoſen geprieſen wurden. Wir konnten es leicht an der Ausſprache und am Tone erkennen, daß die Sänger Niederſachſen, und zwar Hannoveraner ſeyn muſten. Es freute mich ſehr, daß ein Ort, der allen Gelehrten bekannt zu ſeyn verdiente, und ſo wenigen bekannt iſt, gemeine Arbeiter aus den entfernteſten Gegenden von Teutſchland herbey gelockt hatte. Ueberhaupt ſind in der ganzen Schweiz, Genf ausgenommen, die geſchickteſten Handwerker und faſt alle Geſellen Teutſche, welche man wegen ihres Fleißes, und ihrer Reinlichkeit und Ehrlichkeit, den Franzoſen ſehr weit vorziebt. Der Abſchied von Handwerkspurſchen iſt in der Schweiz viel feierlicher, als in Teutſchland. Wenn ſie eine kleine Stadt verlaſſen, wo ſie bisher gearbeitet hatten, ſo legen ſie ihre beſten Kleider an, bekränzen ihre Hüte mit Blumen, und ſingen, von eben ſo gepuzten Brüdern begleitet, Liebes- oder Abſchiedslieder, die von den Schweizern mit vielem Vergnügen gehört werden, weil man die Teutſchen für eben ſo ſchöne Sänger, als ehrliche und geſchickte Arbeiter hält. In der That ſcheinen in der teutſchen Schweiz nicht bloß die Menſchen, ſondern auch die Vögel viel weniger muſikaliſch, als in Teutſchland zu ſeyn. Uns war es wenigſtens auffallend, und ſelbſt traurig, daß alle die ſchönen Wälder, durch welche wir kamen, ſo verlaſſen und einſam waren, und daß wir nicht ein einzigesmal ſolche vollſtimmige Concerte, als in den teutſchen Wäldern, nicht einmal den Geſang einer Nachtigall hörten.

Daß die reine Bergluft die Schöpferinn der bewundernswürdigen Künſtler ſey, die auf den nackten, und beynahe höchſten Gipfeln des Jura wohnen, läßt ſich um deſto weniger bezweyfeln, da man in der Schweiz überhaupt beobachtet hat, und es faſt eine allgemein anerkannte Wahrheit iſt, daß die ſo genannten Oberländer, oder die Hirten auf den hohen Alpen ſo wohl im Berner Gebiete, als auch in andern Cantons viel geiſtreicher, und aufgelegter zu Künſten und Wiſſenſchafften, als die Bewohner der niedrigen und fruchtbaren Thäler ſeyen. In dem Berniſchen Oberlande iſt es nichts ſeltenes, Hirten zu finden, die eine Sammlung der beſten philoſophiſchen und mathematiſchen Werke haben, und den ganzen Winter, wann ihre Heerden und Hirtengeſchäffte ruhen, mit leſen oder eigenen Unterſuchungen, und künſtlichen Arbeiten zubringen. Wahrſcheinlich würden mechaniſche Künſtler in dem Oberlande nicht ſeltener, als in den höchſten Thälern des Fürſtenthums Neuenburg ſeyn, wenn nicht die Berniſchen Hirten ſo reich wären, daß ſie ſich mit Künſten und Wiſſenſchafften mehr zum Vergnügen, als aus Noth, oder um Vortheile daraus zu ziehen, abgeben.

Wenn man den Jura von der Seite von Neufchatel hinauf, und an der andern Seite in's Erguel hinabfährt, ſo kann man auf eine gewiſſe Art die Grade der Wirkſamkeit der Bergluft, und das Genie der Jurabewohner wahrnehmen, und beſtimmen. So weit Weinberge und Winterfrüchte gebaut werden, ſieht man noch keine Uhrmacher, oder Spitzenwirkerinnen. Wo aber faſt alle ländliche Induſtrie aufhört, da fängt die mechaniſche, und künſtliche an. Doch hat unter allen den Dörfern, die an den Abhängen des Jura lie-

gen, noch kein einziges Künſtler vom erſten Range, oder große Erfinder, ſondern nur geſchickte und fleißige Arbeiter, und Nachahmer hervorgebracht. Die ſchöpferiſchen Genies werden nur allein auf den oberſten und unfruchtbarſten Höhen des Jura in locle und la Chaux de Fonds gebildet. Eben dieſe Bemerkung gilt auch von der andern gebirgichten Hälfte des Fürſtenthums Neufchatel, wo die großen Meiſter nur allein in den Dörfern Couvet, Travers, und andern benachbarten Orten, die gleichfalls in einem hohen Bergthale, wiewohl nicht ſo hoch als Locle und La chaux de fonds liegen, geboren wurden. Alle Dörfer aber, die ſich zwiſchen Neufchatel und den eben genannten Oertern finden, haben nie etwas mehr, als geſchickte Arbeiter (ouvriers) erzeugt. Dieſer große Unterſchied im Reichthum des Genies, den man in den Bewohnern der höchſten und minder hohen Gegenden des Jura bemerkt, widerlegt auch die Vermuthung derjenigen, welche glauben, daß Noth und Bedürfniß allein die Künſtler des Jura gebildet habe. Noth und Armuth bringt zwar, wiewohl auch nicht immer, Fleiß und Arbeiter, aber keine Erfinder hervor. Denn wenn Noth allein die Mutter großer Künſtler wäre, warum hätten dann auch nicht die Heiden in Teutſchland, oder andern ländern ihre Droz, Roberts u. ſ. w. aufzuweiſen?

Die reinere luft, welche das ehrwürdige Haupt des Jura umfließt, ſchafft und entfaltet nicht bloß ungewöhnliche Talente, ſondern erzeugt auch ſchönere und edlere Formen, als man in den tiefern Thälern ſieht. Schon in Neufchatel fanden wir ſchöneres Blut, als in der Teutſchen Schweiz. Die Bildungen beſonders weiblicher Cörper und Geſichter wurden immer feiner,

je höher wir den Jura hinankamen, und am feinſten waren ſie unſerm Bedünken nach in la Chaux de Fonds. Auch in der übrigen Schweiz bringen die Berge ſchönere Menſchen, als die niedrigen Gegenden hervor, und dies hindert mich, der Vermuthung des Herrn von Saußüre beyzutreten, welcher glaubt, daß die Luft in den großen Thälern, in welchen die Schweizeriſchen Städte liegen, vielleicht geſünder, als auf den hohen Bergen ſey. Die weibliche Kleidung im Fürſtenthum Neufchatel hat nichts Schweizeriſches oder eigenthümliches, ſondern iſt der Franzöſiſchen oder teutſchen ähnlich, und ſteht beſſer, als die Tracht der Berniſchen Bäurinnen.

Es that uns leid, daß unſere Umſtände uns nicht erlaubten, im la Chaux de Fonds noch länger zu bleiben, und die übrigen Merkwürdigkeiten und vorzüglichen Künſtler in Muße zu ſehen, und zu beſuchen. Ich reiſte aber mit dem feſten Vorſatze ab, noch einmal wiederzukommen, welches ſo gar ſchwer nicht iſt, da man la Chaux de Fonds von Nidau aus in einem einzigen Tage erreichen kann. Vom erſten Orte hat man, wenn man in die Landſchafft Erguel hinab will, nur noch eine kleine und nicht ſehr ſteile Erhöhung des Jura vor ſich. Wenn man aber dieſe einmal erſtiegen hat, ſo geht oder fährt man zehn Stunden hintereinander beſtändig, und zwar anfangs auf ſteilen, aber ſchön gemachten Wegen abwärts: den Weg über den Bieler Berg ausgenommen, der durch einen Einſchnitt in den Jura läuft, und bey weitem nicht ſo hoch, als das Gebirge ſelbſt iſt. Von la Chaux de Fonds aus trifft man alle halbe oder gar viertel Stunden wohlhabende und ſtädtiſche Dörfer an, in welchen gleichfalls Uhrmacher und Spitzenwirkerinnen wohnen. Als wir in das frucht-

bare Erguel herab kamen, das zwar keinen Wein, aber die ſchönſten Feldfrüchte trägt, weideten wir unſere Augen an den fetten Fluren und Wieſen, als wenn wir ihres Anblicks eben ſo viele Monate beraubt geweſen wären, als wir uns nur Tage von ihnen entfernt hatten: ſo ſehr waren unſere Augen durch die Einförmigkeit der Weinberge geſättigt, und durch die kahlen Thäler und Seiten des Jura ermüdet. Wir kehrten den Mittag in Courtelari ein, wo wir in dem Gaſthofe zur Lilie eben ſo gut, als in den Gaſthöfen gleiches Namens in Locle und la Chaux de Fonds bewirthet wurden, ungeachtet dieſe Straße nicht ſehr beſucht werden kann. Den Bellelay Käſe, den wir hier zum erſtenmale aßen, und das ſo genannte welſche Hammelfleiſch von den Höhen des Jura, die dem Biſchofe von Baſel, oder der Abtey Bellelay gehören, hatten einen eben ſo eigenthümlichen Wohlgeſchmack, als die Butter in La Tourne, oder der Honig in la Chaux de Fonds. Von Courtelari an wird das Thal immer enger, bis zwo bey Sonceboz ſich begegnende Ketten ſo nahe zuſammenrücken, daß nur eben Raum genug für die Schüß, die das ganze St. Imber Thal durchſtrömt, und die bequeme Straße bleibt, welche der Biſchof von Baſel durch dieſen Theil des St. Imber Thals und das ganze Münſter Thal angelegt hat. Ungeachtet dieſer Weg bis auf die Anhöhe vor Biel, mit mehrern andern Wegen in der Schweiz in Anſehung der Romantiſchen Situationen nicht zu vergleichen ſeyn ſoll; ſo geſtehe ich doch, daß ich bisher keinen ſo milden und feierlichen geſehen habe. Man iſt von beyden Seiten von den ungeheuren Armen des Jura ſo enge eingeſchloſſen, daß wir Nachmittags um fünf Uhr bey dem heiterſten Himmel nicht mehr Licht hatten, als man in großen Ebenen kurz nach Untergang

der Sonne zu haben pflegt. Ueberdem ſind die Seiten des Gebirges faſt durchgehends mit Tannen bewachſen, und ſcheinen um deſto höher und größer, weil man ſie beſonders Rechts von ihren Wurzeln an, bis zu den Gipfeln überſehen kann, ohne daß die obern Theile durch die niedrigern bedeckt würden. In dieſem engen Trichter oder Bergthale ſind zwo bis drey Stellen beſonders merkwürdig. Die erſte iſt nicht weit vom Eingange, wo drey bis vier hundert Schuh hohe Fels-Pyramiden auf einander gethürmt ſind, auf deren Abſätzen und Zwiſchenräumen mittelmäßige Tannen ſtehen, wodurch dieſe Gruppe außerordentlich mahleriſch wird. Noch furchtbarer ſind die Felswände oder Maßen, die man bey dem Eiſenhammer ſieht, welcher an der Schüß angelegt iſt. Doch machten weder die letztern, noch die erſtern, auf mich einen ſo ſtarken Eindruck, als die unerſteigliche Felsmauer, von welcher ich Ihnen in einem meiner vorhergehenden Briefe ſchrieb, daß man ſie von Nidau aus wahrnehmen könne. Weil die Breite des Weges gegen die entſetzliche Höhe dieſer ſenkrechten Felswand ganz verſchwindet, ſo iſt es nicht bloß, als wenn die Felsmauer über den Weg hinge, oder den Einfall drohte, ſondern als wenn ſie wirklich ſchon im Fallen wäre, und den Weg und alle, die ſich auf demſelben fänden, zerſchmettern wollte. Nicht das erſtemal allein, ſondern ſo oft ich hinanblickte, wurden meine Augen trübe, und mir ſelbſt fing an zu ſchwindeln, wozu ich ſonſt gar nicht geneigt bin. Hier hörten wir auch das Geſchrey von Adlern, die in ihren Lagern wahrſcheinlich niemals von Menſchen werden geſtört werden. Die Felſen am Wege, die man oft um des letztern willen geſprengt, oder weggeräumt hat, ſind in Anſehung ihrer Lagen, glaube ich, noch mehr, als in Anſehung ih-

res Stoffs verſchieden. Viele oder vielleicht die meiſten ſe- hen blätterichten, leicht von einander zu trennenden Schie- fern gleich: andere hingegen ſind wie künſtlich gearbeitete Quaderſtücke nach unregelmäßigen Richtungen durchſchnit- ten. Die Schauſpiele, welche die Schüß verſchafft, ſind noch mannichfaltiger, als welche der Jura darbietet. Denn bald fließt ſie ruhig und ohne alles Geräuſch an dem Fuße des Wanderers hin, und an einer dieſer Stellen beſinne ich mich, daß man eine Gondel unterhielt. An andern Stel- len, und oft nur in der Entfernung von wenigen Schrit- ten ſtürzt ſie ſchäumend über Felsſtücke und herabgefallene Bäume hin, die ſie in ihrem Laufe aufhalten. Oft hört man nur ihr dumpfes Gebrülle aus einer unabſehlichen Tie- fe herauf, ohne daß das ſchärfſte Auge und ſelbſt die Strah- len der Sonne ihr unzugängliches, und mit dem dickſten Geſträuche überſchattetes Bett durchdringen könnten. An ſolchen Stellen, wo man gräßliche Abgründe zur Seite hat, iſt der Rand der Chaußee mit einem feſten Geländer be- ſetzt. Durch dieſe Schutzwehr werden Reiſende nicht nur gegen einen jeden Zufall, der ihnen mit ihrem Wagen oder Pferden begegnen könnte, geſichert, ſondern es werden da- durch auch Trunkene vor einem gefährlichen Sturze bewah- ret. An den letzten Nutzen würde ich nicht gedacht haben, wenn mir nicht ein taumelnder Arbeiter aus Jlſingen be- gegnet wäre, der entweder, weil er die Gefahr nicht merk- te, oder weil er ſeinen Zuſtand verbergen wollte, immer an der rechten Seite des Weges ging, wo ein unglücklicher Tritt ihn auf einmal in eine Tiefe hätte hinabwerfen kön- nen, die ihn gewiß eben ſo wenig, als das Reich der Schatten wieder würde entlaſſen haben.

Weil die Luft ſo heiter war, als ſie auch an ſchönen Sommertagen ſelten zu ſeyn pflegt, und ich alſo hoffen konnte, daß ich die von der untergehenden Sonne vergol- deten Schneeberge in ihrer größten Herrlichkeit ſehen wür- de; ſo eilte ich die letzte halbe Stunde, ſo ſehr ich konnte, um aus den finſtern Mauren des Jura herauszukommen, und eine freye Ausſicht auf die Schneegebirge zu erhalten.

Ich war auch ſo glücklich, den Ausgang des engen Bergthals zu rechter Zeit zu erreichen, und konnte alſo von einer Höhe, welche mir die Schneeberge bis an ihre Füße zeigte, alle die Schauſpiele und unerwarteten Verwandlungen beobachten, welche die immer tiefer ſinkende Sonne an den majeſtätiſchen Alpen hervorbrachte. Als ich die Schneeberge zuerſt erblickte, glänzten ſie im weißlichen Schimmer der höhern Sonne, von welcher noch die ganze Landſchafft vor mir erleuchtet wurde. Es dauerte aber nicht lange, ſo ſenkten ſich die niedrigern Thäler, Hügel und Berge in dunkle Schatten, und die Schneegebirge allein kleideten ſich in einen Mantel von hohem roſenfarbenen Lichte, über welchen das menſchliche Auge nichts milderes ſehen, und die kühnſte Phantaſie nichts prächtigeres erdichten kann. Bald nachher wurden auch die Füße der höchſten Gebirge und ihrer kleinern Nachbaren in tiefe Nacht gehüllt; deren Finſterniß den roſenfarbenen Glanz erhöhte, womit die Häupter der erſtern umſtrahlt waren. In dieſen Augenblicken, in welchen außer den erhabenſten Spitzen, das ganze übrige Land mit Nacht bedeckt war, ſchienen mir die erleuchteten Gipfel einigemale viel tiefer, als ſonſt, und zugleich ſo nahe zu ſeyn, als wenn ſie das nächſte Thal begränzt hätten. Endlich wurde der Lichtkranz, mit welchem nur noch das Wetterhorn, Schreckhorn und die Jungfrau geſchmückt waren, immer kleiner, mattter, und bläulichter, bis er zuletzt in eben die Finſterniß verſchwand, die ſich ſchon eine halbe Stunde in den tiefern Gründen gelagert hatte.

Weil ich im Begriff bin, morgen nach Bern abzureiſen, und mit meiner Frau, und meinem Freunde Herrn Prof. Abel aus Stuttgart in die Gletſcher, und mit dem letztern in die kleinen Cantone zu gehen, ſo ſinne ich umher, ob ich nicht noch eines oder das andere über Bern, was ſie intereſſiren könnte, vergeſſen habe. Ich finde aber nur noch zweyerley: die Sprache und die Preiſe der Dinge. Von der erſten will ich ſo lange ſchweigen, bis ich ſie mit den Dialekten in den kleinen Cantonen werde vergleichen

können. Ueber den letztern Punct will ich Ihnen ſo viele Data mittheilen, als ſie brauchen werden, um ſelbſt ein Urtheil zu fällen.

Die Schweiz (denn was ich in Bern bemerkt und gehört habe, gilt mit kleinen Veränderungen auch von den übrigen Cantonen) die Schweiz alſo ſteht mit Recht in dem Rufe, daß der Aufenthalt darin viel theurer, als in Teutſchland ſey; und Montesquieu ſagte richtig, daß die Natur durch die Unfruchtbarkeit und Lage ihres Landes den Schweizern ſchon ſo ſchwere Taxen aufgelegt habe, daß ſie nicht viele andere mehr tragen könnten. Unter den Nothwendigkeiten des Lebens ſind nur allein Wein und Holz wohlfeiler, als bey uns. Den Preis des erſtern habe ich Ihnen ſchon zu einer andern Zeit gemeldet; vom letztern koſtet das Klafter in Nidau nur eine halbe Caroline, und in Bern zwanzig Batzen mehr. Von den übrigen zum menſchlichen Leben unentbehrlichen Dingen haben nur noch wenige denſelbigen Preis, wofür man ſie bey uns kauft; alle andern ſind viel theurer. Das erſtere gilt von Eyern, Milch und Butter; das letztere von Brod, Salz, Fleiſch, Geflügel, Lichtern, Seife, und ſelbſt von Fiſchen, ſo reich auch die Schweiz an Seen iſt. Von weißem Brod koſtet das Pfund 2 Batzen: Rind- Hammel- und Kalbfleiſch Jahr aus Jahr ein ſieben Creuzer: Schweinefleiſch 10 Creuzer: ein paar junge Hähne 4 bis 6 Batzen: junge Tauben vier bis fünf: ein Pfund Lichter auch fünf: Seife aber 6 Batzen, und ein Pfund Salz zu 17 Unzen gerechnet $3\frac{1}{2}$ Creuzer. Bey dem letztern müſſen ſelbſt ſolche Ausländer, die nicht in die Schweiz kommen, die Theurung in dieſem Lande am meiſten entgelten, weil das Salz in ſo großer Menge zu den Käſen gebraucht wird. Den Käſe habe ich nicht zu den Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet, ungeachtet er hier zur täglichen Nahrung gehört, und der Glarner Schabziger ſelbſt zum Frühſtück gegeben wird. Das Pfund vom guten Emmethaler Käſe koſtet auf der Stelle vier Batzen, andere noch geſchätztere Arten, wie Bellelay, Sanen und Urſeler Käſe ſind viel theurer. In Bern iſt das Geſinde-

lohn und die Häuſermiethe höher, als in Göttingen. Einem Mädchen bezahlt man jährlich 18 und mehrere große Thaler, oder 28 und mehr Thaler nach unſerm Gelde, und für 150 Thaler kann man keine ſo große und bequeme Wohnung, als bey uns haben. Von allen Gewürz- und Krämerwaaren iſt der Reis, glaube ich, die einzige, die nicht theurer, oder gar wohlfeiler, als in Göttingen iſt, weil man ſie aus der erſten Hand aus Italien bekömmt. Alle andere Gewürzwaaren ſind wegen des ſchweren Transports auf der Axe theurer, als bey uns. Weil die Lebensmittel ſo koſtbar, und die Handwerksleute im Ganzen nicht ſo fleißig ſind, als in Teutſchland, ſo kann man leicht vermuthen, daß ihre Arbeit auch theurer, als bey uns ſeyn müſſe, und dieſer hohe Arbeitslohn iſt es auch, der die Teutſchen Handwerkspurſche in ſo großer Menge in die Schweiz lockt. Unter den Fabrikwaaren ſind nur allein Bänder, ungedruckte Cattune, und einige leichte ſeidene Zeuge wohlfeiler, als bey uns: die Leinwand hingegen, ſo viel deren auch im Lande gemacht wird, hat mit der teutſchen einerley Preis, welches man auch von Franzöſiſchen Seidenwaaren ſagen kann. Die Tücher endlich und mehrere andere Engliſche, Teutſche, und Niederländiſche Waaren ſind viel theurer, einige faſt noch einmal ſo theuer, als bey uns.

Aus den kleinen Cantonen werde ich Ihnen ſchwerlich ſchreiben, weil das Poſtweſen darin noch nicht ſo gut, als in den größern eingerichtet iſt. Sie ſollen aber nichts dabey verlieren, weil ich ein ſehr genaues Tagebuch halten werde. Das Andenken an Sie und meine übrigen Freunde, wird mich nicht verlaſſen, ich mag an dem Rande von Gletſchern umher kriechen, oder die höchſten Berge erſteigen, u. ſ. w.

Nidau am 20. Jul.

Bayerische Staatsbibliothek München